Biogr. 743 n
Martius, E. H.,
REICHG.

191 X

<36632940070016

<36632940070016

Bayer. Staatsbibliothek

Erinnerungen

aus

meinem neunzigjährigen

Leben.

Von

Dr. Ernst Wilhelm Martius,

vormaligem Hof= und Universitäts=Apotheker in Erlangen.

Leipzig,

Verlag von Leopold Voß.

1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt in der J. P. A. Junge'schen Universitäts-Buchdruckerei zu Erlangen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Der Psalmist sagt: „Unser Leben währt siebenzig Jahre, und wenn's hoch kömmt, achtzig;" mich aber hat der Herr in seiner unerforschlichen Führung über dieses gewöhnliche Maaß weit hinaus gnädigst erhalten. Auch in meinen späteren Lebensjahren habe ich manche glückliche Schickung erfahren und manche Freude genoßen, wofür ich meinem Schöpfer und Erhalter nicht inbrünstig genug danken kann. Aber auch mancherlei Trübsal ist in der letzteren Zeit über mich gekommen. Ich habe viele meiner Geliebten von mir abscheiden sehen, und die Gebrechen und Schwachheiten des Alters führen vielerlei Beschwernisse und Sor-

gen mit sich, die ich doppelt empfinde, weil ich meine Tage nicht mit der Arbeit ausfüllen kann, woran meine rüstigere Zeit gewöhnt war. In solchen Stunden, da mich Schwäche des Leibes und Trübsinn der Seele heimsuchten, habe ich mir auch die Frage aufwerfen müssen: warum hat Dich der allweise und allliebende Vater der Menschen so lange erhalten, und zu diesen, nur Wenigen aus eigener Erfahrung bekannten Nöthen und Beschwerden aufgespart? Du mußt also doch noch zu irgend Etwas bestimmt seyn!

Bei solchen Betrachtungen bemerkte ich denn gar wohl, daß ich, nach unserer bürgerlichen Verfassung und nach meiner eigenen Befähigung, keineswegs im Stande sey, meinen lieben Mitbürgern etwas durch meinen Rath zu nützen, wozu die Greise im Gemeinwesen des Alterthums während ihres ganzen Lebens angeleitet worden sind und wie sie zu thun pflegten. Ebenso erkannte ich, daß ich in meiner einsamen Zurückgezogenheit den Jüngeren nicht mehr durch gutes Beispiel dienen könne, selbst wenn ich so gute Eigenschaften in der That besäße. Derlei Gedanken führten mich endlich darauf, daß ich vielleicht noch irgend einen kleinen Nutzen stiften könnte, wenn ich versuchte, einen Abriß

meines Lebens niederzuschreiben, welcher theilweise wie ein Beitrag zur Chronik von Orten dienen könnte, die mein Leben berührt hat. Ich war mir dabei recht wohl bewußt, daß ich keine merkwürdige Thatsache berichten könne, die sonst unbekannt bleiben würde, auch daß die Ereignisse meines eigenen Lebens sehr einfach gewesen, obgleich ich, am Anfang des siebenjährigen Krieges geboren, gar große Dinge erlebt habe: die stille Zeit der siebziger und achtziger Jahre, die französische Revolution, die Geburt der großen amerikanischen Republik, die Auflösung des heiligen römischen Reichs, Napoleons Zwingherrschaft und die glorreiche Befreiung des Vaterlandes, die deutschen Constitutionen. Welcher Aufschwung, welche Entdeckungen in den praktischen Wissenschaften: Blitzableiter, Telegraphen, Gasbeleuchtung und Luftballone, Eisenbahnen und Dampfschiffe, neue Metalle, und wie viele andere wichtige Entdeckungen im Bereiche der Chemie und Physik! Aber ein so langes Leben von neunzig Jahren, worin ich acht Landesherrn gehabt: Markgraf Friedrich und Markgraf Christian Friedrich von Baireuth, Markgraf Carl Alexander von Ansbach, die Könige Friedrich Wilhelm **II.** und **III.** von Preußen, Napoleon, König Maximilian Joseph und König

Ludwig von Bayern, giebt mir Gelegenheit, von vielen Menschen Gutes zu sagen. Auch glaube ich, einige Bemerkungen machen zu können, die zunächst meinen werthen Standesgenossen nützlich seyn, oder einiges Licht auf die Veränderungen werfen können, welche sich während der Zeit, da ich thätig war, mit dem Apothekerstande und überhaupt in den Ständen, mit denen ich gelebt, in Deutschland zugetragen haben. Die Geschichte der Menschheit besteht am Ende doch nur aus Familiengeschichten, welche vor dem großen Vater aller Menschen nebeneinander sich entwickeln sollen. Warum also nicht auch meine einfache und harmlose Geschichte erzählen?

Die nächste Veranlassung zu diesem meinem so späten schriftstellerischen Versuch, für den ich allerdings Manches in früheren Aufzeichnungen vorbereitet hatte, ist mir durch die so würdige pfälzische Gesellschaft für Pharmazie und Technik gegeben worden, indem sie mir die große Ehre erwies, ihrem Vereinsjahre 1846 meinen Namen vorzusetzen, und von mir die Mittheilung eines Abrisses meines Lebenslaufs verlangte. Als eine weitere Ausführung jenes Abrisses sind die folgenden Blätter zu betrachten.

Und so will ich denn diese Aufzeichnungen in Gottes Namen der Oeffentlichkeit übergeben. Daß dieses noch bei meinen Lebzeiten geschieht, werden mir die Billigen nicht als eine Eitelkeit auslegen. Eine derartige Schrift mit der Bestimmung versehen, daß sie erst nach dem Tode des Verfassers gedruckt werden soll, scheint mir ihr eine Bedeutung oder Wirkung zuzuschreiben, die ich weit entfernt bin von der meinigen vorauszusetzen. Wenn ich dagegen dieselbe während meines Lebens gerne veröffentlichet sehe, so geschieht es, wie der wohlwollende Leser mir hoffentlich glauben wird, nicht um das Lob eines schriftstellerischen Verdienstes zu ärnten, wofür der mehr als neunzigjährige Greis wahrlich nicht mehr empfänglich ist, sondern einzig und allein deshalb, weil ich in meinem ganzen Leben ein Freund vom Fertigmachen war, und also gerne das, womit ich meine letzten, außerdem beschäftigungslosen Jahre ausgefüllt habe, ebenfalls zu Ende gebracht sähe. Auch gestehe ich, daß es mich freuen würde, wenn ich auf diese Art den einzigen, mir möglichen Tribut der Neigung und Verehrung an meine werthen Standesgenossen abtragen könnte. Gerne möchte ich nämlich mit diesen anspruchslosen Erinnerun-

gen ein öffentliches, wenn auch geringes Denkmal der Liebe für einen Stand errichten, dem ich stets mit Leib und Seele angehört habe, wobei ich denn auch hier meine aufrichtigsten Wünsche ausspreche für seine fortwährende Blüthe im deutschen Vaterlande, das Gott segnen wolle zu steigender Eintracht, Kraft und Ehre für und für.

Erlangen, den 12. Juni 1847.

Dr. E. W. Martius.

Inhalt.

Jugendjahre. Culmbach. Lehrzeit in Erlangen 1756—1776. S. 1 — 19.

Meine Eltern und Voreltern, Seite 1—3. Jugendjahre, S. 4. Bürgerliche Gebräuche in Culmbach, S. 5. Die alte Bauhütte auf der Festung Plassenburg, S. 7. Lehrer, S. 7. Die Markgrafen Friedrich und Christian Friedrich, S. 8—10. Ich entscheide mich für die Apothekerkunst, S. 11. Lehrzeit in Erlangen, S. 12—16. Die Trachten von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an, bis S. 19.

Erste Ausfahrt. Coburg. Kaufbeuern. 1777 — 1778. S. 19 — 28.

Meine Condition bei Hofapotheker Prick in Coburg, S. 19—24. Kaufbeuern und Herr Rathsherr Schnell, S. 24—25. Die heilige Crescentia, S. 25. Vom Aberglauben, Teufelsspuck, Exorcismen u. dgl. bis S. 28. —

Rückkehr von Kaufbeuern nach Erlangen 1778 — 1779. Erster Aufenthalt in Regensburg 1779 — 1782. S. 28 — 51.

Mühseligkeiten des Apothekerstandes, S. 29 — 30. Hofrath Johann Philipp Julius Rudolph, S. 30. Mein Eintritt in die Offizin des Assessors Pflanz, S. 31. Fürst Carl Anselm von Thurn und Taxis, S. 32. Ein politisches Volksgedicht nach dem Kartoffelkriege, bis S. 34. Kaiser Joseph, S. 35. Der Physiker P. Placidus Heinrich, S. 36. Die Pharmazie im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts, S. 37. Die Kunst, Pflanzen nach dem Leben abzudrucken, bis S. 40. Die Fürstliche Taxische Thierhatze und andere öffentliche Vergnügungen zu Regensburg, bis S. 47. Verhältniß der Stände zu einander, bis S. 49. Die häuslichen Verhältnisse im Handwerksstande, die öffentliche Sittlichkeit und der Credit, S. 49 u. 50. Die Grippe in Regensburg, S. 51.

Von Regensburg nach Dillenburg und Wezlar 1782—1785. S. 52 — 64.

Frankfurt. Die Herrn Leonhardi, Saltzwedel und Piodaz, S. 52 — 55. Dillenburg. Die deutsche Medizinal-Gesetzgebung. Dr. Becker, S. 56 u. 57. Demois. Dörrien, S. 58. — Wezlar. Meine Methode, Pflanzen nach dem Leben abzudrucken, S. 59—61. Winterpromenade und Zigeuner, S. 63. Die Aerostaten und Lor. v. Crell, S. 64.

Aufenthalt in Strasburg 1785. S. 65 — 91.

Reise über Frankfurt, Mannheim, Neustadt a. d. H. und Hagenau nach Strasburg, S. 65—70. Ueber die Pedanterie im Apothekerstande und einige Gründe derselben, S. 66 u. 67. Alterthümliche Bereitung des Theriak, S. 68. Das Schauspiel in Frankfurt und Mainz, S. 70. Die Buchdruckerei von Beaumarché in Kehl, S. 71. Haus und Offizin des Herrn Hecht, S. 71. Prinz Maximilian Joseph von Pfalz-Zweibrücken, S. 72. Die französische Garnison in Strasburg, S. 73. Die aërostatischen Figuren von Enslen, S. 74. Graf Cagliostro und seine Heilmittel, S. 75—77. Rosenkreuzer und Goldmacher, S. 78. Der Strasburger Münster, S. 79. Pigalles Monument des Marschall v. Sachsen, S. 80. Von Gyps-Abgüßen, Medaillen und Gemmen, S. 81—88. Lobstein, Spielmann und Hermann, S. 89. Ins vogesische Gebirge, S. 90. Zwei Kirchenräuber werden lebendig verbrannt, S. 90.

Aufenthalt in Mainz 1785—1787. S. 91—100.

Graf Romanzow und der Luftschiffer Blanchard in Frankfurt, S. 92. Hofapotheker Vahlkampf in Mainz, Friedrich Carl von Ertal, von Sömmerring, Georg Forster, Hofrath Hofmann, Carl Theodor von Dalberg in Mainz, S. 93—96. Der scharfsinnige Scharfrichter, S. 97. Der Medailleur A. F. Stieler, S. 99.

Neuer Aufenthalt in Erlangen und in Baiersdorf 1787 bis 1788. S. 101 — 112.

Superintendent Bodenschatz in Baiersdorf, S. 102. Der Dorfpfarrer und die Maitresse Gräfin Cosel, S 102—106. Die falsche Convertitin, S. 106—110. Johann Tobias Mayer, Professor der Physik in Erlangen, S. 111.

Zweiter Aufenthalt in Regensburg 1788 — 1791. S. 112 — 132.

Mein Provisorat im Hause Ströhlin, S. 112 u. 113. Graf v. Görtz, S. 114. Ein Selbstmörder, Opfer des Pharotisches, S. 114. Experimente aus der pneumatischen Chemie, S. 115. Superintendent Dr. Schäffer, S. 116. Heinr. Dav. Hoppe und die von uns gestiftete botanische Gesellschaft, S. 117—126. Aerztliche Systeme, S. 127 u. 128. Türkische Lunten, S. 129. Das Werbsystem im deutschen Reiche, S. 129—132.

Rückkehr nach Erlangen. Gründung des eigenen Heerdes 1791. S. 133 — 169.

Vorspiel der französischen Revolution, S. 133. Ich verlasse Regensburg, und siedle mich in Erlangen an, S. 134. Mein phar-

mazeutisches Examen, und die drei Examinatoren, S. 135. Heinr. Friedr. v. Delius, S. 136—141. Jacob Friedr. Isenflamm, S. 141—143. Präs. v. Schreber, S. 143—151. Meine Verheirathung, S. 151. Erlangen unter Hardenberg, S. 152—153. Friedr. Hildebrandt, S. 154 u. 155. Alex. v. Humboldt, S. 155. Eugen Esper, S. 156—160. Fried. v. Wendt, S. 160—162. Bernh. Schreger, S. 163—165. Heinr. Friedr. Loschge, S. 166 u. 167. Legitimation der unehrlichen Leichen, S. 168.

Erlangen beim Anfange der französischen Revolution S. 169 — 182.

Mineralogische Ausflüge, S. 170. Werner aus Freiberg, S. 171. Hagen aus Königsberg, S. 173. Preußische Neutralität, S. 174. Herzog Friedrich von Würtemberg, S. 175. Französische Emigrés, S. 176. Die Neujahrsgeschenke aus den Apotheken, S. 178. Studenten und ihre Verbindungen, S. 179—182.

Mein Eintritt in die Freimaurerei 1798. S. 182—190.

Die Freimaurerei in den fränkischen Fürstenthümern unter der Krone Preußen, S. 183, und in Bayern unter Karl Theodor, S. 185 und Max Joseph, S. 186. Charakter der deutschen Maurerei, S. 188—190.

Sophie Caroline Marie, Markgräfin von Brandenburg in Erlangen. 1764—1817. S. 190—202.

Charakter und Hof der Frau Markgräfin, S. 190—194. Schloßbrand, 195—196. Die Brandenburgischen Fürstengrüfte, S. 197. Aus der Geschichte der Stadt Erlangen, 198—200. Herstellung des Opodeldoc und der Briquets suroxygénés, S. 201—203.

Mein Hauswesen. S. 203 — 216.

Erziehung, S. 204. Hausordnung, S. 205—207. Meine Lehrlinge Joh. Chr. Heinr. Wolf, Wilh. Raab und Friedr. Nees von Esenbeck, S. 207 u. 208. Ein Opiumesser, S. 210. Von der Ordnung, S. 211. Salomon Walther, S. 212—216.

Die Hausgenossen und Freunde. S. 216 — 226.

Friedr. Aug. Müller, S. 217. Gebr. Lang, Fischer und Baron v. Wangenheim, S. 218. Hagenbach, Gebr. v. Tscharner, Bertram, S. 219—221. Lembke, v. Houwald, Abbt, Büsching, Harleß, Goldfuß, G. Bischof, v. Reichmeister, S. 221. Spaziergänge, S. 222—224. Winterunterhaltungen, S. 224. Die geselligen Vereine in Erlangen, S. 225—226.

Während der Kriegsstürme und der französischen Occupation 1800 — 1810. S. 226 — 239.

Berufung der Professoren v. Ammon, Marheinecke, Fichte, Horn, S. 227. Verletzung der preußischen Neutralität durch Bernadotte und Mürat, S. 227. Oesterreichische Flüchtlinge, nach der Uebergabe von Ulm, S. 228. Ansbach an Bayern abgetreten, S. 229. Französische Durchmärsche vor der Schlacht von Jena, S. 230. Calamitäten der Universität und Stadt, S. 231. Stiftung der physikalisch-medizinischen Societät, S. 232. Apotheken-Visitationen, S. 233—237. Ein Blitzstrahl, S. 237. Besitzergreifung durch die Krone Bayern, S. 239.

Der Befreiungskrieg und die folgenden Friedensjahre 1812 bis 1824. S. 240 — 257.

Französische und russische Einquartierungen, S. 240. Mein Militärdienst, S. 241. Mein Eintritt als Docent an der Universität, S. 242. Silberne Hochzeit; — das Attentat von Sand, S. 245. Präs. Nees v. Esenbeck, S. 246. Rückkehr meines älteren Sohnes aus America, S. 247. König Maximilian Joseph von Bayern, S. 248—252. Fraunhofer, 253. v. Schlichtegroll, Bar. v. Moll und v. Schrank, S. 254—256. Die bayerische Verfassung und die ersten Wahlen zur Ständeversammlung, S. 257.

Der Abend der Ruhe. Seit 1824. S. 258—321.

Reise an den Rhein bis Cöln, S. 259—265. Reise nach Salzburg und Aufenthalt im bayerischen Gebirge, S. 266—273. Die Vorstellung der Passion in Oberammergau, S. 274—279. Der Münchner Bierkrawall 1844, S. 281. Erzherzog Karl, S. 282. W. C. Fikentscher, Joh. Barth. Trommsdorff und H. Zschokke, S. 283—285. Zusammentritt bayerischer Pharmazeuten, S. 286. Die Pharmazie in Deutschland während meines Lebens, S. 287. Die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Erlangen S. 301. Meine goldene Hochzeit, S. 302. Tischrede eines goldnen Hochzeiters, S. 305—310. Säcularfest der Erlanger Universität, S. 311. Monument am Donau-Main-Kanal, S. 312. Der Weltgang während meines Lebens, S. 314. Die körperlichen Beschwernisse des Alters, S. 315. Ueber die Standhaftigkeit, S. 317—320. Schluß, S. 321.

Jugendjahre. Culmbach. Lehrzeit in Erlangen. 1756 — 1776.

Ich erblickte das Licht der Welt am 10. September 1756, im Anfangsjahre des siebenjährigen Krieges, zu Weissenstadt, einem kleinen Städtchen des Fürstenthums Baireuth, am Fichtelgebirg. Mein Vater war der dortige Diaconus Philipp Conrad Samuel Martius, geboren am 11. März 1710, meine Mutter Johanna Katharina Antonia, geborne Weinl. Meine Aeltern hatten vor mir einen Knaben und zwei Mädchen erzeugt, und ich, als das vierte Kind, schloß diesen Segen, genoß aber kaum des Glückes, meinen Vater zu kennen, da er uns schon nach wenigen Jahren durch den Tod entrissen wurde.

Unter welchem Gestirn ich geboren worden, weiß ich nicht: ich habe mich niemals auf Astrologie verlegt. Saturnus, so fern er ein hohes Alter verleiht, ist vielleicht dabei im Spiele gewesen. Inzwischen ist er von mürrischer Natur, während die Sterne mir ein heiteres Gemüth verliehen haben, ohne welches ich des langen Lebens Last wohl auch nicht so leicht würde getragen haben. Genug, ich will diese meine Lebens-

geschichte mit einem frohen und dankbaren Gefühle anfangen, denn wenn ich die guten und die schlechten Tage zähle, siehe, so sind jener viel mehr gewesen, wofür der Herr im Himmel dankbarst gepriesen sey.

Meines Vaters nächste Vorfahren hatten alle dem geistlichen Stande angehört, und eine ansehnliche Nachkommenschaft hinterlassen. Der Großvater Georg Samuel, der (am 22. November 1664 geboren) am 3. Juni 1740 als Pastor Primarius und Inspector zu Redwitz gestorben war, hatte sechs Töchter und acht Söhne gezeugt. Dessen Vater Nicolaus, der als Cantor zu Berg am 28. Nov. 1695 verstorben, war aus drei Frauen mit zehn Töchtern und acht Söhnen gesegnet. Mein Ur-Urgroßvater Aegidius (1585 zu Asch in Böhmen geboren und dort als Rathsverwandter und Kirchenvorsteher verstorben) hat in unserem Stammbaume noch drei Männer vor sich, bis zu Galeottus Martius, aus Narni in Umbrien gebürtig, in dem meine Familie den Gründer der deutschen Martius verehrt. Dieser war ein Schulmann, Philosoph, Astrolog und des Königs Mathias Corvinus Bibliothekar. Manches, was er selbst in seinen Anlagen und seiner Gemüthsart hatte, scheint sich auf die Familie herabvererbt zu haben. Einige Physiognomiker wollen behaupten, daß seine Gesichtszüge, welche in einer silbernen großen Medaille, die in dem kaiserlichen Antikenkabinet zu Wien zu sehen ist (und von der ich einen versilberten Abguß in Blei aufbewahre) in denen meines Großvaters und in denen meiner Wenigkeit noch angedeutet sind. Doch war der alte Herr so wohlbeleibt, wie keiner seiner Nachkommen. Diese haben sich, nach dem alten Spruch „Seyd fruchtbar und mehret Euch", von Böhmen aus, namentlich in Franken und Sachsen ausgebreitet, und zwar in zwei Linien: deren erste von meinem Ur-Urgroßvater Aegidius, die andere von dessen Halbbruder Georg sich ableitet, welcher 1679 als

Superintendent zu Bayersdorf starb. Der geistliche Stand ist, wie gesagt, häufig in unserer Familie, und vielleicht der vorwaltend ergriffene, aber auch Kriegsleute und Kaufleute, Aerzte, Staatsbeamte und Handwerker kommen darin vor. Ich bin, meines Wissens, der erste gewesen, der sich der edlen Apothekerkunst gewidmet hat.

Eine theologische Bibliothek war, wie dieß bei den geistlichen Herrn gar oft der Fall ist, fast das einzige Vermögen, was mein Vater seiner Wittwe hinterließ. Diese hatte, nach der damaligen Verfassung, sich auch keiner Pension zu erfreuen. Sie nahm daher ihr eingebrachtes, nicht beträchtliches Vermögen zusammen, und zog mit uns Kindern von Weissenstadt nach Culmbach, wo bereits ihre Mutter und ihre ältere Schwester, beide als Wittwen lebten. Hier erkaufte sie in der Vorstadt, auf dem sogenannten Röhrenplatze, ein Haus mit einem Garten, worin sie uns mit liebevoller Sorgfalt erzog. Meine Mutter war die Tochter eines vortrefflichen Geistlichen, des Pfarrherrn Weinl zu Drossenfeld im Fürstenthum Baireuth, und einer gescheuten, frommen Mutter, einer gebornen Freyin von Hüls aus Nürnberg. Der gute Same, der in ihr Herz und ihren Geist gelegt worden war, gieng auf, um auch ihren Kindern von Nutzen zu seyn. Sie war eine Frau von resolutem Charakter, voll Verstandes, voll Frömmigkeit und von einer heiteren Gemüthsart. Die Trübsal eines frühen Wittwenstandes trug sie mit Ergebung. Keine Noth vermochte ihren Charakter zu überwältigen, immer behielt sie ihren Gleichmuth und ihre Zuversicht auf die väterliche Leitung des Höchsten. Die Erziehung, welche sie uns gab, war nichts weniger als splendid, aber mütterliche Sorgfalt und treue Liebe bewachte und bewahrte uns. Sie war eine verständige, wohlerfahrne Hausfrau. Im Hause herrschte bei großer Einfachheit und Frugalität eine unverbrüchliche Ordnung.

Bis in ihre späten Jahre blieb sie eine schöne alte Frau, erhielt sich stets in einer sehr einfachen, nach damaliger Wittwensitte ehrbaren und höchst reinlichen Kleidung. Demgemäß legte sie denn auch vor Allem den Sinn für Ordnung, für Wahrheit und Rechtlichkeit in das Herz des lebhaften Knaben, den sie eben so liebevoll als ernst und strenge behandelte. Welche Tugenden eine Wittwe hat, die, so allein stehend, ihre Kinder erzieht: das wird vom männlichen Geschlechte gar oft nicht hinreichend gewürdiget!

So verlebte ich denn in dem mütterlichen Hause eine stille, aber harmlose Jugend. Mein Knabenalter war die glücklichste Zeit meines Lebens. In einem Gefühle kindlicher Zufriedenheit wuchs ich, in der schönen Umgebung von Culmbach, heran. Die Stadt liegt in einer romantischen Gegend, zwischen drei Bergen, dem Festungsberg, worauf die Plassenburg steht, dem Rehberg und der kalten Marter. Schon als Kind lernte ich die Kunst, mich allein zu unterhalten. Noch im spätesten Alter erinnere ich mich an die beseligende Freude, die mir während des Sommers die bunten Wiesen und frischen Wälder, im Winter die beschneiten Berge darboten. In kindlichem Frohsinn jagte ich mit meinen Gespielen Will, Meyer, Andreas Fleischmann, Hoffmann und den Gebrüdern Billing *) dem

---

*) Gerne nenne ich hier die ersten Freunde meiner Jugend. Will ward Regierungs-Sekretär in Bayreuth, Meyer ein hochgeehrter Pfarrherr in Kaierlinbach und später in Kirchenlamitz, Hofmann verlor schon als Knabe durch eine Krankheit das Gehör und ergab sich dann der Malerkunst. Er ward ein vortrefflicher Landschafter in der Guache-Manier und fand sein Unterkommen in dem gastfreundlichen Schlosse des Grafen von Giech zu Thurnau. Er hat sich auch durch seine sorgfältige Sammlung deutscher Schmetterlinge bekannt gemacht. Das Leiden dieses geliebten Jugendfreun-

Schmetterling nach, der sich auf die Blumen setzte. Im Winter aber lauschte ich mit stillem Staunen dem geheimnißvollen Murmeln des Bächleins, das in der Nähe der Stadt floß und sich nun mit einer krystallenen, starren Eiskruste bedeckt hatte. Ich gedachte, wie ich im verflossenen Sommer auf demselben Wasser einen Schachteldeckel, mit seinem Wimpel von buntem Papier als Schiff hatte schwimmen lassen, und in dem Geiste des Knaben dämmerte die erste Ahnung von dem ewigen Wechsel in der Natur. Alle diese Eindrücke von der friedsamen, schönen Umgegend und von dem Stillleben der kleinen aber betriebsamen Stadt sind ohne Zweifel nicht ohne Einfluß auf meine Gemüthsart und auf die Weise geblieben, wie ich später die Welt betrachtet habe, denn auch die Kinderzeit bildet mit an dem Manne.

Die Bürger von Culmbach hielten damals noch fest an gewissen alten Gebräuchen und gewerblichen Herkommen, welche jetzt mehr und mehr in unsern deutschen Städten verschwinden und einer neuen Zeit, mit veränderten Sitten, Platz machen. Die einzelnen Gewerbe feierten ihre Stiftungs-Jahrstage durch öffentliche Umzüge mit Musik und Fahnen. So z. B. die Bäcker. Die Metzger führten einen Stier und ein Kalb, mit Blumenkränzen reich verziert durch die Stadt. In der Nähe der „Burg" hielten sie, und es begann eine Art von dramatischer Vorstellung, worin der Stier, unter mehrfachem Feilschen, verhandelt werden sollte. Während sich aber Käufer

---

des war gewissermassen der erste Schmerz, womit mein Leben bekannt wurde. Von den Gebrüdern Billing ward der eine Stadtrath in Culmbach, der andere Pfarrer in Ipsheim. Alle diese Lieben sind vor mir heimgegangen. Der letzt' Uebrige aus diesem Kreise, Andreas Fleischmann, Kaufmann in Culmbach, starb am 12. April 1846, einen Tag vor seinem 91sten Geburtstage.]

und Verkäufer bei dieser humoristischen Verhandlung erhitzten, ward der Stier freigemacht und gereizt, so daß er nun, brüllend und mit vorgestreckten Hörnern durch das Städtchen stürmte, zur großen Ergötzung des Publicums, welches sich an den Fenstern versammelt, und der lieben Stadtjugend, die sich, vom Bettelvogt bedroht, hinter Mauern und Zäunen in Sicherheit gebracht hatte, bis das Thier von der Metzgergilde wieder aufgefangen und im Triumph zurückgebracht wurde. Die Küfer hielten an ihrem Jahrstag einen fröhlichen Aufzug und Reifentanz. Sie belustigten die Stadt durch ihre Sprünge, und der Hanswurst, welcher die Hauptperson machte, wußte mit allerlei harmlosen derben Witzworten die allgemeine Fröhlichkeit zu befördern. Das war denn allerdings eine glückliche Zeit, in der man noch nichts von Pauperismus, von Communisten und Socialisten hörte!

Die Bevölkerung war fast ganz lutherisch; aber die Cisterzienser-Abtei Lankheim nächst Lichtenfels im Bisthum Bamberg besaß in der Stadt unterhalb des Schloßberges eine Expositur, der Mönchshof genannt, welche von zwei Kloster-Geistlichen versehen ward und von Zeit zu Zeit von dem Prälaten besucht wurde. Später, unter der k. bayerischen Regierung, erhielten die Katholiken für die Kapelle im Mönchshof, welcher von dem Rentamt eingenommen wurde, die Spitalkirche zum paritätischen Gebrauch. Es herrschte damals die größte Duldsamkeit zwischen den Bewohnern der verschiedenen Confessionen, wie sich denn namentlich das Bisthum Bamberg durch freisinnige Fürsten und eine aufgeklärte Bevölkerung vor manchen andern Gegenden des lieben deutschen Vaterlandes auszeichnete.

Hier will ich auch, als eine nur wenig bekannte Thatsache anführen, daß in früheren Jahrhunderten auf der Plassenburg eine von den zweiundzwanzig deutschen Bauhütten bestand, welche von jener großen in Strasburg abhängig wa-

ren, und aus denen später die deutsche Freimauerei hervorgegangen ist. Die Verbindung dieser sogenannten Bauhütten untereinander, als eigenthümlicher Kunstverbrüderungen und als der Mittelpunkte für gewisse höhere wissenschaftliche und artistische Kenntnisse in der Baukunst, hatte etwas Geheimnißvolles, und ist zur Zeit noch nicht völlständig aufgeklärt. Sie dauerte auch noch in spätere Zeit fort, wie denn der Reichstag zu Regensburg erst am 16. März 1707 die Verbindung der deutschen Bauhütten mit Straßburg aufhob, nachdem diese Stadt nebst dem Elsaß vom deutschen Reiche war abgerissen worden. Die deutschen Städte aber, von welchen gesagt wird, daß sie zuerst solche, gewisse Mysterien besitzende Bauhütten gehabt hätten, sind: Ansbach, Augsburg, Basel, Constanz, Dresden, Frankfurt a/M, Freiburg i/B., Hagenau, Heidelberg, Heilbronn a/N., Mainz, Meisenheim, München, Nürnberg, Plassenburg, Regensburg, Salzburg, Schlettstadt, Speier, Stuttgart, Ulm und Zürch. Unter Kaiser Rudolph II. scheint diese Sache schon eine andere Gestalt gehabt zu haben, denn damals sollen es die Bauhütten in Wien, Magdeburg, Zürch und Straßburg gewesen seyn, welche die Arbeiten der Bau-Gewerke leiteten.

Meinen ersten Unterricht erhielt ich von dem Sohne einer Schwester meiner guten Mutter, dem Schul-Amts-Candidaten Elbel, bis derselbe in das Pädagogium zu Halle übergieng. Dann trat ich in das Culmbacher Gymnasium, welches man Lyceum zu nennen pflegte. Meine Lehrer Kießling, Maison und Heerwagen waren gelehrte Männer, und ich zolle ihnen noch jetzt Dank für die Sorgfalt ihres Unterrichts, ohne über die Strenge mit ihnen zu rechten, die in den unteren Klassen gegen kindischen Uebermuth manchmal in einer Weise geltend gemacht wurde, daß auch der Unschuldige mit den Schuldigen leiden mußte. Damals war es noch Sitte, den thierischen, leiblichen

Menschen tüchtig abzustrafen. Die öffentliche Erziehung gieng gleichen Schritt mit der Gesetzgebung und Administration, wo der Stock und harte, grausame Strafen noch eine große Rolle spielten. Die Hauptsache aber war, daß die liebe Schuljugend besonders durch häufige Gedächtnißübungen und durch viele Aufgaben angehalten wurde, etwas Tüchtiges zu lernen. Die damalige Methode war so beschaffen, daß man in der Schule zwar nicht so vieles und so vielerlei als gegenwärtig, aber um so gründlicher und nachhaltiger für das ganze Leben erlernte. Die jetzt lebende Jugend kann Gott nicht genug danken, daß ihr das Lernen so leicht gemacht wird. Denn die Gründe wurden damals nicht angegeben; die sollte sich ein jeder Schüler selbst aus den Schulbüchern heraussuchen. Ausführliche, mündliche Erklärungen wurden nicht ertheilt. „Es muß so und so seyn" hieß es, und dabei ließen es die ernsthaften Herren Professoren gar oft bewenden.

Zu der Zeit meiner frühsten Jugend regierte Markgraf Friedrich, genannt der Leutselige. Wenn dieser allgeliebte Fürst Culmbach mit einem Besuch beehrte und von der alten Festung Plassenburg mit dem Donner der Kanonen begrüßt wurde, stand auch ich unter der übrigen deutschen Schuljugend im Spaliere aufgestellt, durch welches er fahren mußte, um in dem sogenannten „Prinzessen-Garten" oberhalb des Röhrenplatzes abzusteigen. Da die frühsten Jugendeindrücke am längsten haften, so kann ich mir noch wohl erinnern, wie der stattliche Herr freundlich das in ehrfurchtsvollem Schweigen den Landesherrn empfangende Volk grüßte. Aber das hätte ich nicht ahnen können, daß ich als ein Achtundachtziger der Enthüllung des Denkmals zusehen würde, welches König Ludwig von Bayern jenem Markgrafen als dem Stifter der Erlanger Universität hat setzen lassen.

An seinem Hofe zu Baireuth war dieser aufgeklärte Fürst

von einer Pracht und einem Aufwande umgeben, die freilich seinen Revenuen nicht angemessen waren. Außer einem ansehnlichen Hofstaate unterhielt er eine mit italienischen Sängern und Tonkünstlern gutbesetzte Kapelle und ein Theater mit ausgezeichneten Schauspielern und Tänzern. Auch ein Paar von Mohren ließ Seine Durchlaucht kommen, um diese Menschenraçe in seinen Landen fortzupflanzen, welche Absicht jedoch, im Conflicte der Curiositäten nicht erreicht werden konnte. Auf der andern Seite hatte Markgraf Friedrich auch das schöne Verdienst, Künste und Wissenschaften zu befördern und Wohlstand unter den Bürgern zu begründen. Er verschönerte seine Residenz durch nützliche Gebäude, wie das Regierungs- und Canzley-Gebäude, das Opernhaus, die Münze, das Reithaus u. s. w. Auch Erlangen, wohin er sein Hoflager öfters monatweise verlegte, gewann durch des Markgrafen Kunstliebe. Er erbaute das schöne Komödienhaus mit dem anstoßenden geräumigen Redoutensaal und verschönerte den Schloßgarten, der gegenwärtig auch den botanischen Garten einschließt. Die vom Markgrafen Georg angelegte Eremitage bei Baireuth, einer der merkwürdigsten fürstlichen Lustorte in Deutschland, erhielt durch ihn die wesentlichsten Verschönerungen an künstlichen Ruinen, Tempeln, springenden Wassern u. s. w. Die heitere und ungezwungene Art des Markgrafen, die häufigen Feste, die er, ein wahrer Bürgerfreund, nicht blos dem Adel, sondern allen Ständen gab, gewannen ihm die Herzen seiner Unterthanen in so hohem Grade, daß sie die großen Schulden, welche er auf das Fürstenthum häufte, nicht hoch anrechneten. Ja er durfte sich wohl manchen Scherz erlauben, dergleichen jetzt unter die unerhörten Dinge gehören, wie das Jalappen-Confect, welches auf einer Redoute in Baireuth herumgereicht wurde. Seine einzige Tochter, in erster Ehe mit einer Schwester Friedrichs des Großen erzeugt

und an einen Herzog von Würtemberg vermählt, lebte ebenfalls im Fürstenthum. Sie gründete den Lustort Fantasie und bildete in Sanspareil die Localitäten aus Fenelons Telemach im Kleinen nach. So fehlte es dem kleinen Hofe nicht an Reizen, die im Volk Anklang fanden. Dieß änderte sich aber alles, da Markgraf Friedrich (geb. 10. Mai 1711) zu allgemeiner Trauer des Landes am 26. Febr. 1763 starb. Ihm succedirte Markgraf Christian Friedrich, der bisher ganz abgeschieden zu Wandsbeck gelebt hatte. Unter diesem gutmüthigen aber schwachen und frömmelnden Herrn gieng's gar klein und stille zu. Und es war kein Wehklagen im Lande, als er 1769 starb. Zu meinen frühsten Erinnerungen gehört, daß ich diesen Herrn auf dem Paradebette liegen sah, in einem mit rothem Sammt und goldenen Tressen beschlagenen Sarge, um welchen Gueridons mit brennenden Lichtern und die Gardereuter in voller Armatur standen. Die Leiche war beim Einbalsamiren in Branntwein gelegt worden, dieser aber in Brand gerathen, wovon sie ein Mal an der Stirne erhielt, das nun dickaufgestreuter Haarpuder verdecken mußte. Nachts, bei Fackelschein wurde die Leiche unter einer Eskorte von Militär nach der markgräflichen Gruft in Himmelskron abgeführt. Dieser lugubre Anblick ist mir noch jetzt in hohem Alter gegenwärtig. Der Tod macht niemals einen mächtigeren Eindruck, als in der unerfahrenen Jugend; denn leider hat man mit zunehmenden Jahren gar zu oft Gelegenheit wahrzunehmen, wie immer ein Todesfall dem andern die Hand giebt. Vitae pars prima semet ipsam nescit; media curis absolvitur; ultima vero molesta senectute premitur.

Während des siebenjährigen Krieges ward das Fürstenthum verhältnißmäßig nur wenig von Kriegsnoth heimgesucht. Der Markgraf stellte als Reichsfürst sein Contingent zur Reichsarmee, und diese behandelte das Land als befreundet. Die

ausgeschriebenen Lieferungen wurden bezahlt, und die nicht oft vorkommende Einquartirung war zu ertragen. Auch meine gute Mutter mußte ein „Soldatenbett" bereit halten und manchmal einen fremden Gast beherbergen. Die preußischen Armeen behandelten, wenn sie in die Nähe oder durch das Ländchen kamen, es stets als Land des Schwagers ihres Monarchen mit Schonung und Rücksicht, und so kam es, daß, während andere Reichsgebiete alle Geißeln des Krieges fühlten, sich das Fürstenthum Baireuth ganz wohl befand. Doch stimmte auch hier die Bürgerschaft aus vollem Herzen in das Friedens-Te Deum, das endlich dem erschütterten Deutschland Ruhe versprach. Noch wirkte die alte Tradition des heiligen deutschen Reiches zauberhaft auf die Gemüther. Der siegreiche König, der große Fritz aber wurde als ein Verwandter des Landesherrn mit Enthusiasmus gepriesen.

Als ich vierzehn Jahre alt geworden war, begann meine liebe, gute Mutter, zu berathschlagen, was wohl aus dem „kleinen Ernst-Wilhelm" zu machen seyn möchte. Anfänglich meinte sie, ich sollte Theologie studieren, nachdem der geistliche Stand seit mehreren Generationen in der Familie erblich gewesen. Allein den muntern, lebenslustigen Knaben sprach der strenge Schulzwang und der schwarze Rock nicht an. Ich hatte wohl selbst schon die Beobachtung machen können, daß Entbehrungen mancher Art das Loos dieses Standes seyen, und erklärte mich gegen die Wahl desselben, so daß die gute Mutter nicht weiter in mich dringen wollte. Dagegen hatte der Anblick der Apotheken, deren sich zwei in der Stadt befanden, den Gedanken in mir rege gemacht, auch einmal ein Apotheker zu werden. In der Offizin des Herrn — waren allerlei Meerwunder und andere Raritäten aufgehängt, welche meine Wißbegierde reizten, und ich hatte schon erfahren, daß die bunten Büchsen, die stattlich neben einander gereiht durch die

Fenster glänzten, manchen gar angenehmen Leckerbissen beherbergten. Lakrizensaft, Johannisbrod, Hustenzeltchen waren Kostbarkeiten, die sich der Knabe selbst schon manchmal verschafft hatte. Noch schwebt der liebe Mann meinem Gedächtniß vor, wie er auf mein bescheidenes Anläuten, in seinem buntgestreiften Caßgäng = Schlafrock, in rothen Damishosen und gelben Pantoffeln, die Stiege herabkam, um sich von mir in Nahrung versetzen zu lassen! In diesem irdischen Leben hängen Ursache und Wirkung gar wunderbar zusammen, und so will ich unentschieden lassen, ob nicht die Freundlichkeit des ehrenwerthen Mannes gegen mich ein Grund war, mir sein Geschäft lieb und werth zu machen. Dazu kam aber vorzüglich noch, daß mein Onkel und Taufpathe Hr. E. W. Weinl, früher Apotheker in Uffenheim, durch seine Verheirathung mit der Tochter des Hofapothekers Wels zu Erlangen (am 13. Febr. 1770) mir eine Gelegenheit darbot, unter seiner Anleitung die Apothekerkunst zu erlernen. So trat ich denn am 27. Aug. 1771 in der Wels=Weinl'schen Hofapotheke zu Erlangen in die Lehre.

Von dieser Lehrzeit habe ich nur wenig zu erzählen. Nach dem damaligen Herkommen war sie eine Zeit der Prüfung für einen lebensfrohen, der Freiheit gewohnten Knaben. Man mußte, um in das Heiligthum des Aesculaps zu dringen, eine mehrjährige Knechtschaft und mancherlei Demüthigungen ertragen. Der alte Herr Wels sprach mich nicht anders an als „Ihr." Bei Tische erhielt ich keine Serviette und keinen silbernen Löffel. Mein jugendliches Haupt war noch nicht würdig, Haarpuder, das Symbol der freien Mannheit, zu empfangen. Wenn ich in Diensten des Hauses ausgeschickt wurde, durfte ich die Schürze nicht ablegen, welche mich in der Offizin als den Lernenden und Dienenden bezeichnete. Was aber das Aergste für mich war, so gab es für mich, die Frühstunden des Sonntags abgerechnet, wo ich die Kirche besuchen durfte, kei-

nen freien Ausgang; es sey denn etwa das liebliche Pfingstfest erschienen, wo mir gestattet ward, die Kirchweih am Altstädter Berge unter tausend fröhlichen Menschen mit zu feiern. Mein Dienst verlangte zuerst lauter mechanische Arbeiten, wie Stoßen, Wurzelschneiden u. dgl. In jener Zeit (1770 und 1771) herrschte eine große Hungersnoth. Das Brod war so selten geworden, daß man gerne den Soldaten der Garnison ihr Commisbrod abkaufte; Reis war eher zu bekommen als Mehl. Unter solchen Umständen war es schon eine Sache des Ehrgefühls für mich, mein Brod nicht umsonst zu essen, sondern lieber im Schweiß meines Angesichts zu verdienen, und so schnitt ich denn aus Leibeskraft Wurzeln und mühte mich ab, den Lerchenschwamm zu pulvern. Den wissenschaftlichen Antheil des Geschäfts mußte ich weniger durch persönliche Unterweisung, als durch sorgsames Zusehen und Aufmerksamkeit auf die Handgriffe und Handlungsweise der übrigen Arbeiter erlernen. Mir Rechenschaft von den chemischen Processen zu geben, mußte ich die damaligen Lehrbücher z. B. Gleditsch, Verzeichniß der gewöhnlichsten Arzneigewächse (1769), Lemery's Dictionnaire der Droguen, Spielmann's Anleitung zur Kenntniß der Arzneimittel (1775), Lösecke, Materia Medica, (wovon noch 1786 durch Gmelin eine sechste Ausgabe ist veranstaltet worden), vor Allem aber das Dispensatorium Würtembergicum zur Hand nehmen, welches des größten Rufs als praktischen Apotheker-Gesetzbuchs genoß. Dieß Buch gab dem lernbegierigen Schüler gar mancherlei Stoff zum Nachdenken und übte sein Gedächtniß. Bei den Namen von verschiedenen Gruppen von Arzneimitteln, wie z. B. Radices quinque aperientes majores und minores, Semina quatuor calida majora und minora, Flores quatuor cordiales, Aquae quatuor pleuriticae u. s. w. konnte ich mir allerlei denken, und diese, zum Theil aus dem Mittelalter überkommene Nomenclatur gab der Apothekerkunst,

wie ich sie zu treiben hatte, einen lebendigen Bezug zur praktischen Medizin und zu der damals noch gar mangelhaften Kenntniß von den Wirkungen der Simplicien auf den menschlichen Körper. Uebrigens waren auch verbesserte chemische Vorschriften darin enthalten, und so will ich denn nicht verkennen, daß jenes schätzbare Buch mir allerdings statt so gar vieler pharmazeutischer Lehr- und Handbücher, die wir gegenwärtig besitzen, von größtem Nutzen gewesen ist. Hagen's Lehrbuch der Apothekerkunst, welches eine so zweckmäßige Anleitung für die damaligen Zeiten gewährte, erschien in der ersten Auflage erst 1778. Mein Oheim selbst aber hielt sich in seinen chemischen Studien noch an die Schriften von Bergius, Linné, Boerhaave, Stahl und Teichmeyer. Er ließ es als ein wohlwollender, für mein Glück eifrig besorgter Lehrherr, an guten Lehren nicht fehlen, und insbesondere nahm er mich und den Stößer der Offizin nicht selten auf seine botanischen Excursionen mit, von denen ich eine praktische Kenntniß der in der Umgegend zu sammelnden Arzneipflanzen und mancher andern Gewächse und Freude am Botanisiren mit nach Hause brachte.

Die Apothekerkunst hatte es damals weniger mit der Bereitung von einfachen Stoffen, reinen und stark auf den Körper wirkenden Chemicalien zu thun als mit der Darstellung von zusammengesetzten Arzneien, in denen eine große Anzahl von Vegetabilien und mancherlei Stoffe aus dem Thierreiche die Hauptrolle spielten. Der Arzneischatz war damals reicher als jetzt, indem sowohl die Zahl der einfachen Naturstoffe, als jene der Pillen, Conserven, Confectionen, Elektuarien, Salben, Pflaster, Species dia, und Theearten, welche man im Großen angefertigt für den Handverkauf aufbewahrte, eine kleine Legion bildeten. Der Lehrling hatte daher viel zu thun, um sich mit der deutschen und lateinischen Nomenclatur so zahlreicher Rohstoffe und zusammengesetzter Arzneien vertraut zu

machen. Zu diesem Ende gab man mir einige Arzneitaxen in die Hände. Um mich in die Geschäfte des Receptarius einzuüben, mußte ich demselben als Handlanger dienen. Auch war diesem schon deßwegen ein Gehülfe nothwendig, weil er manchmal in einem Recepte 10 und 20 Ingredienzien vereinigen mußte; diese also hatte ich zusammenzutragen *).

---

*) Um meinem Leser ein deutliches Bild von einer solchen Präparation vorzuführen, will ich hier einige Ordinationen aus jener Zeit zum Muster beifügen:

Rp. Aquae Melissae sine vino; **florum Sambuci, Tiliae, Paralyseos, Tussilaginis, Scabiosae,** Scorzonerae, **Cerasorum nigrorum ana ℥ß, Confectionis alkermes incompletae ʒii, Specifici cephalici Michaelis, Pulveris epileptici Marchionis ana gr. V, Unicornu veri praeparati, Magisterii matris perlarum, Ungulae alcis praeparatae, Pulveris cornu rhinocerotis ana gr. II, Specierum de gemmis frigidar. gr. III, Syrupi florum Paralyseos ʒiiß, Misceatur, detur, signetur:** Verwahrende und herzdämpfende Mixtur, wohl umgerüttelt davon einen Eßlöffel voll, alle 2—4 Stunden zu geben.

Oder folgende:

Rp. Radicum quinque aperientium ana ʒiii, Radicis Caryophyllatae ℥ß, Herbae Scolopendrii, Hepaticae nobilis, Capillorum veneris ana Manipulum unum, Herbae Millefolii, Trifolii fibrini, Melissae, Fumariae ana mß, Summitatum Centaurii minoris pugillos sex, Florum Acaciae manip. duo, Fibrarum Hellebori nigri ʒiii, Foliorum Sennae electae sine stipitibus ℥iß, Rhababari electi ʒVI, Corticis Aurantiorum recentium ʒVII Corticis Citri recentis unc. semis, Salis tartari unc. sem. Concisa, contusa grosso modo misce, da, signa: Species zum Kräuterwein.

In ein zartes leinenes Säcklein gefüllt, wohl verwahrt in einen saubern Hafen gelegt, darüber ein und ein halb Seidlein im Sud wallenden Wassers gegossen, wohlbedeckt erkalten lassen, sodann 2 Maaß guten, gerechten, alten Frankenwein zugegossen, wohlbedeckt 24 Stunden in heiße Asche oder auf heißen Ofen gestellt, sodann am kalten Ort bedeckt aufbehalten, alle Abend das Säcklein mit sauberem Löffel gedrückt, über Nacht stehen und helle

Man sieht aus diesem unten angeführten Beispiel, das statt vieler gelten mag, daß sehr viele unschuldige und wirkungslose Stoffe in den Recepten mitunterliefen, und daß der Arzt, wenn er auch ein langes Recept verordnete, darum doch nicht immer so gewaltig in die Organisation eingriff, als es gegenwärtig der Fall ist, wo er starkwirkende Chemicalien viel häufiger zu verordnen pflegt.

Fünf Jahre hatte ich in dieser Weise als ein lernbegieriger Schüler des Aesculapius meine Lehrzeit durchgemacht, als endlich die Stunde der Erlösung schlug, und ich die Auslernung erhielt. Zugleich mit dem kostbar auf Pergament geschriebenen Lehrbrief überreichte man mir einen Degen, und ich war nun ein gemachter Mann, der auf das Wort „Herr" und auf die Anrede „Sie" Anspruch hatte. Es stand mir zu, mit Stock und Degen auszugehen, das Haar zu pudern und einen Haarbeutel zu tragen. Ich war ein ziemlich schlanker Jüngling und meinte, daß mir jene Zeichen männlicher Würde gar nicht übel ständen, versäumte nicht meine dunklen Augen und Braunen mit dem beliebten Puder in Contrast zu setzen, und nach dem Vorbild meiner Commilitonen zu dem Rock mit vergoldeten Knöpfen, der weitschössigen Weste und den kurzen Beinkleidern recht grelle Farben zu wählen. Man sah damals einem Subjectulum mehr auf den Rock, als in unsern Tagen, wo Alt und Jung in der Kleidung bequeme Falten und wenig schreiende Farben liebt.

---

werden lassen, früh davon gewöhnlich 1, 2, 3 Stengelglas abgegossen und anfänglich nur 1 bis 2 Stengelglas getrunken, früh wenn auch mehr bis auf ein halb Seidlein, je nachdem es mehr oder wenig mit Laxiren operirt, und warme Brüh' nachzutrinken. Nach dem Trunk bei schönem, warmen Wetter in der freien Luft, bei naßkaltem Wetter im Zimmer sich eine Stunde lang Leibesbewegung mit Gehen zu machen.

Noch bis Ende des vorigen Jahrhunderts wurden zur männlichen Bekleidung Tücher von allen Farben verwendet. Nur die Geistlichen erschienen in schwarzer Kleidung. Ein männlicher Anzug kostete zwar gewöhnlich mehr als jetzt, denn die guten Tücher waren theurer, er wurde aber auch länger benutzt. Man trug Rock, Weste und Beinkleider von einem und demselben Tuche, des Sontags von einem etwas feineren. Die Röcke hatten breite Schöße, breite Taillen und breite, etwas herunterhängende Aufschläge an den Aermeln. Wer Staat machen wollte, ließ die Weste mit Schößen und die Jartiere an den kurzen Beinkleidern, die geschnallt wurden, mit goldenen Tressen besetzen und die Rockknöpfe mit einem Goldgespinnste überziehen; selbst die Röcke (Fraks gab es damals noch nicht) wurden mit goldenen Tressen besetzt getragen, und der Hochmuth bediente sich, wenn das Geld fehlte, leonischer Tressen. Sie waren gefüttert, und zwar mit Seidenzeug, Damis oder Halbchallon von allen beliebigen Farben; und daher sah man grüne Röcke mit schwefelgelbem Damis-, und pfirsichblüthfarbige mit grünem Futter. Auch rothe Röcke wurden häufig mit seidenen Unterkleidern getragen zu schwarzen Beinkleidern und Westen von weißen Gros-de-Tours mit bunter französischer Stickerei u. s. w. Vornehme Herren trugen auch Röcke mit bunter Stickerei, wie sie als Ueberbleibsel aus jener und aus früherer Zeit gegenwärtig im Rococostyl auf dem Theater erscheinen. Zu einem solchen Anzug wurden weiße seidene Strümpfe getragen, Schuhe mit Absätzen und Schnallen, die nach der gesteigerten Mode an Größe so zunahmen, daß sie den Reihen des Fußes bedeckten.

Bei der gepuderten Frisur waren auch große Seitenlocken beliebt, die manchen Herrn in Verlegenheit brachten, wenn er nicht Haare genug dazu hatte, und der Friseur sie mit falschen ersetzen mußte. Dergleichen wurden dann vermittelst

der Haarnadeln an die mit Wülsten gefütterte Coeur=Frisur angesteckt, und sie waren von dem Haarbeutel unzertrennlich. Brillen sind erst in diesem Jahrhundert Mode geworden. Manchmal kommt es mir vor, als sollten sie das Schönheitspflästerchen ersetzen.

Auch die Hüte wurden von verschiedenen Formen getragen, bald große dreieckige, bald wieder kleine, die mitunter auch mit einer goldenen Tresse besetzt waren, und erst später kamen die runden Hüte auf, die keine hohen Köpfe hatten und mit einem Bande verziert waren, das vorne mit einer Schnalle von Steinen oder von Stahl geschloßen wurde.

Ein guter Freund von mir aus jener Zeit machte folgendes Inpromtü auf diese Hüte:

Der Hüt sind dreierlei,
So jetzt die Scheitel zieren:
Erst wie sie Friederich
Und seine Streiter führen,
Und dann à la française,
Wie's Küchenjungen tragen,
Und dann auf Narrenart,
Kann man wohl füglich sagen,
Denn jeder Harlequin,
Hanswurst und Courtisan
Trägt einen runden Hut
Mit einer Schnallen dran.

Endlich erschienen auch die sogenannten Stürmer, welche die kleinen alterthümlichen Chapeaubas=Hütchen verdrängten, indem man sie zusammen gedrückt, statt jener auch zum Staat unter den Arm trug.

Auch die Anzüge der Damen waren gewaltig von den jetzigen verschieden. Festliche Anzüge bestanden in einem Rock und gleichstoffigem Kleid mit langer Schleppe von schwerem

Seidenzeug. Rock und Schleppkleid wurden statt der noch früher üblichen Reifröcke oder Poches, über den sogenannten Cul de Paris getragen, und bei dem Tanze wurde die Schleppe über den linken Arm geschlagen. Durch die Stöckleinschuhe suchten die Damen ihrer Größe, wenn auch keine Elle, doch eine Hand hoch zuzusetzen, und wehe den armen Zehen eines Tänzers, die von einem solchen Stöcklein Besuch erhielten.

Mein Friseur in Mainz, ein lustiger Kauz, der auch ein Damenfriseur war, erzählte mir manchmal von den Frisuren und dem Kopfputz der Damen aus jener Zeit. Diese Frisuren waren mit Roßhaarwülsten gefüttert und etwas in die Höhe gestellt, dann wurde der Chignon aufgeschlagen, der Kopf gepudert und mit einer hohen Dormeuse gleich einem Schilderhaus ausstaffirt. Bei einem großen vollen Staat trugen die Damen auch Toquets, die mit italienischen Blumen verziert einem Garten glichen.

Erste Ausfahrt. Coburg. Kaufbeuern.
1777 — 1778.

Meine Lehre endigte Michaelis 1776; ich blieb aber noch bis zu Ostern 1777 als Gehülfe im Hause des Oheims. Nun bezog ich meine erste Condition bei dem Hofapotheker Prick in Coburg. Dieser Mann hatte zu seiner Zeit den Ruf eines geschickten Apothekers, was er auch war. Daneben aber fand ich an ihm das leibhafte Abbild des eigensinnigen Pedanten, wie man ihn im Apothekerstand aus jener Zeit gewöhnlich zu schildern pflegt, und wie ihn Meister Stößel in Dittersdorfs „Apotheker und Doktor" darstellt. Eine hohe Meinung von der Würde seines Standes bildete den Kern dieses Sonderlings. Er pflegte zu sagen, Quintessenz aller Stände seyen der deutsche Apotheker, der englische Arzt und der französische Wundarzt.

Für ihn gab es noch eine Alchymie; er wollte den Merkurius fixiren, und eine ewige Lampe brannte in seinem Studirzimmer, wohin er Niemanden den Zutritt gestattete. Er gehörte zu denjenigen Menschen, welche die Reinlichkeit und Ordnung ins Unendliche verfolgen, sich und Andern zur Plage. In der Apotheke durfte nichts gestoßen oder geschnitten werden. Vielleicht war er hierin ein Vorläufer der jetzigen Homöopathen, welche den Staub von starkverkleinerten Stoffen als eine Beeinträchtigung von der medicinischen Wirksamkeit der benachbarten Mittel betrachten. Wenn er von seinem Studirzimmer in die Apotheke herabkam, prüfte er mit dem Finger, ob nicht Zucker oder irgend ein anderer verstaubter Stoff das Heiligthum verunreinigt habe, und schon der Argwohn einer solchen Entweihung vermochte den Mann in heftige Gemüthsbewegung zu versetzen, wobei er seinen Haarbeutel aus der gewöhnlichen Lage zu bringen pflegte. Dieser war denn auch für den Stößer, einen aufmerksamen Beobachter seines Herrn, die Barometerscala, um schon morgens den Grad der Laune des Principals abzulesen. Kein Hund durfte sich in seinem Revier sehen lassen, und wenn der Friseur durch den Hausplatz gieng, so mußte er mit beiden Händen den Puderrock zusammenhalten, um ja nicht damit anzustreifen. Dem Publicum war der Zutritt in die Officin nicht gestattet; es wurde vor dem Fenster im Hausplatze abgefertigt. Auch beim Tische verließ den Herren seine reizbare Laune nicht, was mich um so mehr verwunderte, als er sich im Aeußern als ein stattlicher und wohlgenährter Mann präsentirte. Wenn Jemand das Mißgeschick hatte, etwas vom Tische fallen zu lassen, so bemächtigte sich seiner eine unbeschreibliche Erboßung. Er warf Löffel, Messer und Gabel auf seinen Teller, und trommelte dann mit diesem heftig auf dem Tisch, indem er den Unglücklichen mit grimmigen Blicken durchbohrte.

Einstens war ich selbst die unschuldige Veranlassung einer ähnlichen Alteration des hypochondrischen Herrn Principals. Ein junger Doctor med., Schröder aus Wernigerode, den ich als des Hofr. v. Delius' Verwandten in Erlangen kennen gelernt hatte, besuchte mich auf der Heimkehr von der Musenstadt. Herr Prick empfieng meinen Freund mit größter Artigkeit und lud ihn zum Kaffee in die Stube neben der Officin. Ich freute mich der wohlwollenden Rücksicht gegen mich selbst und wir unterhielten uns lebhaft und angenehm. Als aber der Gast sich erhob, um unter Bücklingen und Danksagungen sich zu empfehlen, wollte es das Mißgeschick, daß der himmellange Jüngling, der nach damaliger Sitte ein langes Couteau über dem Reiserock geschnallt trug, bei einer ungeschickten Wendung Tassen und Zuckerdose vom Tischchen streifte. Wer malt das Entsetzen meines Principals, seine krampfartigen Zuckungen und zwischen den Zähnen verbissenen Flüche! Ich war froh, dem Gaste das Geleit bis zur Hausthüre geben zu können, um mich eiligst vom Schlachtfeld zu entfernen. Uebrigens hat wohl Jedermann in seinem Leben ähnliche Schrecken zu erfahren. Auch von mir selbst ist mehr als ein Service theilweise zerbrochen worden; und doch wurde ich 90 Jahre alt. Je größer der Scherbenhaufen um so größer das Glück!

Eine so seltsame Principalschaft war nun freilich nicht gemacht, diesen ersten Ausflug aus dem Hause des Oheims in die Welt in reizendes Licht zu stellen. Inzwischen tröstete ich mich mit einer philosophischen Betrachtung von der Manchfaltigkeit menschlicher Naturen, und mit der Lehre meiner guten Mutter, daß die Welt eine Schule des Anstandes und der Geduld sey.

Die Seltsamkeiten meines Principals waren stadtkundig und sogar bei Hofe bekannt. Einstmals begegnete mir die alte Herzogin von Coburg, eine geborne Prinzessin von Braunschweig. Mit der bekannten Neugierde fürstlicher Damen fragte

sie mich, wer ich sey? Und als ich in meine Antwort mit einfließen ließ, daß ich bei Prick conditionire, so sprach sie: „Der ist am besten, wenn er schläft. Nicht wahr?"

Wenn ich manchmal von dergleichen widerwärtigen Launen zu leiden hatte, so gab es doch im Hause ein Mittel, meine Empfindlichkeit abzustumpfen. Ich war nicht allein der Geplagte, auch sein Sohn und sogar der weibliche Antheil der Familie, die etwas kränkliche Frau und die beiden erwachsenen Töchter, genossen nur wenig Vorrecht vor mir, dem Fremden.

Wilhelmine, die jüngere Tochter, ein schönes Mädchen von zwanzig Jahren, war der Liebling des Adepten; dennoch ward auch sie nicht selten von seiner Heftigkeit und schneidenden Hypochondrie verletzt, gleichwie der Sturmwind, der über die Wiese fährt, bei keiner Blume eine Ausnahme macht. War es das Gefühl einer gleichmäßigen Unterdrückung, oder daß sie Wilhelmine und ich Wilhelm hieß, oder war es der Zauber ihrer anmuthigen Gestalt, der auf den angehenden Weltbürger von 21 Jahren seine Wirkung äußerte; — genug wir trösteten uns über unser Mißgeschick durch eine stille Sympathie.

Herr Prick konnte, wie alle Hypochondristen auch eine herzgewinnende Freundlichkeit annehmen, wenn ihn der Dämon seiner üblen Laune verließ. Es scheint eine Eigenthümlichkeit solcher reizbaren Menschen zu seyn, daß sie auf Sturm und Regen den freundlichsten Sonnenschein folgen lassen. So geschah es denn auch, daß mein Principal, wenn er Grund zu besonderer Zufriedenheit mit mir hatte, — was namentlich der Fall war, wenn ich, seinen schwächlichen, etwas hektischen Sohn im Geschäft zu unterstützen, die Stunden meiner karg-zugemessenen Freyheit abkürzte — mich mit zuvorkommender Artigkeit in seinen Garten auf eine Tasse Kaffee einlud. Dort wurde ich wie irgend ein anderer Gast empfangen und mit feinem Knaster aus langer kölnischer Pfeife regalirt. Schlug

dann die Abendstunde, da ich zum Geschäft zurückkehren sollte, so erlaubte wohl der Herr Papa, daß ich die schöne Wilhelmine nach Hause geleitete. Er stand am Fenster des Gartenhauses, sah uns schweigend nach, und ermahnte mit verschlagener Miene und aufgehobenem Zeigefinger das junge Volk zur Sittsamkeit. Es war damals eine glückliche Mischung von Fröhlichkeit und Ehrbarkeit in Mädchen und Junggesellen, und selten nur hatten die Aeltern ein allzugroßes Vertrauen zu beklagen, das sie ihren Töchtern schenkten.

Bei der eigenthümlichen Lebensweise im Hause meines Principals hab' ich nur wenig Gelegenheit gehabt, Coburg und seine Umgebung kennen zu lernen. Auch der Bekanntschaften mit interessanten Männern gab es nur wenige. Der herzogliche Leibarzt, Hofrath Hornschuch sen. und sein Sohn, der Professor, sowie Dr. Albrecht waren die namhaftesten Aerzte der Stadt, mit denen ich zeitweise in wissenschaftlichen Verkehr trat. Uebrigens konnte ich für meine chemischen Studien nur wenig thun, weil ich als Receptarius perpetuus *) fast immer an die Offizin gebunden war.

So gieng denn auch das äussere Leben der Stadt an mir vorüber, und die einzige Erinnerung, welche mir geblieben, bezieht sich auf die Vermählung des damaligen Erbprinzen von Sachsen-Coburg mit einer Prinzessin von Reuß.

Die freundliche Stadt war in festlicher Aufregung, der Markt mit Pyramiden geschmückt; ein feierlicher Zug des Hofes bewegte sich unter Kanonendonner durch die Stadt und durch den neu errichteten Triumphbogen. Loyalität der

---

*) Ich bemerke, daß man unter Receptarius denjenigen Gehülfen versteht, der in der Offizin selbst hinter dem Receptirtische die ärztlichen Vorschriften zubereitet. Defectarius ist jener, der im Laboratorio die chemischen Präparate verfertigt, und den Theil der Zubereitung der Recepte besorgt, wozu Feuer nöthig ist.

Unterthanen in den sächsischen Landen hat sich von jeher auf eine glänzende Weise kund gethan, so daß man gerne dem braven thüring'schen Volke eine darauf bezügliche Lobrede halten möchte.

An Ostern 1778 verließ ich Coburg, um eine Condition zu Kaufbeuern, einer kleinen paritätischen, übrigens sehr betriebsamen Reichsstadt des schwäbischen Kreises anzutreten. Schon damals war dieser Ort durch seine Leinwandfabrikation ausgezeichnet. Es herrschten hier die Gewohnheiten der kleinen schwäbischen Reichsstädte und eine gewisse Wohlhabenheit, besonders bei den älteren Stadtgeschlechtern. Zu diesen gehörte auch mein Prinzipal, Hr. Schnell, wohlbestallter Rathsherr. Da derselbe als Apotheker Reisen gemacht und in Amsterdam conditionirt hatte, so hätte man dem guten Alten mehr Erfahrung und Kenntnisse in seiner Wissenschaft zutrauen können als er wirklich besaß. Der Geschäfte waren hier sehr wenig; weil ich aber des Arbeitens gewöhnt, mein Brod nicht umsonst essen wollte, so setzte ich meinem alten Herrn wegen einer Beschäftigung so lange zu, bis er mir Eisenfeilspäne zu stossen gab. Sie waren größtentheils schon rostig, und um beim Stoßen den Staub zu verhüten, meinte Hr. Schnell, ich möchte nur etwas Wasser hinzutröpfeln. Als ein folgsames Subject machte ich mir denn auch den Spaß, dieß zu thun. Nachdem ich endlich mich satt gestoßen hatte, ließ ich Alles ruhig stehen. Der folgende Tag war mein Ausgehetag. Nach Hause zurückgekehrt, fand ich meinen alten Herrn sehr beschäftigt, die zusammengebackene, im Mörser gleichsam eingewachsene Eisenmasse mit Meisel und Hammer herauszuschlagen, wobei er im Eifer meiner gar nicht gewahr wurde. Eine Zeit lang blieb ich ruhig stehen, und freute mich herzlich, wie die ehrwürdige Senator-Perücke bei einem jeden Schlage eine bedeutsame Bewegung machte. Endlich mußte ich aber doch aus meinem Hinterhalte

hervortreten, wo mir mit großem Unwillen der Vorwurf gemacht wurde, daß ich zu viel Wasser hineingebracht und dadurch einen Uebelstand erzeugt hätte, der auch den eisernen Mörser gefährde. Auf meine Erwiederung, daß es mit dieser Erscheinung ganz natürlich zugegangen, und man auf diese Weise keine Limatura Martis verfeinere, erfolgte die rathsherrliche Weisung, die Sache erst besser kennen zu lernen. Als ich bei einer andern Gelegenheit in den Hofmännischen Tropfen (Spiritus sulfurico-aethereus) die flüchtige schwefligte Säure bemerkte, und mich darüber äußerte, meinte mein Herr Prinzipal, daß ja hierin gerade die Güte des Arzneimittels bestehe.

Es war wohl natürlich, daß ich mich unter solchen Umständen aus dieser Offizin wieder weg sehnte, obgleich ausserdem der alte Rathsherr und seine Hausfrau ein ehrwürdiges und herzens gutes Paar waren und letztere, deren Sohn, Joh. Leonhard, damals in Erlangen Medizin studirte, die mütterliche Zärtlichkeit auf mich übertrug. Meine Stellung im Hause war ganz patriarchalisch. Ich gehörte gewissermassen mit zur Familie und die Neigung der guten Alten that sich in manchem guten Bissen kund, der mir zu Theil wurde. Aber gut Essen und Trinken hielt ich schon damals nicht für die einzige Würze der Condition. Mein Sinn sehnte sich in ein bewegteres Leben, wo ich auch den Kopf füttern könnte.

In Kaufbeuern befand sich damals ein Nonnenkloster vom Gelübde des heiligen Franciscus. Crescentia, eine der Nonnen, war wegen ihres christlichen Wandels heilig gesprochen worden. Sie hatte bei Lebzeiten nicht blos den Wohlgeruch ihres frommen Geistes, sondern auch einen köstlichen leiblichen Moschusgeruch um sich verbreitet. Man erzählte mir auch, wie sie gar manche Anfechtungen vom Teufel gehabt, der ihr, auf einem Baume sitzend in der Nähe des Klosters erschienen sey. Da sie ihm aber die Faust machte, so verschwand er. Aus dem Holze des

Baumes wurden sofort kleine Fäustchen geschnitzt, welche die Gläubigen am Rosenkranze zu tragen pflegten. Die Heilige wirkte viele Wunder, Heilungen und geistliche Erweckungen. Zahllose Votivtafeln, Gliedmaßen und andere Bildwerke von Wachs, Zinn und Silber beurkundeten die Dankbarkeit der leiblich und geistig Genesenen. Drei Schränke waren in dem Kloster mit den Heilthümern und Geschenken angefüllt, welche die wunderwirkende Crescentia veranlaßt hatte. Auch setzte sie die Bilderhändler in Nahrung, welche kleine Heiligenbilder mit ihrem Grabe in Berührung brachten, um sie dann kostbarer zu verwerthen.

Solche Bilder dienten nicht selten als eine besondere Art von Papiergeld bei den Gläubigen. Als ich einstens bei Hrn. Stemmer auf dem Perlachberge in Augsburg einkehrend der frommen Hausfrau bemerkte, daß ich von Kaufbeuern käme, und auf ihr Befragen mit einem eben erst geweihten Bildchen sie beschenkte, fiel meine Zeche ungemein billig aus.

Am Portiunculatage, als dem Tage, welchem die Franciscaner besondere Verehrung erzeigen, ward in der Klosterkirche Ablaß ertheilt, und die ganze Straße war mit den knieenden Gläubigen angefüllt.

Diese Thatsachen geben mir Veranlassung ein paar Worte über die damalige Bewegung der Geister in Deutschland zu sagen. In einigen Provinzen des heiligen römischen Reichs herrschte noch eine unglaubliche Finsterniß, welche vorzüglich durch zahlreiche Mönche erhalten wurde; dagegen kam es bei allen helleren Köpfen, welche Kaiser Joseph als ihren höchsten Anführer betrachteten, zu einer lebhaften Reaction. Alljährlich erschien eine große Menge von Schriften, welche sich zum Geschäft machten, gegen den Aberglauben und den Obscurantismus zu Felde zu ziehen. Die päbstliche Behörde hatte viel zu thun, um fortwährend einen großen Theil dieser deutschen Literatur

auf den Index zu setzen. Auch unter der Form von Romanen kämpfte man gegen die Finsterniß, so Faustin oder das philosophische Jahrhundert, welches Buch in kurzer Zeit drei Auflagen erlebte; dann Leben und Meinungen des Magister Sebaldus Nothanker. Solche Schriften fanden ein großes Publicum und drangen auf den verschiedensten Wegen auch in die finstersten Winkel von Deutschland, während in höheren Kreisen die Werke des Philosophen von Sanssouci bewundert wurden.

Unglaublich ist es, daß man noch in jener Zeit von Gespenstern, Teufelserscheinungen und Austreibungen des Teufels in Deutschland überall zu hören bekam. Ich will in dieser Beziehung das Konstanzische Segenbuch anführen, welches noch 1781 in neuer Auflage erschien, und den Teufel aus Stall und Scheune, aus Schlafzimmer und Ehebett, aus Brauthemd und Unterrock vertreiben sollte.

In dieser Zeit, worin alle Teufeleien Glauben und Anführer genug fanden, ja sogar noch Hexen verbrannt wurden, trat auch der Schwärmer und Teufelsbanner Gaßner auf, welcher in Schwaben einen größeren Anhang fand, als in seinem Vaterlande der Schweiz. Bekanntlich wurde er im Jahre 1774, demselben Jahre, wo die Wolfenbüttler Fragmente erschienen, von dem Erzbischof von Regensburg nach Ellwangen berufen.

Er schrieb alle Krankheiten dem Teufel zu. Ich will aber dahin gestellt seyn lassen, ob er ihn auch wirklich ausgetrieben und die Wunder durch mannichfaltige Heilungen gewirkt hat, von denen man sich damals erzählte. In dieser Zeit äusserer Ruhe schien es, als hätte der Satan am meisten Gelegenheit sich breit zu machen. Häuser, Lebensmittel, Menschen und Vieh, Alles sollte durchteufelt seyn, und man bezauberte und entzauberte die ganze Schöpfung zwischen Himmel und Erde. Aufgeklärte Prälaten, wie die Bischöfe von Mainz und

Salzburg erließen gegen diesen Unfug einsichtsvolle und wohlwollende Hirtenbriefe.

Je mehr man sich von der einen Seite bemühte, die alte Finsterniß wieder herzustellen, um so lauter und eindringlicher ertönten dagegen die mannichfaltigsten Stimmen, und ohne Zweifel hat jene Bewegung der Geister vieles zur gegenwärtigen Aufklärung beigetragen.

In jener Zeit fand man auch noch in allen deutschen Landen gar manchen Waldbruder und Eremiten neben seiner Kapelle oder einsamen Klause. Diese Leute verkauften allerlei Amulete und erschienen mitunter wohl auch als wunderthätige Medicaster; sie waren gewissermassen die äussersten Vorposten der Ecclesia militans. Auch in der Nähe von Kaufbeuern fand ich bei einer botanischen Excursion eine solche Klause, in welcher jedoch der Bewohner gerade nicht anwesend war. Auf einer schwarzen Tafel las ich die drohenden Worte:

Wer hier lacht, wird verdammt.

Rückkehr von Kaufbeuern nach Erlangen. 1778—1779. Erster Aufenthalt in Regensburg. 1779—1783.

Ich verließ Kaufbeuern an Michaelis 1778 und folgte dem Rufe meines Oheims in Erlangen, um ihm bei seinem Geschäfte auszuhelfen. Einer seiner Gehülfen hatte nämlich eine Apotheke in dem Städtchen Creussen errichtet und sich dort nieder gelassen; und da es schon nahe an der Mutationszeit war, konnte kein Anderer für ihn gefunden werden. Viele hatten damals im s. g. Kartoffelkrieg Felddienst genommen.

So kam ich also abermals in das mir wohlbekannte Geschäft nach dem werthen Erlangen zurück, wo ich wieder ein Jahr blieb.

Die Mühseligkeiten des Standes hatte ich während meiner ersten Ausfahrt vollkommen kennen gelernt. Sie waren damals so groß, daß es nicht zu verwundern, wenn sie mir einen Widerwillen gegen die erlernte Kunst einflößten. Man war gezwungen, das Haus Wochen lang nicht zu verlassen, indem man nur einen Sonntag um den andern ausgehen durfte. Für viele und beschwerliche Leistungen erhielt man nur ein geringes Salair, und es war nicht einmal üblich bei dem Engagement nach dessen Betrag zu fragen. Von Seite des Prinzipals erhielt man höchstens die Erklärung, daß man werde nach Verdienst belohnt werden.

Diese Belohnung bestand damals jährlich in 50 — 60 fl. und einem Dukaten zum neuen Jahre. Ueberdieß hatte man das schmähliche Emolument, daß der Hr. Provisor am Sylvesterabend von den Aerzten ein Douceur erhielt, wenn er sie im Namen der Prinzipalschaft zum neuen Jahre beglückwünschte. Dieser Glückwunsch war von einem Korb voll Kaffee, Thee, Zucker, feinen Gewürzen, edlem Räucherwerk, Magenmorsellen und bisweilen auch noch werthvolleren Dingen begleitet, den der Stößer tragen mußte. Damals scheinen die Herren Prinzipale der Meinung gewesen zu seyn, daß die Gehülfen, weil sie selten ausgehen durften, auch wenig Geld bedürften, während doch nach der üblichen Weise, in welcher Ellen lange Recepte verschrieben wurden und kaum eine rechtskräftige Taxe bestand, das Geschäft noch viel einträglicher für sie war, als es gegenwärtig der Fall ist.

Die Apotheken standen zu allen Zeiten in einem höheren Werthe, als andere Gewerbe, und obgleich damals in ungleich geringerer Zahl vorhanden, als gegenwärtig, wurden sie doch

zu Preißen verkauft, welche ihrem wahren Werthe mehr angemessen waren, als es jetzt der Fall ist, wo die Preise oft unglaublich hoch und so enorm sind, daß sie bei dem Publicum den Glauben erhalten, die Apotheken seien auch jetzt noch Goldgruben.

Der wesentlichste Grund dieser eigenthümlichen Erscheinung liegt in der allgemeinen Zunahme von Capitalien im Bürgerstande und in dessen Neigung, solche Capitalien, welche auf Sohn und Tochter überzugehen haben, in einem Geschäfte anzulegen, das ihnen als wissenschaftlich und künstlerisch zugleich einen höheren Rang, als die übrigen bürgerlichen Gewerbe einzunehmen scheint. In jenen Zeiten gab es auch noch nicht so viele Aerzte, als gegenwärtig, und man kannte keine privilegirten Dispensir-Anstalten, ausser den Apotheken, welche jetzt so oft Aerzten und Wundärzten gestattet werden. Von homöopathischen Einrichtungen innerhalb oder ausserhalb der Apotheke war ebenfalls keine Rede.

Was aber mich selbst betraf, so waren die bisher gemachten Erfahrungen, wie gesagt, gar nicht geeignet, mir große Liebe für meinen Beruf einzuflößen. Da ich vom Hause aus auf keine sonderliche Unterstützung rechnen durfte, so bezog die Sorge für mein künftiges Schicksal nicht selten jene schönen Sommertage meines Lebens mit einer düstern Wolke. Ich faßte den Entschluß, mein Vaterland mit Ostindien zu vertauschen, wohin damals mehrere junge Aerzte und Apotheker auswanderten. Nicht ohne Einwirkung auf diesen Plan war Joh. Philipp Julius Rudolph, markgräflicher Hofrath und Professor der Medizin seit 1769 (starb 1797.) Dieser vortreffliche Mann gehörte zu den ausgezeichnetsten Chirurgen seiner Zeit. Er hatte sich in Frankreich in der besten Schule zu einem ungemein glücklichen Operateur ausgebildet, und sodann während eines zehnjährigen Aufenthaltes als Militärarzt in den hollän-

dischen Colonieen von Ostindien die reichsten Erfahrungen gesammelt. Seine Schilderungen von den Medicinal = Einrichtungen in der Capstadt, wo sich damals ein großes Medicinalpackhaus befand, und von der glücklichen Carrière der Aerzte und Pharmazeuten in Ostindien belebten meine Hoffnungen. Er erbot sich nicht blos, mich in jenen Gegenden durch seinen vielvermögenden Einfluß zu empfehlen, sondern mein Fortkommen dadurch zu sichern, daß er mir Unterweisung in chirurgischen Operationen, Bandagiren u. s. w. ertheilen wollte, damit ich mich auch auf dem Schiffe als Unterwundarzt nützlich erweisen könnte. Als aber meiner guten Mutter dieser Entschluß bekannt wurde, widersetzte sie sich ihm mit so viel Liebe, daß ich endlich, wiewohl ungerne, von dem Unternehmen zurücktrat.

Der alte würdige Spitalapotheker Lindner zu Nürnberg, dessen Laboratorium wegen musterhafter Einrichtung eines großen Rufes genoß, und mit dem ich manche lehrreiche Stunde zubrachte, machte mich auf eine Stelle aufmerksam, welche zu Michaelis **1779** in der Offizin des Assessors Pflanz zu Regensburg offen würde. Ich bewarb mich mit seiner Empfehlung darum, und ward zu bemerkter Zeit dahin berufen.

Mit Vergnügen bezog ich die alte Reichsstadt, wo ich sowohl in dem Hause meines Principals, eines höchst achtungswürdigen wackeren Mannes, als in den wissenschaftlichen und geselligen Verhältnissen der Stadt gar viel Annehmlichkeiten vorfand. Mein Principal ein schon betagter Mann war Wittwer und hatte mehrere Kinder, von welchen fünf im Hause anwesend waren: ein Sohn, welcher der Apotheke vorstand, und vier Töchter, von welchen die beiden ältesten das Hauswesen aufs Trefflichste besorgten. Ich fand zwei Gehülfen, von denen ich den einen, Barthold y aus Colmar, ablößte, welcher sich nach Erlangen begab, um Medicin zu studiren. Ich

erwähne dies, um hieran die Bemerkung anzuknüpfen, daß sich damals in Deutschland noch viel mehr junge Männer aus dem Elsaße befanden, als gegenwärtig. Diese Provinz hieng noch vielmehr, als es jetzt der Fall ist, durch mannichfaltige Beziehungen mit den verschiedenen Ländern des deutschen Reiches zusammen. Unter Andern wurde auch die damals hochberühmte Straßburger Universität von vielen deutschen Jünglingen besucht, was jetzt viel seltener geworden ist, während auch die französischen Pharmazeuten und Mediciner auf Straßburg, Montpellier und Paris angewiesen sind, und nur äußerst selten nach Deutschland herüber kommen.

In meiner neuen Anstellung fand ich mich sehr zufrieden. Ich hatte mich nicht blos einer freundlichen und ehrenvollen Behandlung zu erfreuen, sondern bekam in der alten Reichsstadt, wo sich der Reichstag befand, gar manches Interessante zu sehen. Die Vereinigung von vielen Gesandtschaften, nicht blos der deutschen Reichsstände, sondern aller europäischen Großmächte verbreitete Luxus und Wohlstand über die Stadt. Das deutsche Reich entfaltete hier in den Hofhaltungen der Diplomaten noch einen besonderen Glanz. Vorzüglich entwickelte der Fürst von Thurn und Taxis, Karl Anselm, als kaiserlicher Principal-Commissarius, bei feyerlichen Anläßen einen ungewöhnlichen Reichthum und eine Pracht, dergleichen ich früher noch nicht gesehen hatte. Am Namenstage des Kaisers Joseph hielt er eine feyerliche Auffahrt in den Dom. Er trug bei diesem Anlaße die prächtige Tracht eines Granden von Spanien, schwarzseidenen Mantel, Agraffe und Knöpfe reich von Brillanten, und saß in einer von acht Rossen gezogenen Staatskutsche, welche mit dem Pferdegeschirre von karmoisinrother Seide, stark mit Gold durchwirkt, 80,000 fl. gekostet hatte.

Auch die übrigen Diplomaten zeigten bei ähnlichen Gelegenheiten entsprechende Pracht. Es fehlte sonach fast nie an königlichen Festen.

Als der Herzog von der Normandie geboren wurde, gab der damalige französische Gesandte, Marquis Bombelles, ein prachtvolles Fest. Zur Vergrößerung seiner Localitäten ließ er in kurzer Zeit ein Gebäude aus Zimmerwerk aufführen, in welchem mehrere Bälle, theils für den hohen Adel und die Diplomatie, theils für die Honoratioren der Stadt, mit unglaublicher Pracht gegeben wurden. Zu dem letzteren erhielt ich durch die Güte des Marquis Bombelles, welchen unsere Officin zu bedienen hatte, ebenfalls eine Karte. Das Fest war mit französischer Eleganz ausgestattet, denn die französischen Diplomaten glaubten die Größe und Würde des allerchristlichsten Königes in jene glanzvolle Erscheinung legen zu müssen, welche von Frankreich aus sich über andere Höfe verbreitete. Damals dachte noch Niemand an die Schrecken der französischen Revolution, welche einige Jahrzehente später eine blutige Mißbilligung von dem Luxus des Hofes aussprach.

Kurze Zeit vor meinem Eintreffen in Regensburg war der bayerische Erbfolge-Krieg durch den Frieden von Teschen (13. Mai, 1779) beendigt worden, mit welchem Oestreich von Bayern das Innviertel erhielt. Inzwischen ließen sich in dem diplomatischen Regensburg noch gar manche Stimmen in Beziehung auf diese letzte Störung des deutschen Reichsfriedens vernehmen. Als eine Probe davon füge ich hier ein Gedicht an, von unbekanntem Verfasser, welches in der Stadt verbreitet, und wie man sagte, auch dem österreichischen Gesandten in's Haus geschickt worden war.

Um Niederbayern zu erwerben,
Und solches seinem rechten Erben
Durch Macht und Bündniß zu entziehen,

War Joseph's einziges Bemühen,
Das deutsche Reich miteinzuflechten.
Doch wider Friederich zu fechten,
Das wollten unsere Fürsten nicht;
Denn Keiner hielt's für seine Pflicht.
Und Joseph traut' sich nicht, die Sachen
Allein mit Friedrich auszumachen;
Drum bat er Ihre Heiligkeit,
Die sonst das Schwert zum Krieg geweiht,
Sie soll den Himmel doch bewegen,
Daß er sich möcht' in's Mittel legen.
Der Pabst klopft an dem Himmel an,
Ihm wird vom Petrus aufgethan.
Er segnet sich, seufzt Gott behüt',
Weil Friedrichs Stern pour le merite
In Petrus heilgem Knopfloch hieng,
Weshalb er sachte weiter gieng.
Mit diesem preußischen Kollegen
Des Malchushieb Dir anzulegen
Taugt nicht, spricht er in seinem Sinn,
Geht grad zur heiligen Jungfrau hin.
Hier ist er erst bestürzt geworden,
Weil er den schwarzen Adlerorden
Gar an der heiligen Jungfrau sah.
Nun war gar keine Hoffnung da,
Daß ihm der Himmel Hülfe sandte,
Weshalb er sich zur Hölle wandte.
Ein alter Teufel lahm und schief,
Der auf der glühenden Pritsche schlief,
Als Pius Sextus klopft', erwachte,
Und ihm das alte Thor aufmachte.
Wo ist sein alter Oberster,
Fragt ihn der Pabst, wo ist sein Herr?
Die Antwort war, der Hölle Schaaren
Sind all' Losowische Husaren;
Die ganze Hölle ist hier leer,

Und ausser mir kein Teufel mehr,
Ja selbsten unsere Jesuiten
Verschnitten alle die Habiten
Zu Mänteln und zu Tollmanns sich
Für ihren Schutzherrn Friederich.
Der Pabst berichtet dieß dem Kaiser
Und räth ihm an, er thäte weiser,
Da Himmel, Hölle und die Welt
Mit Preußens Macht zusammenhält,
Daß er mit Friedrich sich vertrüge,
Als sich mit Himmel und Hölle schlüge.
Und nun begreift ein Jeder leicht,
Daß Laudon vor Prinz Heinrich weicht,
Daß Joseph sich so tief verschanzt
Und schwere Stücke vor sich pflanzt;
Vier Gegner sind zu fürchterlich:
Recht, Himmel, Hölle, Friederich.

Man sieht aus diesem Zeitgedichte, welche Stimmung für den großen Preußenkönig herrschte. Seine Theilnahme für die Aufrechthaltung der Selbstständigkeit von Bayern war in den bayerischen Erblanden von dem loyalen Volke sehr dankbar anerkannt, und in gar mancher Bauernhütte fand man neben einigen Heiligenbildern auch das des Königs Friedrich an der Wand. Inzwischen hatte auch die menschenfreundliche und liberale Gesinnung des Kaisers Joseph, welcher am 29. Nov. 1780 seiner Mutter Maria Theresia succedirte, damals viele Herzen für diesen hochherzigen Monarchen gewonnen. Er begann damals seine tiefgreifenden Organisationen in der Verwaltung seiner Erblande, und die Blicke unzähliger aufgeklärter Deutschen waren auf den Mann gerichtet, welcher es muthig unternahm, eingerostete Vorurtheile und Mißbräuche auszurotten. Niemand ahnte, welch bittere Früchte er noch von diesen Neuerungen ernten würde.

Ich sah den Kaiser zu Regensburg auf seinem Wege nach den Niederlanden, wohin er gieng, um die dortigen Unruhen durch seine Gegenwart zu beschwichtigen. Er besuchte das Schauspielhaus, wo die Schopfische Schauspielergesellschaft den Hausvater von Diderot aufführte. Man hatte ihm keine Loge vorbereitet, sondern er setzte sich, begleitet von dem Fürsten von Thurn und Taxis, und umgeben von dem diplomatischen Corps und dessen Frauen, in dem Parterre nahe an dem Proscenium nieder; er grüßte das Publikum sehr freundlich und mit herzgewinnender Leutseligkeit, verließ aber das Stück vor dessen Beendigung.

Regensburg empfieng damals seinen Glanz, nächst dem fürstlich Thurn und Taxis'schen Hofe und der zahlreichen Diplomatie, besonders durch die reiche Benedictiner Abtei von St. Emeran, welche sich durch den Ruhm ihrer aufgeklärten und gelehrten Conventualen und durch den Reichthum, der auch für die Wissenschaften verwendet wurde, hervorthat. Der damalige Prälat Steiglehner glänzte durch seine humane Bildung und seine historische Gelehrsamkeit. Der berühmte Physiker Placidus Heinrich, Verfasser einer vortrefflichen Schrift über die Phosphorescenz der Körper, mit dem ich in freundschaftlichen Verkehr stand, gehörte auch unter die Zierden des Stiftes. Er steht in meinem Stammbuch mit der Devise: „Mehr seyn, als scheinen."

Die Bibliothek der Abtei war ausserordentlich reich an Manuscripten und seltenen Druckschriften. Viele dieser Kostbarkeiten sah ich später unter Anleitung meines vortrefflichen Freundes, des kgl. Bibliothekars Ritter Schmeller zu München in der kgl. Hof- und Staats-Bibliothek, welcher sie nach Einziehung der Prälatur einverleibt worden sind.

Die Liebe zu meiner wissenschaftlichen Kunst erhielt in der angenehmen Umgebung einer literarisch gebildeten und geistig

aufgeregten Stadt neue Nahrung. Es war erfreulich zu bemerken, wie eine schöne Morgenröthe über die Pharmazie aufgieng. Die Scheidekunst ward damals durch zahlreiche Entdeckungen und Erfindungen bereichert, obschon die Zeit noch nicht gekommen war, welche manche Erscheinungen richtig und vollständig erklärte. Noch immer blühte die phlogistische Chemie, und mit ihr war die Ursache mancher Erscheinung, die einige Jahre später in das rechte Licht gesetzt werden sollte, noch nicht aufgeklärt. Noch im Jahre 1786 hielt der sehr erfahrene Chemiker Wiegleb die Kausticität des gebrannten Kalks für die Folge einer Feuermaterie, während 1771 Friedrich Meyer zu Osnabrück sie von einer unbekannten Säure aus der reinsten Feuer- oder Lichtmaterie bestehend, welche er Acidum pingue nannte, ableiten wollte. Den damaligen und den früheren Chemikern ist zwar das Verdienst nicht abzusprechen, eine Menge wichtiger Entdeckungen gemacht zu haben; jedoch fehlte es noch an einem Systeme, welches alle Erscheinungen bei der Zerlegung und Zusammensetzung der Körper unter gemeinschaftliche Gesichtspunkte gebracht hätte. Erst nachdem Scheele und Priestley das Vorspiel der antiphlogistischen Chemie des großen Lavoisier eingeleitet hatten, und nachdem in Deutschland Männer, wie Westrumb, Klaproth, Goettling, Hagen, Trommsdorff, Bucholz, Lowitz, Hermbstädt und Andere diese neuere Chemie durch ihre zahlreichen Schriften in dem deutschen Publicum ausgebreitet und durch weitere Erfahrungen mehr entwickelt hatten, empfieng die Apothekerkunst und die Technik mehr und mehr ihre wissenschaftliche Begründung. Es ist hier nicht am Ort, auf den großen Einfluß einzugehen, welchen sowohl die Pharmazie, als die Gewerbe von diesen Verbesserungen der chemischen Wissenschaft empfangen haben. Als besonders einflußreich für die Bildung der Apotheker erschien das Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker,

wovon der verdienstvolle Goettling den ersten Band im Jahre 1780 bekannt machte, welchem bald zwei neue Auflagen folgten.

Auch auf mich wirkten diese literarischen Erscheinungen wahrhaft erquickend, sie söhnten mich nach und nach wieder mit meinem Berufe aus, indem sie meinen Geist erwärmten. Freilich konnte ich mich hiebei des Wunsches nicht enthalten, daß auch in der Officin, wo ich arbeiten mußte, während des Winters etwas mehr Wärmestoff hätte frei gemacht werden können. Dieses gewölbte Lokal hatte nämlich keinen Ofen, so daß ich mir gleich im ersten Winter die Hände erfror.

Im Jahre 1774 hatte ich auf der Universitätsbibliothek zu Erlangen einen Band von des Erfurter Professors Kniphof Pflanzenabdrücke gesehen, und war dadurch angereizt, etwas Aehnliches nachzumachen. Da bei diesen Versuchen es hauptsächlich darauf ankommt, die zwischen Papier getrockneten Pflanzen auf eine zarte Weise mit Buch- oder Kupferdruckerfarbe anzuschwärzen, so wählte ich zu der Operation ein fein abgehobeltes Brett von Buchenholz in Folio, worauf ich mittelst eines Ballen, wie jene, deren sich die Kupferdrucker bedienen, eine feine Kupferdruckerfarbe möglichst gleichmäßig auftrug. Auf die geschwärzte Fläche legte ich die sorgfältig eingelegte und getrocknete Pflanze, bedeckte sie mit weichem, ungeleimtem Papier und darauf mit einem Buche weichen Maculaturs, welches mit einem zweiten Brette von gleicher Größe beschwert wurde. Der ganze Apparat wurde nun unter die Preße gebracht. Nach geschehener starker Preßung ward die angeschwärzte Pflanze vom Brette abgenommen, auf schönes weißes Papier und mit demselben zwischen Lagen von Maculaturpapier gelegt. Eine nochmalige Preßung ließ nun den Abdruck der Pflanze auf dem Papier zurück. Zu meiner Freude kamen solche Abdrücke den Kniphof'schen ganz gleich. Bei fortgesetzter Arbeit aber

wurden mir die unreinen Stellen und Flecken, welche ich auch auf Kniphofs Abdrücken gewahrte, so zuwider, daß ich das Ganze aufgab. Erst nach zwei Jahren, wo ich einen Kupferdrucker arbeiten sah, bemerkte ich, daß eine geschwärzte Kupferplatte jenem Uebelstande abhelfen würde. Beim Auftragen der Schwärze nämlich macht der durchscheinende Metallglanz des Kupfers diejenigen Stellen bemerklich, wo die Farbe zu dick und ungleich liegt, was auf dem Brette nicht der Fall ist.

Dieß bestimmte mich nun, meine frühere Liebhaberei hier in Regensburg wieder vorzunehmen, bei welcher ich mich einer polirten Kupferplatte bediente, welche so angeschwärzt wurde, daß es schien, als wäre sie mit einem Flor überzogen. Bei meinem wie oben beschriebenen Verfahren erhielten nun meine Abdrücke die höchste Vollkommenheit. Wenn gleich die Befruchtungstheile der Pflanze beim Abdrucke nicht vollkommen zum Vorschein gebracht werden konnten, so erschien doch die Pflanze in ihrem getreuen Umriß, und besonders die Blätter und ihre Adern der Natur so entsprechend, daß der Abdruck manchem Kupferstich an die Seite gesetzt werden konnte, und beim ersten Anblick die Pflanze gleich einer Silhouette erblicken ließ. Ich führte die Arbeit mit erneuerter Liebe weiter, so daß ich nicht nur im Sommer einen Theil meiner Ausgehtage, sondern auch die frühen Morgenstunden, ehe die Apotheke geöffnet wurde, dazu benutzte. Meine Abdrücke wurden bald als eine neue Erfindung bekannt, und erhielten so vielseitigen Beifall, daß ich aufgemuntert wurde, mehrere hundert officinelle Pflanzen auf das schöne, damals s. g. pro-patria-Papier abzudrucken, und jede Centurie mit den linnäischen Namen und einem Titelblatte zu versehen, das mit einer hübschen Vignette verziert war. Diese Abdrücke fanden Liebhaber, und wurden mir zum Theil auch gut bezahlt.

Die Arbeit erleichterte sich dadurch, daß, wenn die Pflanzen nicht groß waren, ich zwei ja drei derselben mit einander auf die Kupferplatte bringen und auch die Abdrücke von den Pflanzen auf das Papier durch eine einzige Preßung bewirken konnte, wobei die Pflanzen mit vermehrter Zwischenlage von weichem Druckpapier versehen werden mußten.

Wenn ich diese Erfindung meiner Pflanzenabdrücke heute nach 67 Jahren wiederum in Erinnerung bringe, so sey mir erlaubt, zu bemerken, daß sie nicht nur damals, sondern auch später meinen pecuniären Verhältnissen zu Statten kam, wie ich in der Folge erwähnen werde.

Im Hause meines Principals hatte sich unterdessen eine der älteren Töchter an einen Kaufmann verheirathet. Wenn ich und mein College an den Winterabenden nach alter Sitte in dem Zimmer, wo auch gespeist wurde, uns mit Räucherkerzchen- und Kapsel-Machen beschäftigten, nahmen mitunter auch die drei anderen Töchter ihrer Geschäfte halber an dem gemeinschaftlichen Tische Platz, wobei es nicht an einer munteren Unterhaltung mangelte. Es war sonach kein Wunder, daß sich bei diesem reinen und unschuldigen Verkehr — ich will es nur bekennen — zwischen mir und einem der Mädchen ein Verhältniß entwickelte, dergleichen nicht unter die seltenen Erfahrungen gehören, und von dem Göthe ein ähnliches in seinen Wahlverwandschaften so unterhaltend und lehrreich beschrieben hat. Unsere Neigung wurde aber von uns sehr strenge bewacht. Da inzwischen der Vater dem Sohne bald darauf das Geschäft übergab, und dieser auch heirathete, so erhielt die bisherige häusliche Verfassung eine ganz andere Richtung und die zwischen uns entstandene kurze Bekanntschaft löste sich im ersten Stadium wieder auf. Jenes Frauenzimmer wurde nach einigen Jahren an einen achtbaren Mann sehr glücklich vermählt. Sie ist

leider bereits nicht mehr unter den Lebendigen. Nachdem ich zwei Jahre im Geschäfte des alten Herrn gestanden hatte, trat ich bei dem Sohne in gleichen Verhältnissen, jedoch mit vermehrtem Gehalte ein. Ich blieb noch anderthalb Jahre in dem angenehmen, mir so lieb gewordenen Hause.

Regensburg, die schön gelegene und belebte Reichsstadt, bot damals dem jungen Manne manche interessante Anschauung und Erfahrung dar. Ich will hier zunächst von einem öffentlichen Vergnügen sprechen, welches die Stadt blos mit Wien gemein hatte, und das seitdem in Deutschland verschwunden ist, nämlich von der Thierhatze. An dem äussersten Theile des Steinweges stand damals ein großes ovales Amphitheater, auf Kosten des regierenden Fürsten von Thurn und Taxis erbaut und erhalten. Zu ebener Erde befanden sich ringsum die Behälter für die Thiere. Sie konnten durch aufziehbare Fallen nach der Arena und nach rückwärts geöffnet werden. Darüber lief ringsum ein Gang für die Hatzknechte, und über diesem waren zwei Stockwerke von Gallerien für das Publicum erbaut. In der ersten Reihe befand sich eine stattlich geschmückte fürstliche Loge und ihr gegenüber das Orchester. In der Mitte des Schauplatzes erhob sich ein hoher Mastbaum, der an seiner Spitze mit einer Wimpel geziert war, und welcher durch einzusteckende Querhölzer für die Bären aufsteigbar gemacht werden konnte. Auch ein bedecktes Wasserbecken befand sich in der einer Reitschule ähnlichen Arena. Man hielt hier mehrere wilde Thiere als Bären, Wölfe, wilde Schweine, Luchse, Dachse, Füchse, Stiere von fremder, wilder Raçe, Hirsche, Geisböcke und auch einen Steinesel.

Man hetzte nicht immer auf Tod und Leben, sondern es wurden auch komische Vorstellungen gegeben, die zur spaßhaften Unterhaltung und zum Gelächter des Publicums dienten,

und dazu wurden auch Thiere gebraucht die gerade nicht zu den wilden gezählt werden.

Mehrere dieser Thiere wurden jeden Sonntag Nachmittags in einer zweistündigen Hatze dem Publikum vorgeführt. Der Fürst von Thurn und Taxis und an seiner Seite sein Beichtvater, ein Dominikaner, und nebst demselben auch andere Herren und Damen erschienen nicht selten bei diesem Schauspiele. Auch die in Erlangen verstorbene Frau Markgräfin und eine Herzogin von Würtemberg, die bei dem Fürsten von Thurn und Taxis auf Besuch waren, sahe ich einstmals in der Loge. In dieser Haupthatze spielte der Bär, bald ein Raubbär, bald ein Hatzbär, die erste Rolle. Der Raubbär war bestimmt die ganze wilde Natur seines Geschlechtes zu zeigen, indem er vor den Augen des Publicums gewisse Thiere, welche er im Kampfe überwunden hatte, zerriß. Ein solcher Kampf wurde besonders häufig zwischen dem Raubbären und einem wilden Eber ausgeführt. Dieser vertheidigte sich mit seinen Hauern kräftig und gewandt und erlag dem Bären erst dann, wenn er sich lange mit ihm herum getummelt hatte, und es jenem endlich glückte, den Eber mit seiner Tatze über den Haufen zu werfen, worauf er ihm den Leib aufriß. Nach dieser Katastrophe wurde die Falle aufgezogen, und der Bär zog seinen Raub hinein. Die Hatzknechte jagten nun den Bären von Neuem in den Schauplatz zurück, und schafften das getödtete Schwein rückwärts aus der Falle, weil dem Bären der Genuß des frischgehetzten Fleisches für schädlich erachtet wurde.

Ein anderes Schauspiel bot der Hatzbär dar. Auf ihn wurde eine Meute von Hunden losgelassen. Er vertheidigte sich, indem er sich den Rücken frei hielt, und Ausfälle auf seine Feinde machte, wobei die Hunde mit gebrochenen Gliedern oder getödtet auf dem Kampfplatz blieben. Endlich erschienen

zwei sogenannte Solofänger, eine besondere Hunderaçe, welche darauf abgerichtet waren, den Bären bei den Ohren zu nehmen. Während er sich dieser geschickteren Feinde zu entledigen suchte, wurde er von den übrigen Hunden wieder aufs Neue angegriffen, worauf er seinen Feinden erlag, welche sodann von den herbeigeeilten Hatzknechten bis etwa auf zwei entfernt wurden, die der Bär um so leichter abfertigen konnte da er sich darauf in seine geöffnete Falle zurückzog. Daß dieser Act mit vielem Gebelle begleitet war, werden meine verehrten Leser sich leicht überzeugen, und das Publicum verfolgte theils mit Klatschen, theils mit Achselzucken und Bedauern diese blutige Scene. Die Hatzbären hatten oft durch erneuerte Kämpfe die Ohren vollends verloren. Der Raubbär hatte es nie mit einem Hund zu thun, um aber seinen Dienst zum Raub gehörig und mit Appetit vorstehen zu können, mußte er sich vorher einer strengen Diät unterwerfen, das hieß, den Tag zuvor bekam er nur wenig, und am Tage der Hatze gar nichts zu fressen.

Durch Fleisch und Kaldaunen, welche an den Sprossen das Mastbaumes aufgehängt waren, wurde ein Raubbär angereizt, in die Höhe zu steigen. Er schlüpfte durch eine Oeffnung der hölzernen Scheibe, welche im obersten Theile des Mastbaums befestigt war, und begegnete auf dieser hohen Ballustrade zur allgemeinen Belustigung bald einer Gesellschaft von Katzen, bald einem Korbe mit einem Fuchse oder mit Tauben, welchen er auf mancherlei Weise den Krieg machte.

Gewöhnlich waren vier bis fünf Bären vorhanden, die man zum Theil in den bayerischen Waldungen, namentlich in der Gegend von Zwiesel, und auch im Salzburg'schen gefangen hatte. Diese Thiere wurden in ihrer Gefangenschaft mitunter auch blind, wo man sie dann so lange pflegte, bis die Haare ihres Felles in gutem Zustande sich befanden, worauf sie geschlachtet wurden. Ob ihr Fleisch, das zum Essen

nicht untauglich befunden wird, auch zum Theil verspeist wurde, ist mir unbekannt. Da aber die Bärentatzen auf den Tafeln der europäischen Großen für einen Leckerbissen gehalten wurden, so war es wohl möglich, daß diese zur fürstlichen Tafel abgeliefert wurden.

Die Stiere, welche gehetzt werden sollten, erschienen mit allerlei Feuerwerk, und mit zwei sogenannten „Spaniolen", oder hölzernen Kugeln, die mit eisernen Stiften versehen und an halbellenlangen starken Schnüren befestigt waren, behangen, welche sie bei jeder Bewegung gleichsam wie Sporne zum Zorn reitzten, und neben den Schwärmern des Feuerwerkes, in die ungestümste Wuth versetzten, wobei auch die Hunde mit ins Spiel kamen, von welchen endlich zwei Solofänger, ohne zu bellen, den Stier bei beiden Ohren faßten, und so zum Stehen brachten. Den verbissenen Hunden mußten sodann die Zähne aufgebrochen werden, damit man sie entfernen konnte. Dem Stier wurde nun auch erlaubt seine ruhige Wohnung wieder zu beziehen, worauf derselbe mit großer Indignation den Kampfplatz verließ.

Auch eine Hyäne, welche der Fürst aus einer herumziehenden Menagerie erkauft hatte, erschien einmal auf dem Kampfplatze, trug aber wenig zur Belustigung des Publicums bei, weil sie sich auf der Defensive verhielt und auch von den Hunden, als einem verwandten Geschlechte, wenige Angriffe erlitt.

Die Hirsche hetzte man in der Regel nicht, sondern zwang sie nur durch das Knallen der Parforçe-Peitsche, über aufgespannte Leinen und Seile zu setzen. Diese, sowie die Stiere waren in höheren, abgesonderten Ställen eingestellt.

Der Fürst sandte bisweilen auch zwei schöne große Affen in die Arena, zu welchen man dann zwei nicht sonderlich bissige Hunde einließ, denen die Affen aber das Prävenire spielten,

indem sie ihnen auf den Rücken sprangen und sie mit Ohrfeigen regalirten.

Zur Hauptsache aber gehörte vorzüglich eine Meute von gegen hundert gut treßirten Hunden.

Nicht alle Stücke, deren man gewöhnlich, 4 bis 6 gab waren blutiger Natur, sondern es wurden auch komische mitunter gegeben. So sahe ich z. B. einstmals von dem Hetzpersonale eine ländliche Hochzeit aufführen. Zu dem Ende wurde in der Arena eine Tafel zum Speisen gedeckt und hergerichtet. Hierauf erschien das Hochzeitpaar in Begleitung von Gästen und Musikanten, die einen Marsch spielten. Unter lautem Jubel und fröhlicher Stimmung nahm die Gesellschaft an der Tafel Platz, und nun wurden die Speisen aufgetragen, die Musikanten machten Tafelmusik, und die Gesellschaft ließ sich das Essen herrlich schmecken, als auf einmal ein Raubbär erschien, der die Gesellschaft mit Schrecken erfüllte, und in der größten Verwirrung zur eiligen Flucht bestimmte. Der zottige, ungebetene Gast machte sich aber sogleich über den Rest der noch vorhandenen Speisen her, unter welchen sich auch ein Stück bedecktes Fleisch befand, das durch einen zinnernen Teller auf der Tafel angenagelt war. Als er dasselbe witterte, nahm er es mit einer solchen Heftigkeit in Affection, daß er darüber den Tisch mit allen darauf befindlichen Geräthschaften über den Haufen warf.

Seltener produzirte sich ein Hatzknecht auf einem wüthenden und von einem oder zwei Hunden noch mehr gereitzten Stiere, dem er endlich bei zunehmender Gefahr durch einen geschickten Dolchstoß in das Genicke schnell den Garaus machte.

Zu diesen Schauspielen lud eine Abordnung der Hatzknechte jeden Sonnabend ein, indem sie eine Abbildung von dem Hauptactus gleich den Bänkelsängern in der Stadt umhertrugen. Die Vorstellung ward jedesmal durch den Hatzmeister

eröffnet, indem derselbe, nach dreimaliger Verbeugung gegen den Fürsten eine Handgranate warf, und nachdem diese mit einem Knall zerplatzt war, salutirte er auch noch dreimal mit der Hetzpeitsche.

Die Thierhatze von Regensburg stand mit jener von Wien in Verkehr, und die verschiedenen Erfindungen, welche dort zur Erlustigung des Publikums gemacht wurden, und in verschiedenen Combinationen von Thieren und von allerlei Scenen bestanden, wobei auch das Hatzpersonale, wie schon bemerkt, komische oder ernsthafte Rollen übernahm, wurden zu Regensburg nachgeahmt.

Als später dieses fürstliche Amphitheater Schaden erlitt, gieng das Institut in die Hände eines Privatmannes über, konnte sich aber nicht lange mehr erhalten, indem dem Inhaber die Mittel zur guten Fortsetzung fehlten. Auch wurde das Gebäude baufällig, so daß es abgetragen werden mußte. Im Sommer 1795 sahe ich mit meiner Frau eine der letzten Vorstellungen, und bei zunehmendem verfeinertem Geschmack hörte die Hatze allmählig gänzlich auf. Ohne Zweifel war dieses rohe Volksvergnügen von dem spanischen Stiergefechte nach Deutschland übergesiedelt worden. Wenn es den damaligen Bildungszustand auch nicht in ein glänzendes Licht stellt, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß in neuerer Zeit die Bühne eine ganz andere Art von Grausamkeit nicht selten sehen läßt, indem es gegenwärtig Sitte geworden ist, die menschlichen Leidenschaften in aller ihrer häßlichen Gestalt dem Publikum vorzuführen. —

Während übrigens der damalige Fürst von Thurn und Taxis, Karl Anselm, durch die Beförderung dieses Institutes einem Theile der Bevölkerung eine eigenthümliche Belustigung eröffnete, welche in dem damaligen Zeitgeiste genügende Entschuldigung findet, (wie sie denn auch durch manche

fürstliche Häupter unterstützt wurde, die dem Unternehmer Hatzthiere und Hunde, die viel Geld kosteten, zum Geschenke machten), so erwarb sich derselbe Fürst großes Verdienst um die höheren Kreise der Bevölkerung durch die reichliche Unterstützung, welche er der Regensburger Schaubühne zufließen ließ, (die Schopf'sche Gesellschaft hieng gänzlich von Sr. Durchlaucht ab), und durch die zahlreichen Verschönerungen, welche er auf seine Kosten in der Nähe der Stadt vornehmen ließ. Die Schönheit der jetzigen Umgebung von Regensburg ward zunächst durch des Fürsten großmüthige Unterstützung herbeigeführt. Ebenso war derselbe ein mildthätiger Vater der Armen, und wenn seine fürstliche Hofhaltung Wohlhabenheit und Glanz in der Stadt verbreitete, so geschah dieß nicht zur Beeinträchtigung gemeinnütziger und patriotischer Einrichtungen, bei denen sich vielmehr dieser wohlwollende Fürst, wie viele Andere im lieben deutschen Vaterlande, mit der größten Humanität und Liberalität betheiligte.

Vor der Revolution standen die Großen und Mächtigen in einem ganz andern Verhältniß zu dem gemeinen Volke, als später. Ihr Vertrauen in die Beständigkeit der politischen und bürgerlichen Zustände war so groß, daß Niemand unter ihnen nur an die Möglichkeit dachte, es werde jemals anders werden. Deßhalb führte auch noch eine gewiße patriarchalische Obsorge das Regiment. Die Renten der reichsunmittelbaren Herrn, Grafen, Stifter und Fürsten bestanden noch in Natural-Zehnten und in den alten Feudalreichnißen, und weil sie im allgemeinen nicht mit Strenge eingetrieben, sondern vielmehr bei Mißwachs und häuslichen Calamitäten oft theilweise nachgelassen wurden, so beklagten sich die Unterthanen auch nicht über Abgaben, welche seit Jahrhunderten in ähnlicher Weise herkömmlich waren. Die Bevölkerung war viel geringer als gegenwärtig, die Zahl der Kinder, die jährlich geboren

wurden, namentlich der unehlichen, setzte weder die Gemeinden noch die Regierungen in Verlegenheit. Die Ansäßigmachung war deßhalb auf dem platten Lande wie in den Städten leichter. Wenn auch bei Fürsten und Adel großer Luxus herrschte, und oft Schulden gemacht wurden, die wirklich den Wohlstand dieser hohen Herrschaften untergruben, so fiel es doch dem gemeinen Manne viel weniger als jetzt ein, sich über solch ungemessenen Aufwand zu beschweren. In den Hütten des Bauern und den Wohnungen des Bürgermannes herrschte Frugalität und Einfalt. Seine Kleidertracht war ohne Luxus, und weil sie viel dauerhafter war, auch wohlfeiler. Ein neuer Sonntagsrock mußte fürs ganze Leben dauern. Die Bauerndirne hatte damals nur an Sonn- und Festtagen ein Band oder Tüchlein von Seide am Leibe, sie gieng in selbstgesponnenen groben Leinen, in wohlfeilen Wollen- und Baumwollentüchern.

Die ärmeren Bauern erschienen am Samstage theilweise barfuß auf dem Markte. In Stadt und Land gehörten die Dienstboten mit zur Familie, sie hießen damals noch „Ehehalten". Man sagte zu den Dienstboten, „Ihr und Er," während sie jetzt „Sie" verlangen. Damals gab es Jungfrauen, aber keine Fräulein im Bürgerstande; diese letztern sonst dem Adel vorbehaltene Bezeichnung wurde in dem Bürgerstande erst nach dem Befreiungskriege geltend, und hat nicht wenig dazu beigetragen, ihn anspruchsvoller zu machen. Nicht zu übersehen, daß vor Zeiten das ehrenwerthe Wort Jungfer, so dem Stammwort Jungfrau entnommen ist, und in der deutschen Sprache mit keinem andern ersetzt werden kann, von dem ledigen schönen Geschlechte damaliger Zeit, sehr streng in Anspruch genommen wurde. Ich will nicht reden von den „gnädigen Herrn" und der „gnädigen Frau", welche

in einigen Theilen des südlichen Deutschlands schon früher bei Bürgerlichen eingeführt worden waren.

Damals standen Meister, Gesellen und Lehrlinge noch in einem patriarchalischen Verbande zu einander. Alle aßen an einem Tische, an welchem nach dem Herrn und der Frau der Obergeselle die Hauptrolle spielte. Der Lehrbursche hatte gar oft noch eine unerträgliche Knechtschaft auszustehen, indem er zu vielen häuslichen Arbeiten verwendet wurde. Gegenwärtig wollen die Gesellen vom Meister mit „Sie" angeredet seyn, ja sogar Gehülfen heißen. Sie wohnen oft außer dem Hause und essen ohne irgend einen Familienverband nach eigener Wahl, während auch der Lehrling weniger Strenge und Beaufsichtigung erfährt. Man lebte damals weniger auf den Schein und wollte nicht mehr gelten, als der Stand mit sich brachte. Der Apotheker, der Bierbrauer, der Müller unterschrieben sich noch nicht „Apotheken-, Brauerei- oder Mühlbesitzer."

Wenn auch die Moralität im Ganzen nicht größer war, als jetzt, wenn sogar grobe Verbrechen häufiger vorkamen, und öfter mit dem Tode bestraft wurden, als gegenwärtig, so waren doch andere Vergehen und Unsittlichkeiten seltener, wobei ich zumal an die Seltenheit unehelicher Geburten erinnern will.

Damals mußte das gefallene Mädchen öffentliche Kirchenbuße thun. In Culmbach sah ich sie schwarz gekleidet nach der Predigt an einem kleinen Altare knieen, und in Coburg wurden sie mit einem Strohkranze auf dem Kopf durch die Stadt geführt.

Darum fand man aber auch unverehelichte Individuen beider Geschlechter nicht so häufig beisammen, auf öffentlichen Spaziergängen, als gegenwärtig, und dergleichen Verbindungen wurden viel später eingegangen, während sich jetzt der jüngste Bursche nach einem Mädchen umsieht.

Der Verband innerhalb der bürgerlichen Innungen war stärker. Ansehen und Macht dieser Corporationen war bedeutend

größer, besonders in den damals so zahlreichen Reichsstädten, wo sich überhaupt viele alterthümliche Institutionen und Gebräuche erhalten hatten.

Weil man weniger brauchte und nur im Kleinen sammeln und sparen konnte, noch nicht in Staatspapieren und Actien spielte, um schnell reich zu werden, weil große Vermögen seltener waren und äußerst Wenigen die Gelegenheit zu Theil wurde, ein solches zu erwerben, war auch der Credit gleichmäßiger und fester. Darum kam es hier auch häufiger vor als gegenwärtig, daß Capitalisten ihre Capitalien an Landleute und kleinere Bürger ausliehen. Es galt das altdeutsche Vertrauen, man sah noch in dem Calender die Notiz „heute habe ich an den Nachbarn mit dem rothen Käppchen 80 fl. geliehen.“ Fürsten, reiche Adelige, Capitalisten und selbst Wittwen legten ihr Vermögen gerne bei der Landschaft an, und nur selten dachten sie daran ihr Geld in fremde Banken, zumal in die englische zu legen, und es dadurch dem vaterländischen Verkehre zu entziehen. Der Schuldner fand leicht Creditoren, selbst da, wo es noch keine so ausgearbeitete und an Paragraphen reiche Hypothekenordnung gab, und wo noch keine allgemeine Landesvermessung und ein darauf gegründeter Steuerkataster vorhanden war. Auch von den jetzt so häufigen Gutszertrümmerungen und vom Handel der Juden mit Grundstücken wußte man damals noch nichts.

Die Juden schämten sich ihrer Bärte nicht und zahlten geduldig an vielen Orten, wie z. B. in Nürnberg, den Judenzins, wenn sie über Nacht blieben. Ihr Handel gieng mehr in's Kleine, mit dem Quersack auf dem Rücken. Viele der reichsten Juden, wie selbst der Ahnherr der Rothschilde, begannen ihr Geschäft in dieser Art als Hausirer.

Aus Allen diesem geht hervor, daß viele Dinge sich damals noch in einem ganz anderen Zustande befanden. Die einzelnen

Stände waren zwar durch größere Abstände von einander geschieden, aber Jeder ehrte den Andern und betrachtete ihn mit weniger Mißtrauen und Neid. In Regensburg war es zu meiner Zeit Sitte, daß gewisse städtische Aemter, wie z. B. das des Stadtkämmerers, den Titel „Euer Gestrengen und Herrlichkeit" mit sich brachten, dieß gieng auch theilweise auf die Senatoren über. Die Frauen hießen seltsam genug „gestrenge Frauen" und die Töchter „gestrenge Jungfern". Die Assessoren des Stadtgerichtes hatten die Anrede „hochgeehrte Herren", die Frauen „hochgeehrte Frauen", die Töchter „hochgeehrte Jungfern."

Die Aerzte hatten bekanntlich das Prädikat der Excellenz und auf den Signaturen der Arzneien hieß es: **Ordinatio excellentissimi domini Doctoris N. N. consiliarii aulici etc.** Dagegen fehlte der Name des Patienten, welcher erst in späterer Zeit hinzugefügt wurde.

Während meines Aufenthaltes zu Regensburg (1782) verbreitete sich von Rußland aus eine eigenthümliche epidemische Krankheit, die Influenza oder Grippe, welche sich auch später wie z. B. 1800 bis 1803 durch ganz Europa ausgedehnt hat. Auch ich erkrankte an diesem katarrhalisch-rheumatischen Fieber, und fühlte mich sehr übel und schwach, wie es denn die Empfindung einer sehr schweren Erkrankung hervorruft. Da sie aber einen gesunden Körper bei mir fand, so gieng sie schnell vorüber, ohne eine üble Folge zurückzulassen, und ich erhielt bald meine vorigen Kräfte wieder. Ueberhaupt stellte sich die Seuche nicht so schlimm dar, wie in manchen Gegenden im Osten von Europa, z. B. zu Königsberg in Preußen, wo, wie wir in der Zeitung lasen, sowohl die bürgerliche Bevölkerung, als namentlich die Besatzung so zahlreich ergriffen wurde, daß kaum mehr Mannschaft genug für den Nothdienst übrig blieb.

Von Regensburg nach Dillenburg und Wezlar. 1782 — 1785.

Nachdem ich nun drei und ein halbes Jahr in Regensburg zugebracht hatte, erwachte bei mir das Verlangen, mich weiter in der Welt umzusehen, und ich meldete mich um einen Platz, wo möglich am Rheinstrome, bei der Materialhandlung Koch und Leonhardi zu Frankfurt a. M., welcher ich schon früher war empfohlen worden. Die Apothekergehülfen wurden damals gleichsam wie eine Waare behandelt, denn wenn Einer derselben eine Stelle brauchte, so wandte er sich an irgend eine Materialhandlung, was der Principal ebenfalls that, wenn er eine Gehülfenstelle besetzen wollte.

Wer von den Apothekern bei den Materialisten am Meisten kaufte, erhielt auch die am Besten empfohlenen Gehülfen. Diese, wenn sie sich auf ihr Aeusseres Etwas zu gut thaten, giengen auch öfters auf Geradewohl nach Frankfurt, so daß dort sich deren oft zwanzig und mehr zu gleicher Zeit einfanden.

Wer von denselben nicht untergebracht wurde, mußte froh seyn, wenn er in einer Materialhandlung im Magazin als Packhelfer, oder sonst bei Geschäften angestellt wurde, zu welchen man die Apotheker vorzugsweise gebrauchen konnte. So fand er gegen Kost und Logis Unterkunft, bis sich eine Stelle aufthat, bei welcher er auch bisweilen, weil es außer der Messe war, ein Reisegeld erhielt.

Mich hatte der Hr. Leonhardi an den Hrn. Dr. Meder in Dillenburg empfohlen. Die nicht unbedeutende Entfernung dieses Orts von Regensburg wurde von mir allerdings in Ueberlegung genommen, indessen gieng ich doch darauf ein, und bereitete mich auf die Reise vor.

Damals war es nicht Sitte, mit einem Ränzchen auf dem Rücken und einem Knotenstock in der Hand, wie es

jetzt oftmals vorkommt, seine Condition zu beziehen und den Koffer durch den Fuhrmann besorgen zu lassen; sondern man mußte der Ordnung gemäß mit dem Postwagen reisen, und seinen Koffer gleich mitbringen, denn ohne denselben durfte man sich nicht einer geneigten Aufnahme versehen.

Der damalige bischöfliche Leibarzt, geheimer Rath Zollner zu Regensburg, dessen Sohn Franciscaner werden wollte, auch im Kloster die Apotheke versehen sollte, und dem ich mit Zustimmung meines Principals Unterricht in der Pharmazie ertheilt hatte, war so gefällig, ohne daß ich davon wußte, für mich ein Freibillet auf dem Postwagen nach Frankfurt auszumitteln, welches mir zugestellt wurde, da ich mich eben auf dem Postamte wollte einschreiben lassen.

Als ich in einer stockfinsteren Nacht in dem Gasthofe zum weißen Schwan in Frankfurt einfuhr, war er von Fremden so überfüllt, daß ich nur mit vieler Mühe Unterkunft fand. Die Ostermesse war in vollem Gange, und die Stadt voll Leben und Bewegung. Am nächsten Morgen besuchte ich Herrn Stobäus, Vorstand der Einhorn-Apotheke, früher Reise-Apotheker des Fürsten Anselm von Thurn und Taxis. Da er den Zweck meiner Reise vernahm, meinte er, Dillenburg wäre zwar ein schöner Ort, aber die anzunehmende Stelle würde mich doch nicht befriedigen; ich sollte daher Herrn Leonhardi ersuchen, mir lieber eine in Bern zu überlassen, wo er noch zwei zu vergeben habe. Ueber diese Nachricht betroffen, begab ich mich sogleich zu Herrn Leonhardi, der nicht zu Hause, sondern in seinem schönen, vor dem Fahrthore befindlichen Garten wohnte. Man sagte schon damals, daß die reichen Kaufleute von Frankfurt Königen glichen, was ich denn auch bei meiner Vorstellung zu bemerken Gelegenheit hatte. Ich wurde in einen sehr schön decorirten Saal geführt, in welchem Leonhardi mit übergeschlagenem Bein sich an

eine Säule gelehnt hatte, die Frau Gemahlin aber, ein Buch in der Hand, ausgestreckt auf einer Ottomane lag. Nachdem ich ihm nun mein Gesuch vorgetragen hatte, erwiederte er, daß dieß nicht geschehen könne, ich sollte nur getrost nach Dillenburg gehen, ich fände auch einen Collegen, und es würde mir gewiß gefallen. Meinen Empfehlungsbrief könnte ich, wann ich wollte, auf dem Comptoir, wo er schon ausgefertigt läge, in Empfang nehmen.

Ich besuchte nun Hrn. Apotheker Salzwedel, bei dessen Vater mein Oncle auch in Condition gestanden hatte. Er nahm mich sehr gütig auf. Auch eines andern Besuches will ich erwähnen, weil er mir eine Ansicht von dem Kosmopolitismus des Kaufmannstandes gewährt hat. Ich brachte einen Empfehlungsbrief aus Regensburg an Herrn Piodaz, den Besitzer einer großen Modehandlung. Dieser feine Mann empfieng mich auf die zuvorkommendste Weise, und bemerkte, daß es ihm Vergnügen machen werde, wenn ich während meines Aufenthaltes recht oft an seiner Mittagstafel Platz nehmen wollte. Als ich diese so artige Einladung eines Tages benutzte, fand ich eine gemischte Gesellschaft von mehr als zwanzig Personen. Es waren Deutsche, Franzosen, Holländer, Engländer und Italiener, die sich zum Theil in ihrem Reisehabit und kurzen zwanglosen Röcken in der heitersten Stimmung von der Welt zu Tische setzten, und das prächtige, in zwei Trachten aufgetragene Essen schmecken ließen. Da hörte man die verschiedensten Sprachen durch einander, und köstliche Weine, unter ihnen auch der, damals noch seltener servirte, Champagner vermehrten die allgemeine Munterkeit. Als man sich von der Tafel erhob, begab sich die ganze Gesellschaft in das reiche Waarengewölbe, und man gieng von der Unterhaltung zu den Geschäften über, indem die Einen große Vorräthe der kostbarsten Stoffe herausnahmen, die Andern gewaltige Rechnungen,

und zwar nur in Gold bezahlten. Damals genoß das liebe deutsche Vaterland des tiefsten Friedens, auch die Kämpfe der Engländer gegen die Aufständigen in Nordamerika waren fast beendigt, indem noch in demselben Jahre (3. Sept. 1783) der Versailler Friede geschlossen wurde. So habe ich auch die Gründung des mächtigsten Freistaats der neuen Zeit erlebt!

Nachdem ich mich einige Tage auf der Messe herumgetrieben und das Merkwürdigste von der Stadt gesehen hatte, wurde ich mit einem Sattler aus der Nähe von Dillenburg bekannt, der mit seinen berühmten Sätteln die Messe bezogen hatte, und mich in seinem zweirädrigen Fuhrwerke, wie dergleichen in der dortigen gebirgigen Gegend üblich sind, mit einem Pferd in der Gabel, gegen Bezahlung nach Dillenburg mitnahm. Als wir nach Wezlar kamen, besuchte ich die Mutter meines Freundes Hiepe, der mir in Erlangen in der Lehre gefolgt war, und begrüßte auch das Apothekenpersonale, welches in einem Provisor und zwei Gehülfen bestand.

Die Apotheke, die ich in Dillenburg fand, gehörte, wie ich schon erwähnt habe, einem Doctor der Medizin, der sich aber mit dem Puls-Fühlen nicht sonderlich abgab, und mehr von dem guten Ertrage der Apotheke lebte. Vor Allem machte ich nun hier einen Besuch bei dem Hrn. Präsidenten von Präuschen, an welchem ich einen Brief vom Hrn. Baron von Zillerberg, Salzburgischen Gesandten in Regensburg, hatte, und der mich gefällig aufnahm, mit der Zusicherung, mir zu dienen, wenn ich es bedürfe. Auch mit anderen Personen der Stadt machte ich bald Bekanntschaft, welche mich sowohl in geselliger als in wissenschaftlicher Beziehung höchlich befriedigten. Ich nenne davon den Nassau-Oranischen Hofrath Dr. Fritze, der unter die renommirtesten Aerzte des Landes gehörte. In späterer Zeit erhielt das Herzogthum Nassau eine eigene Pharmakopöe, welche sich durch ihre gründliche

Bearbeitung auszeichnete; aber während ich mich im Dillenburgischen aufhielt, war auch dort wie in sehr vielen andern deutschen Landen die Pharmacopoea Würtembergica das übliche Dispensatorium. Die große Zersplitterung der Gebiete im h. römischen Reiche hatte auch diese Wirkung, daß sowie es eine fast unzählbare Menge von Local-Statutarrechten gab, und jede Regierung ihre Selbstständigkeit in besonderen Gesetzbüchern, und in einer eigenthümlichen Rechtspflege beurkunden wollte, auch eine gar große Menge von Dispensatorien, als Medizinal-Gesetzbücher existirten. So hatten z. B. selbst einzelne Reichsstädte, wie Regensburg, Frankfurt, Hamburg und in früherer Zeit Nürnberg eine besondere Pharmakopöe. Jedes dieser Gesetzbücher hatte besondere Vorschriften aufgenommen, je nachdem die Aerzte, welche sie ausgearbeitet hatten, auf fremde oder auf die eigene Weisheit mehr Werth legten. Aber gleichwie in andern Dingen, brach sich auch hier das Streben zu einer gewissen Einheit und Gleichförmigkeit, die in Deutschland so oft bemerkt werden kann, Bahn durch den Geist der Absonderung, und die Mehrzahl der Aerzte hielt sich an einige wenige Medicinal-Gesetzbücher, vorzüglich aber, wie schon gesagt, an die Pharmacopoea Würtembergica, welche sich durch Vollständigkeit und verhältnißmäßig größere Wissenschaftlichkeit empfahl. An ein allgemeines deutsches Medicinal-Gesetzbuch aber, welches zunächst von dem Reichstage hätte ausgehen müssen, dachte Niemand, so wie es denn auch in neuester Zeit, trotz der dankenswerthen eifrigen Anregungen meines hochverehrten Freundes, des Hrn. Geh. Hofr. Dr. Harleß in Bonn, namentlich bei den Versammlungen deutscher Aerzte und Naturforscher, noch nicht realisirt worden ist. Was eine gemeinsame Arzneitaxe betrifft, so ist sie allerdings wegen so vielartiger örtlicher Verschiedenheiten in dem ganzen deutschen Reiche wenigstens vor der Hand nicht ausführbar.

Das Einzige, was damals fast in allen Landen des h. römischen Reichs eine gleichmäßige Geltung genoß, war das Privilegium des medicinischen Doctorhutes, welches, wenn einmal von irgend einer der deutschen Universitäten verliehen, auch die Berechtigung zur freien Praxis, oft ohne Weiteres, hie und da nach Einholung polizeilicher Erlaubniß, ertheilte. Oestreich und Preußen sind, wenn ich nicht irre, die ersten Glieder des deutschen Reiches gewesen, welche einen Nachweis von den wissenschaftlichen Verdiensten des Arztes forderten, ehe derselbe die freie Praxis antreten durfte, selbst wenn er Doctor rite promotus war.

Eine zweite, mir sehr werthe Bekanntschaft, welche ich in Dillenburg zu machen Gelegenheit fand, war die mit dem dortigen Regimentsarzte Dr. Becher und dessen Bruder, dem herzogl. Nassau'schen Bergrathe. Wenn ich mich mit dem Ersteren zu meiner Belehrung über Gegenstände der Physik und Medicin unterhalten konnte, so lernte ich von dem Andern mancherlei, was sich auf Mineralogie, Bergbau und Hüttenkunde bezog. Das Dillenburgische Gebiet enthält einen großen Mineralreichthum, vorzüglich an Eisen, Blei und Kupfer. Mein Gönner machte sich namentlich um den Bergbau-Betrieb der Steinkohlen in den benachbarten Gegenden verdient. Da ich nun schon in meiner frühsten Jugend einige Eindrücke von dem Grubenbau und von den geheimnißvollen Wundern in der Erde empfangen hatte, so fühlte ich mich von dem, was ich hier sehen und hören konnte, auf das lebhafteste angezogen. Es war eine meiner größten Freuden, daß ich meinen alten mineralogischen Freund nach vielen Jahren 1825 bei einer Rheinreise wieder begrüßen, und mich für so manches belehrende Gespräch nochmals bedanken konnte.

Damit aber auch meine Neigung für die schöne Wissenschaft der Pflanzenkunde nicht leer ausgienge, führte mich ein

guter Stern mit einer Priesterin der Flora zusammen. Demoiselle Katharina Helena Dörrien war zwar nicht so jung, als man ihre Schutzgöttin abzubilden pflegt, vielmehr stand sie bereits am Anfang der Matronenzeit; aber sie war eine vortreffliche Kennerin der Pflanzen ihrer Gegend, und besaß eine unvergleichliche Kunstfertigkeit in der malerischen Darstellung von Pflanzen, wobei sie sich der Aquarellmanier bediente. Diese ihre Geschicklichkeit in der Blumenmalerei, hatte sie nach und nach zur Botanistin gemacht. Sie war von dem Professor Hoffmann zu Herborn in der Botanik unterrichtet worden. Auf Veranlassung des damaligen geheimen Justizrathes v. Erath begann sie vom Jahre 1763 an zu wiederholten Malen, und zu verschiedenen Jahreszeiten, die in dem Nassau-Dillenburgischen Gebiete wachsenden Pflanzen aufzusuchen und nach der Natur mit lebendigen Farben zu schildern. Es entstand daraus eine kostbare Sammlung von Originalien, welche der v. Erath-schen Bibliothek einverleibt wurde, und wahrscheinlich in der Familie noch erhalten ist. Weil aber Demoiselle Dörrien auf diese Weise nach und nach das Oranien-Nassauische Land durchbotanisirt hatte, ward es ihr möglich, eine förmliche Flora herauszugeben *). Die Behandlung dieser Schrift ist ganz eigenthümlich. Alle Gewächse werden nämlich in sechs Abtheilungen: Gräßer, Kräuter, Stauden und Bäume, Moose und Schwämme, aufgeführt, und zwar jede Abtheilung in der alphabetischen Folge der lateinischen Namen. An diese Arbeit in deutscher Sprache schließt sich ein lateinischer Katalog secundum systema linnaeanum

---

*) Sie erschien zu Herborn 1777 unter dem Titel: „Verzeichniß und Beschreibung der sämmtlichen, in den fürstlich Oranien-Nassauischen Landen wildwachsenden Gewächse, verfaßt von Katharina Helena Dörrien, der botanischen Gesellschaft in Florenz Ehrenmitglied". In gleicher Eigenschaft wurde sie auch später von der botanischen Gesellschaft in Regensburg aufgenommen.

und endlich eine kurze Uebersicht der linnäischen Terminologie an. Noch bewahre ich ein Exemplar dieser Schrift, welches ich von der Verfasserin zum Geschenk erhalten. Unter den Special-Floren von Deutschland, die um jene Zeit an vielen Orten erschienen sind, darf das Buch meiner verehrten Freundin auch mit Lob angeführt werden.

Inzwischen konnte ich den persönlichen Umgang mit diesem ausgezeichneten Frauenzimmer nicht lange fortsetzen; denn kaum war ich in dem freundlichen Städtchen eingewohnt und mit meinen Verhältnissen zufrieden, so ergab sich eine Veranlassung Dillenburg bereits nach sechs Monaten wieder zu verlassen. Es starb nämlich der Provisor in der Apotheke des mir und meiner Familie befreundeten Hauses Hiepe zu Wezlar, und der Gehülfe Schwenk, welcher in seine Stelle vorrückte, erklärte, daß er neben dem Provisorate auch die Arbeiten im Laboratorium übernehmen wolle, wenn er einen guten Receptarius bekommen könne, wozu er mich vorschlug. Die Sache wurde bald zu gegenseitiger Zufriedenheit abgemacht, und ich bezog unter angenehmen Bedingungen im October 1783 meine neue Condition. Der Gehülfe Heß, den ich ablöste, erhielt in der Gladbach'schen Apotheke in Regensburg eine Unterkunft. Ich werde Veranlassung haben, später von seinem traurigen Ende zu sprechen.

So befand ich mich denn nun in der Reichsstadt Wezlar, wo damals das Reichskammergericht seinen Sitz hatte. Der dadurch hervorgebrachte Wohlstand war auch nicht ohne günstigen Einfluß auf die drei Apotheken. Durch mein Geschäft am Receptirtische erhielt ich manche Kenntniß von den Einwohnern der Stadt und den Aerzten, die öfters in die Apotheke kamen. Unter ihnen hatte Hr. Hofrath Held besonderes Vergnügen an meinen Pflanzenabdrücken. Eines Tags kam er und zeigte mir im 3ten Stücke des 5ten Bandes von

Baldingers Magazin für Aerzte 1783 eine Anzeige, deren anonymer Verfasser sich erbot, die Kunst, Pflanzen nach dem Leben abzudrucken, gegen einen Dukaten Vorausbezahlung, zu lehren. Hofrath Held munterte mich auf, da meine Abdrücke nicht leicht an Schönheit übertroffen werden könnten, dieser Ankündigung durch die meinige mit einem wohlfeilern Preis zuvorzukommen, indem er sich bereit erklärte, mir zur größern Vervollständigung, einige Schriften über die schon früher bekannt gewordenen Pflanzenabdrücke mitzutheilen. Nach Beseitigung mancher Bedenklichkeiten durch den vortrefflichen Gönner, entschloß ich mich, eine Ankündigung im April 1784 ausgehen zu lassen. Der Buchdrucker Winckler, in dessen Hause sich Werther (Jerusalem) erschossen, selbst buchhändlerische Geschäfte treibend, unterstützte mich in dieser Ankündigung durch Adressen an mehrere Buchhandlungen. Ich setzte den Preis eines Exemplars meiner „Neuesten Anweisung, Pflanzen nach dem Leben abzudrucken“ Wezlar 1784 auf einen Reichsthaler fest. Jetzt machte ich nun, wenn auch mit vieler ängstlicher Bescheidenheit den ersten Versuch in der Schriftstellerei. Ich fieng damit an, zu erwähnen, daß schon im 16ten Jahrhundert Versuche mit Pflanzenabdrücken im Kunstbuch des Alexius Pedemontanus beschrieben worden, und daß diese Versuche durch Hieronymus Cardanus, so wie später durch einen gewissen Hessel, wie Linné in seiner Philosophia botanica pag. 9 bemerkte, schon im Jahre 1707 in Amerika fortgesetzt worden, bis endlich 1728 die Kniphof'schen Abdrücke erschienen, welche, obgleich nichts weniger als vollendet, doch mehr Anerkennung und größere Ausdehnung erhalten hatten. Dann gieng ich zu meinem oben beschriebenen Verfahren über, welches, wenn man es mit Fleiß und Aufmerksamkeit befolgt, Abdrücke liefert, die von keinen andern übertroffen werden können. Da ich in meiner Ankündigung versprochen hatte,

jedem Exemplare der Broschüre einige Pflanzenabdrücke beizufügen, so mußte ich daran denken, diese bei Zeiten zu verfertigen. Diese Arbeit gestattete keine Unterbrechung; daher konnte ich sie am Besten nur des Nachts von zehn Uhr an, wenn die Apotheke geschlossen wurde, im Laboratorio unternehmen, wo ich öfters bis um drei Uhr Morgens ruhig fortarbeitete. Freilich wollte in den ersten Stunden der Schlaf seine Rechte ausüben, allein ich gab ihm kein Gehör. Weil ich auf die Quartblätter keine großen Pflanzenexemplare gebrauchen konnte, so legte ich nach meiner oben beschriebenen Methode mehrmals drei kleine Pflanzen zugleich auf die Kupferplatte, wodurch die Arbeit sehr befördert wurde.

Der Buchhändler Krieger, der jüngere, zu Gießen, übernahm den Verschluß des Büchleins. Dieser wackere Mann war es also, der bei meinem ersten literarischen Kindlein zu Gevatter gestanden. Ich erhielt von ihm ein Stück Geld, das mir als erster Verdienst dieser Art gar wohl behagte, und mehrere schäzbare Bücher, von welchen noch jezt Macquers chemisches Wörterbuch, 6 Theile, von Dr. Leonhardi aus dem Französischen übersezt, in meines jüngern Sohnes Bibliothek steht, und mich noch immer mit Vergnügen an meinen nächtlichen Fleiß erinnert.

Wegen dieser Verhandlung mit Krieger mußte ich einstmals nach Gießen, wohin eben auch ein Commis aus einer Handlung geschickt wurde, an welchem ich einen Gesellschafter fand. Wir kamen überein, um vier Uhr Abends mit einander wieder zurückzukehren. Um die bestimmte Stunde befanden wir uns auch auf dem Weg, als der Kaufmann Pepler aus Wezlar zu Pferd nachkam, der uns den Vorschlag machte, um nicht allein, vielmehr in unserer Gesellschaft zu reisen, sollten wir wechselsweise reiten. Anfangs gieng diese Reise zu Fuß und zu Pferd ziemlich gut; als wir aber bei einer muntern

Unterhaltung mit dem Auf= und Absteigen vom Pferde zu viel Zeit verloren haben mochten, und es finster wurde, so verirrten wir uns in dem Walde, und kamen wegen des tiefen Schneees in nicht geringe Gefahr. Wir und das Pferd sanken öfters tief in denselben, so daß Einer um den Andern vorausgehen und mit dem Stocke die Tiefe des Schneees sondiren mußte. Zum Glück war es gerade in jener Nacht des bekanntlich furchtbar strengen Winters 1784 nicht so gar kalt; aber doch kalt genug um zu erfrieren, weil wir sämmtlich nur in Ueberröcken gekleidet waren; denn damals wußten die jungen Leute nichts von Mänteln, Paletots und Fuchsschwanzkrägen. Die ganze Natur war wie ausgestorben, und man konnte kaum drei bis vier Schritte vor sich sehen. Als wir uns einmal ganz ruhig hielten, hörten wir von Wezlar her den Zapfenstreich, und gleichwohl konnten wir uns nicht aus dem Labyrinthe finden. Diesem gefährlichen Zustande mehrere Stunden überlassen, waren wir endlich so glücklich auf eine Straße zu kommen, die wir auf geradewohl verfolgten. Sie führte uns auf ein Dorf, wo wir erfuhren, daß wir uns auf der Frankfurter Straße befänden. Nachdem wir uns hier Etwas erholt und mit einem Glas Milch gestärkt hatten, setzten wir unsere abentheuerliche Reise mit erfreutem Gemüthe fort, und kamen nach Mitternacht in Wezlar wohlbehalten an.

In dem darauf folgenden Sommer hatte ich ein anderes, minder beschwerliches kleines Abentheuer, auf einer Reise, die ich zu Pferde von Wezlar nach Dillenburg unternahm, um meine dortigen Freunde zu besuchen. In einer waldigen Gegend kam eine Zigeunerin auf mich zu, und verlangte, daß ich abstiege, um aus ihrem Munde meine Bona Ventura zu vernehmen. Als ich ihr meine Hand hinreichte, rief sie aus: „Glück auf in deine Hand, blanker Bruder.“ Sie studirte nun meine Lineamente, und begann ihr Orakel unter gewissen

stereotyp gewordenen Formeln, die ich vergessen habe. So viel aber ist mir recht wohl erinnerlich, daß ihre Prophezeihungen, die sich freilich nur beim Allgemeinen aufhielten, wirklich in Erfüllung gegangen sind. Sie sprach von meiner glücklichen Ehe, von der Zahl meiner Kinder, welche ich jedoch theilweise nicht würde großziehen können. Ich brauche übrigens wohl nicht zu versichern, daß die gelbe Zigeunerin an mir keinen abergläubischen Verehrer ihrer verborgenen Kräfte gefunden habe. Ich nehme vielmehr von dieser Begegnung nur Veranlassung, um zu bemerken, daß damals in Deutschland die Zigeuner noch gar nicht selten waren. Sie kamen aus Böhmen und Ungarn zu uns, und durchstrichen das h. römische Reich meistens in kleinen Banden, indem sie sich in der bekannten Weise per fas et nefas ernährten.

Ich habe bereits des Hauses in Wezlar Erwähnung gethan, worin sich Jerusalem erschoß, welcher tragische Vorfall dem größten Dichter der deutschen Nation Veranlassung zu „Werthers Leiden" gegeben hat. Man wird es sehr natürlich finden, daß diese Schrift, von so allgemeiner und eingreifender Wirkung auf das deutsche Publicum, auch in Wezlar zahlreiche Leser und Bewunderer gefunden hat, zu welchen ich ebenfalls gehörte. Obschon ich wegen meiner Berufsgeschäfte, welche den ganzen Tag ohne Unterbrechung fortgiengen, nur wenige Zeit für die Lectüre von belles Lettres übrig behielt, so ward ich doch ebenfalls von der neuen deutschen Literatur, wie jeder wissenschaftliche junge Mann in jener Periode, bezaubert und hingerissen. Lange Zeit hindurch war der fromme Gellert der gefeiertste Schriftsteller gewesen. Nun aber erschienen eine Menge Schriften, in denen ein ganz anderer Odem wehte.

Während ich mich in Wezlar befand, brachten uns die Zeitungen Nachricht von der Erfindung des Luftballons durch die Gebrüder Montgolfier (1783). Die Theilnahme, welche

sich für diese Sache zeigte, war überall in Deutschland sehr groß. An vielen Orten machte man ähnliche Versuche, indem man den Ballon entweder mit durch Feuer ausgedehnter atmosphärischer Luft, oder, nach dem Vorschlage von Cavendish und Charles, mit Wasserstoffgas füllte. Die Luftreise des Pilatre de Rozier, welcher der Erste war, der sich in den atmosphärischen Ocean hinaufwagte, und sein tragischer Tod (15. Juni 1785) machten durch Deutschland viel zu reden, und als darauf Blanchard auch in Frankfurt und an andern Orten in Deutschland aufstieg, wurde sein Bildniß colportirt, und wie das eines Wundermannes betrachtet. Inzwischen lud dieser Aërostat auch den Verdacht auf sich, revolutionäre Ideen verbreitet zu haben, weßhalb er eine Zeit lang in Kufstein gefangen gehalten wurde.

Der rühmlich bekannte Chemiker und Physiker Lor. v. Crell in Helmstädt, gab damals seine chemischen Annalen heraus. Es scheint aber, daß er von dem Vertrieb derselben durch den Buchhandel nicht befriedigt war, denn er benutzte auch seine zahlreichen Verbindungen mit Apothekern, um diese Zeitschrift an den Mann zu bringen. So wie Herrn Saltzwedel in Frankfurt, lud er auch mich ein, für die Verbreitung seines Journals zu wirken, wodurch ich mit ihm in Briefwechsel gerieth. Auch war ich so glücklich, ihm mehrere Pränumeranten auszumitteln, welche ihren Betrag in Gold berichtigen mußten. Als aber den Annalen auch noch Beiträge folgten, welche besonders bezahlt werden sollten, und ein pecuniäres Opfer gefordert wurde, dergleichen die Apotheker damals noch nicht sehr gewöhnt waren, indem sie sich auf einen geringen Umfang ihrer Bibliothek zu beschränken pflegten, sprangen mehrere Abnehmer wieder ab. Bei meinem Abgange von Wezlar konnte ich dieses mühsame Geschäft einer Art von

wissenschaftlichen Colporteurs nicht weiter versehen, und übergab es in die Hände des Herrn Saltzwedel./

Aufenthalt in Strasburg. 1785.

Ich war anderthalb Jahre in Wezlar gewesen, und hatte dort die einförmigen und beschwerlichen Geschäfte des Receptarius zur Genüge gekostet, als ich mich auch wieder nach einer Gelegenheit sehnte mich im Laboratorio umzusehen, und meine Kenntniße in der Chemie, die ich durch fleißiges Studium vermehrt hatte, praktisch anzuwenden. Mein Freund Hiepe, der Sohn des Hauses, fand es ebenfalls natürlich, daß ich meinen Wanderstab wieder ergriffe, und so ermittelte er mir eine Stelle in der Officin des Herrn Hecht unter der kleinen Gewerbslaube zu Strasburg, wo er selbst in der Riedhammer'schen Apotheke conditionirte.

In der ersten Woche der Frankfurter Ostermesse (1785) reiste ich mit drei Kaufleuten von Wezlar mit Extra-Post nach jener großen Handelsstadt. Weil der Provisor wegen meines Abgangs nicht selbst dahin gehen konnte, um, wie es sonst im Hiepe'schen Hause gewöhnlich war, die Frankfurter Freunde zu besuchen, die alten Rechnungen zu berichtigen und neue Einkäufe zu besorgen, so übernahm ich dieses Geschäft, welches mich wieder zu Herrn Leonhardi führte. Die schönen Laubthaler-Rollen, die ich auf die Zahlbank des reichen Kaufherrn niederlegte, mochten mich jetzt wohl zu einer willkommneren Erscheinung machen, als ich damals war, da ich, ein demüthiges Subjectulum pharmaceuticum, Zweifel wegen der Annehmbarkeit der Dillenburger Stelle geäußert hatte. Ich ward auch dießmal zum Essen geladen, und wir trennten uns zu gegenseitiger Zufriedenheit. Nun besuchte ich vor Allem wieder den

vortrefflichen Herrn Saltzwedel, der mich mit seiner gewohnten Humanität aufnahm, und mir Gelegenheit gab, seine reichen Kenntniße und Sammlungen, und seinen trefflich erhaltenen botanischen Garten zu würdigen.

Wer, wie ich, von einer hohen Meinung von dem Werthe und der Verdienstlichkeit seines Berufes durchdrungen war, dem mußte die Erscheinung eines so gebildeten und aufgeklärten Mannes, wie Herr Saltzwedel, besonders erfreulich seyn. Ich hatte nämlich in meiner praktischen Laufbahn gar oft Gelegenheit gehabt, zu beobachten, daß man nicht selten gegründete Ursache hatte, Manches an der Persönlichkeit des Apothekers lächerlich zu finden und mit der Geißel der Satyre zu verfolgen. Vielleicht könnte man nicht mit Unrecht sagen, daß der Theophrastus Bombastus Paracelsus ab Hohenheim der Urahne und Hohepriester der deutschen Apotheker gewesen, denn von ihm datirt sich eine große Umgestaltung, wie in der Medicin, so auch in der Lehre von der Bereitung der Arzneimittel. Er war es vorzüglich, welcher mehrere, besonders mineralische Stoffe (wie namentlich die Präparate des Mercurius und des Spießglanzes) empfahl, und die ehemaligen Medicamentenverkäufer, welche höchstens verstanden, aus einem gemeinen Destilir-Apparate ein Wasser, oder aus vegetabilischen und thierischen Substanzen durch eine weingeistige Digestion eine Tinctur zu bereiten, zwang, sich mit den Processen der mittelalterlichen Chemie bekannt zu machen. Später folgten auf ähnlicher Bahn ein Van Helmont und die zahlreichen Schulen der Alchymisten, welche, obgleich insgemein bemühet, das Menstruum universale und den Lapis philosophorum aufzufinden, sich doch unter verschiedenfarbige Fahnen reihten. Indem nun die Apothekerkunst sich aus solchen nebeligen Gebieten hervorarbeitete, wo recht im eigentlichen Sinne die Wahrheit gezeugt wurde, wenn sich der Irrthum mit dem Aberglauben verband, —

war es natürlich, daß viele Apotheker Theil hatten an den seltsamen und irrigen Vorstellungen des Mittelalters. Geheimnißkrämerei stellte sich ein, weil man eben nichts wußte, was man zu verbergen hatte, Pedanterie, weil man in todten Formen das Wesen suchte, seltsame Abgeschlossenheit und Vornehmthuerei, weil man das Gewerbe, mit seinem güldenen Boden, über andere zu erheben und mit dem Wunderschein einer raffinirten Wissenschaft zu umgeben trachtete. So war es denn kein Wunder, daß das Publicum mit zunehmender Aufklärung im Allgemeinen die Zunft der Apotheker wie ein Corps von Adepten und pedantischen Sonderlingen betrachtete. Dieß war der Stand der Sache, als ich die Pharmazie zu meinem Berufe erwählte, und so fand ich ihn auch noch an gar manchen Orten während meiner pharmazeutischen Wanderungen durch das liebe deutsche Vaterland.

Unter die Gründe, Pedanterie beim Apotheker vorauszusetzen, gehört die Sitte, die sich bei keinem andern Stande findet, daß man die Apothekenlokalitäten durch Malereien oder Bildhauerarbeiten kennbar zu machen suchte, und ihnen Namen gab. Zu Symbolen wählte man sehr häufig Thiere. Man sieht daher heute noch den Elephanten, den Löwen, in seiner heroischen Stellung, das mythische Einhorn, und den Adler mit ausgebreiteten Flügeln als Schnitzwerke an den Fenstern u. s. w. der Apotheken aufgestellt. Man findet ferner figürlich dargestellt Engel, Sterne, goldene Kugeln und andere Dinge mehr. An den Thüren erblickt man den Aesculap mit seinem Schlangenstabe oder dessen Priester Galen und Hippokrates abgemalt, wohl auch den König Salomon, die Krone auf dem Haupt, auf Retorten, Schmelztiegel und andere Apparate behaglich hinblickend. Am häufigsten aber gewahrt man den äthiopischen Mohren, den ich beinahe in allen großen Städten Deutschlands angetroffen habe. Gewöhnlich begegnet man ihm vor den Apo-

theken, wie er mit Bogen und Pfeil Aeskulaps Heiligthum zu schützen Posto faßt. Oft sieht man ihn aber auch bei dem Mörser angestellt.

Ebenso legte man besondern Werth auf die öffentliche Bereitung gewisser Arzneimittel, welche in den Augen des Publikums große Wirksamkeit besaßen, und eine vielfache Anwendung genossen. Mein verehrter College, der verstorbene Herr Assessor Frischmann erzählte mir, daß auch er im Jahre 1754 in der Leinker'schen Apotheke in Nürnberg als Gehülfe befindlich, bei der letzten öffentlichen Verfertigung des Theriaks beschäftigt gewesen sey. Die Zusammensetzung und Zubereitung erfolgte unter spezieller Aufsicht von Magistratspersonen in einem feierlichen und öffentlichen Actus. Die Ingredienzien zu dieser alten Composition wurden meistens in ziemlich großen Verhältnissen und ausgezeichneter Güte in zweckmäßigen Gefäßen dem Publikum zur Schau ausgestellt, und dann die Operation vorgenommen. Man betrachtete die Anfertigung des Theriaks und einiger ähnlicher Heilmittel wie eine Haupt und Staats-Action. Zu Venedig, woman bekanntlich die Bereitung dieses Mittels in größtem Maasstabe betrieb, und von wo es in kleinen, blechernen, cylinderförmigen Büchsen in den Welthandel gebracht wurde, fand eine solche feyerliche Fabrikation noch im zweiten Decennium des vorigen Jahrhunderts Statt. In Nürnberg wurde wahrscheinlich zum Erstenmale im Jahre 1675 von dem Apotheker Georg Basilius Wittig zur goldenen Kugel der s. g. himmlische Theriak öffentlich und feyerlich angefertigt. (Siehe Versuch einer Geschichte des Apothekerwesens in der freien Reichsstadt Nürnberg S. 37.) Welchen Werth man dieser Zubereitung gab, dürfte daraus entnommen werden, daß der Actus von einem kaiserlich gekrönten Poeten besungen wurde. Im Jahre 1690 den 25. April veranstaltete der Apotheker zum goldnen Stern (diese Apotheke befindet sich jetzt in den Händen meines viel-

jährigen Freundes Dr. Klincksieck) Matthias Röser eine solenne Verfertigung des himmlischen Theriaks, des Mithridats und des Alkermes, wobei zwei Deputirte des Rathes, der Dekan, die Senioren des medicinischen Collegiums und die Visitatoren der Apotheken zugegen waren. Im Januar 1706 kündigte der Apotheker zur goldenen Kugel, Lorenz Kanut Leinker durch ein lateinisches Programm abermals eine feyerliche und öffentliche Verfertigung des Theriaks und Mithridats an.

Daß diese Compositionen in ihrer Zubereitung sehr umständlich waren, dürfte daraus zu entnehmen sein, daß zum Theriak allein über siebenzig Heilstoffe verwendet wurden. Mir, der ich eine so hohe Meinung von dem Apothekerstande hatte, war es angenehm, daß sich derselbe zu meiner Zeit der pedantischen Ostentation nicht mehr bediente.

Dagegen begrüßte ich um so freudiger Männer, welche, wie der vortreffliche Salzwedel in ihrem würdigen, einfachen und feinen Aeußern das Gepräge einer humanen Bildung an sich trugen, und in ihrem Stande durch Freiheit von allen jenen mittelalterlichen Reminiscenzen hervorleuchteten. Derselbe war im besten Sinne des Wortes ein Naturae Curiosus. Er interessirte sich für jedes Naturfactum wegen seiner wissenschaftlichen Beziehungen zu andern, und sammelte deßhalb Naturalien nicht blos zum Prunk oder als todte Curiosität.

Von Frankfurt gieng ich nach Mannheim, woselbst ich Gelegenheit hatte, eine der deutschen Schaubühnen zu besuchen, welche damals des größten Rufs genoß. Ich sah hier die Jäger von Iffland. Neben ihm spielten Beck, Beil und andere berühmte Acteurs. Das Theater war mir immer eine sehr angenehme Unterhaltung, und später besuchte ich es vorzüglich gerne in Mainz, wo die Bühne unter Großmann blühte, und Männer wie Unzelmann und Stägmann wirkten.

Diese Gesellschaft kam während der Meßzeit auch nach Frankfurt herüber, und machte gute Einnahmen. Es gab damals in Deutschland sehr viele herumziehende Schauspielertruppen, die freilich nicht immer große Vollendung zeigten, aber doch das Publicum für dieses Vergnügen beständig in Odem erhielten. Sogar in kleineren Orten spielten nicht selten Banden von zusammengelaufenen Schauspielern, wobei Dr. Faust's Höllenfahrt gar oft auf die Bühne kam. Man war mit einfacher Ausstattung zufrieden, und die Pracht großer Opern und kostbarer Spectakelstücke war nur in einigen wenigen Residenzen zu finden.

Meine Reise nach Strasburg führte mich über Neustadt an der Hart. Hier wurde der Reichspostwagen gegen einen französischen verwechselt, der ganz mit Lilien bemalt war, und nun gieng Alles auf französischem Fuß. Jede Station mußte sogleich mit drei Livres bezahlt werden. Die Reisegesellschaft war sehr munter und unterhaltend. Es befand sich ein bärtiger Capuziner darunter, dergleichen man, sowie die Franciscaner, gar häufig auf den Postwägen zur Gesellschaft bekam, und der weibliche Theil der Reisegesellschaft stellte sich unter seinen Schutz. Wir übernachteten in Hagenau. Am andern Tage gelangte ich in das berühmte Strasburg, welches sich schon in weiter Entfernung durch die erhabene Spitze des ehrwürdigen Münsterthurms ankündigte. Durch die ausgedehnten Festungswerke, welche größer waren als alle ähnlichen, die ich bisher gesehen, und meine Bewunderung auf sich zogen, fuhren wir in diese jetzt französische Stadt ein, ehemals eine Zierde und ein Schutz des deutschen Reiches.

In der Familie meines neuen Principals, des Herrn Hecht, wurde ich mit zuvorkommender Güte aufgenommen. Die humane Gesinnung und Wissenschaftlichkeit dieses vortrefflichen Mannes kann ich nicht genug rühmen.

Bei dem ersten Gange durch die Stadt begleitete mich mein Freund Hiepe. Er führte mich mit einigen Bekannten nach Kehl, wo wir die berühmte Buchdruckerei des Herrn von Beaumarché besichtigten. Es arbeiteten hier dreißig Preßen; auch eine Schriftgießerei stand mit dem Geschäft in Verbindung. Von hier aus giengen zahllose Exemplare von den Werken Voltaire's und Jean Jacques Rousseau's nicht blos über den Rhein, sondern durch die ganze Welt. Man kann daher wohl sagen, daß hier ein Magazin derjenigen Ideen in Arbeit war, welche alsbald einen revolutionirenden Einfluß auf die ganze gebildete Welt ausgeübt haben.

Im Hause des Herrn Hecht fand ich drei Collegen und einen Lehrling. Für den Dienst war folgende Einrichtung getroffen. Der erste Gehülfe, welcher schlechterdings gut französisch sprechen mußte, hatte seinen permanenten Posten in der Apotheke. Ein Gehülfe war Receptarius, ein dritter Defectarius und der vierte war Assistent, besonders am Receptirtische, mußte aber außerdem mit dem Lehrling da helfen, wo man ihn eben gebrauchte. Die Stellen mit Ausnahme des Primarius, wechselten alle acht Tage. Jeder Gehülfe hatte in der Woche einen halben Tag zum Ausgehen, den Sonntag nicht gerechnet, an welchem ebenfalls abgewechselt wurde. Auch der Defectarius hatte, wenn er im Laboratorio fertig war, die Erlaubniß, des Abends nach Tische auszugehen. Bei dieser Einrichtung waren also die Gehülfen durch mehrfache Freiheit begünstiget, so wie denn der Umgang mit einem Manne von den ausgezeichneten Kenntnißen des Herrn Hecht für sie eine Quelle von Vergnügen und Unterricht werden mußte. Als ein trefflicher Chemiker ließ Hecht es insbesondere nicht an genauer Prüfung und an geeigneten Rathschlägen bei den Geschäften im Laboratorio fehlen. Was ich bisher von meinem neuen Principal erzählt habe, mag schon hinreichen, um zu

beweisen, daß seine Officin sich einer hohen Anerkennung zu erfreuen hatte. Diese erstreckte sich aber nicht blos auf das Strasburger Publicum, sondern sogar bis Paris. Selbst in diese Stadt, die man als das Centrum der civilisirten Welt rühmte, sendeten wir die Pâte de Reglisse, welche in unserer Apotheke so gut bereitet wurde, daß sie der Minister von Vergennes für den königlichen Hof begehrte. Alle zwei Monate giengen vier Pfunde an denselben ab. Sie mußte im frischen Zustande so helle seyn, daß man die Zeitung durch sie lesen konnte.

Die französischen Sitten, welche sich in Strasburg mit denen des deutschen Vaterlandes mischten, der große Weltton, der in der dritten Stadt des mächtigen Frankreichs herrschte, die mancherlei Sehenswürdigkeiten und die beständigen Veränderungen, welche sich hier der Wißbegierde darboten, machten mir den Aufenthalt in Strasburg sehr angenehm.

Zu der schönen und wohldisciplinirten Garnison gehörte auch das Regiment Elsaß, dessen Chef, der Prinz Maximilian Joseph von Pfalz-Zweibrücken, der Liebling der ganzen Stadt war. Dieser leutselige, liebenswürdige Fürst kam öfters in die Officin, wo er seine Bedürfnisse selbst bestellte, und wo ich das Glück hatte, ihn in der Nähe kennen zu lernen. Zu jener Zeit vermählte er sich mit seiner ersten Gemahlin, einer Prinzessin von Hessen-Darmstadt. Damals konnte ich freylich nicht ahnen, daß ich einstens in ihm meinen hochgefeierten König und geliebten Landesherrn würde verehren können, und daß ich selbst, sowie mein ältester Sohn, mehr als eine Veranlassung haben würde, seine landesväterliche Huld zu erfahren und zu preißen.

Zum erstenmale hatte ich hier Gelegenheit, eine größere Militärmacht beisammen zu sehen. Die Garnison bestand aus zwei Cavallerie-Regimentern, Berry und Artois, zwei

französischen Infanterie=Regimentern, Agenois und Foy, und zwei deutschen, Elsaß und Darmstadt. In dem friedfertigen und zerstückelten Deutschland war mir niemals eine solche Truppenmasse zu Gesicht gekommen, denn Deutschland und seine Fürsten dachten an keinen Krieg. Die militärischen Uebungen hatten daher einen gewissen Reiz für mich; besonders anziehend aber war mir der Anblick des Regiments la Marque, welches, freilich mit sehr zusammengeschmolzener Mannschaft, aus Indien zurückkehrend, in Strasburg einmarschirte, wo es sofort in der Citadelle casernirt wurde. Es waren mehrere Negerknaben in der Truppe, und mancher bärtige, von der heißen Sonne gebräunte Musquetier hatte einen Affen oder Papagey auf dem Tornister sitzen. Vergnügen machte es mir, den Uebungen zuzusehen, wo man die Kanonen, welche auf Schiffen oder in den Colonieen Frankreichs verwendet werden sollten, bezüglich ihrer Ausdauer und Haltbarkeit des Metalles prüfte. Oefters sah ich auch Bomben werfen. Die Bomben waren bei diesen Versuchen nicht gefüllt, und wurden aus dem Geschütze nach einem bestimmten Ziele geworfen, wo man sie wieder ausgrub. Schon früher hatte ich an den Franzosen das artige Benehmen bemerkt, daß sie da, wo es etwas zu sehen gab, bescheidene Zuschauer nicht mit rohen Worten zurückwiesen. Daher näherte ich mich auch einem Bombenkeßel, welcher von einem Elsaßer bedient wurde. Hiebei konnte ich das Verfahren recht gut sehen. Es wurde nämlich eine angemeßene Quantität Pulver in den Mörser geschüttet. Dann brachten Soldaten an einer Stange die Bombe und setzten dieselbe mit aller Vorsicht in den Keßel. Der Bombardier schob nun um die ganze Bombe herum Späne von weichem Holz, und ein Ingenieur stellte zwei Soldaten mit Hebeln an das Geschütz, denen er mit der Hand die Richtung angab, wie sie das Gestell des Mörsers, dem entfernten Ziele gemäß, rechts oder links schieben und

rücken mußten. Nun wurde der Mörser unter einem heftigen Donner abgefeuert, und die Bombe eilte unter großem Gebrause ihrer Bestimmung entgegen. Der gefällige Bombardier erzählte mir nun, daß er 1783, als sich die Franzosen mit den Spaniern verbunden hatten, Gibraltar zu belagern, sich ebenfalls auf einer der schwimmenden Batterien befunden habe, die bekanntlich von Elliots glühenden Kugeln bös heim geschickt wurden, wobei auch ihm die Haare versengt worden waren. Als sich das Gespräch wieder auf das Werfen der Bomben wendete, bemerkte er, daß die Spanier sich über das Einschieben der Holzspäne sehr verwunderten, indem sie sich zu jener Zeit nur des Wasens bedient hätten.

Großes Aufsehen erregten damals in Strasburg die Gebrüder Enßlen aus Stuttgart. Sie verfertigten nämlich aërostatische Figuren aus Goldschlägerhäutchen, welche mit Wasserstoffgas gefüllt wurden. So ließen sie unter andern auf der Citadelle einen geflügelten Pegasus steigen. Allein noch weit mehr Redens machte der berühmte oder berüchtigte Graf Cagliostro in jener Stadt, wie aller Orten, durch seine Wunderkuren. Das Vertrauen, welches er genoß, war außerordentlich. Insbesondere zeigte das Militär große Neigung für ihn, da er es mit Uneigennützigkeit durch ärztlichen Rath und Arzneien für sich gewann. Einem Unteroffizier, der sich bei ihm Raths erholte, gab er das Mittel, und versicherte, in vierzehn Tagen werde er genesen seyn, wo er sich dann zum Speisen einfinden möge. Solche Züge verfehlten die Wirkung nicht. Wenn auch viele der Mittel, die Cagliostro anwandte, als seltsame und unwissenschaftliche Compositionen erscheinen, so läßt sich doch nicht läugnen, daß er mancherlei, zumal praktische Kenntniße und Geschicklichkeiten besaß, wodurch er sich Credit verschaffen konnte. Mit dem thierischen Magnetismus befaßte

er sich damals nicht*). In der chemischen Technik der Metalle hatte er ohne Zweifel gewisse Kenntnisse, wie er denn im Palais des Cardinal Rohan zwei Zimmerschlösser vergoldete. Uebrigens war er mit vielen hochgestellten Personen der Stadt im Verkehr.

Er hatte mehrere seiner Magistralformeln in der Apotheke niedergelegt, welche ich anzufertigen bekam. Diese Verschreibungen hatten sehr viel versprechende Namen. Ich halte es für zweckmäßig, mehrere derselben hier in der Note anzuführen, als einen Beitrag zu der Geschichte der Medicin **).

---

*) Darin war damals in Strasburg besonders der Marquis von Puysegur thätig, der mit einem Offizier, dessen Namen ich vergessen habe, zu experimentiren anfieng.

**) Verschreibungen Cagliostro's:

1) Ptisane purgative de Mr. le Comte de Cagliostro.

Rp. Herbae Cichorii, Acetosae, Violarum, Agrimoniae, Calcitrapae, Ononidis ana Mpj. Radic. Cichorii, Acetosae, Fragariae, Ononidis, Calcitrapae ana ʒjj. Semin. Anisi, Coriandri ana ʒjjj. Flor. Rosarum rubr. ℥jj. Nymphaeae Mpj. Cremoris tartari ℥β. c. c. m. bull. per 1/4 horam in Libris XVI Aquae fontanae. In colat. refrigerata infunde per 24 horas Fol. Sennae electae ℥jj. Col. d. in 4 Lagenis.

2) Pomade pour le visage.

Rp. Olei Amygdal. dulcium ℥vjjj. Spermat. Ceti. ℥jv. Cerae albae ℥jj. Alumin. Camphorae ana ℈jj. M. f. Ceratum et in capsul. effunde.

3) Electuaire pectorale avec de la Manne.

Rp. Mannae calabrin ℥jj. Dissolv. in Aq. font. ℥jβ., adde Olei Sacchari cand. Pulv. Succ. liquirit. ana ℥β. M. f. Electuarium.

4) Pillules stomachiques.

Rp. Aloës hepaticae. ℥j. Diagrydii, Rad. Turpethi, Agarici, Trochisc. Alhand. ana ʒβ. Gum. Mastich. ʒjjj. Rhabarb. optim., Myrobalan citr., Chebul. et ind., Herb. Marrubii albi., Semin. Foeniculi ana ʒj. Cinnamomi, Macis, Lign. Santali albi, Flor. Lavandulae, Hbae. Asari, Croci orient., Caryophyllor.,

Man sieht aus diesen Vorschriften, daß alle Pillen Cagliostro's fünf Gran schwer, und stark vergoldet waren. Auch mit einem von ihm benannten Oleo Sacchari, das er bei uns machen ließ, machte er in eleganten Flacons den Damen gelegenheitlich Geschenke. Um es zu bereiten, wurden hart gesottene Eier der Länge nach entzwei geschnitten, die Dotter mit größter Vorsicht herausgenommen, die Höhlung mit dem schönsten weißen Candiszucker ausgefüllt, sofort beide Theile zusammengefügt, und mit Fäden umbunden, und nun in gläsernen oder porzellanenen Schalen bedeckt in den Keller gestellt, wo sich der Zucker allmählig auflößte. Dieser Saft, welchen Cagliostro ein Oel nannte, stellte eine höchst concentrirte Süßigkeit dar. Man möchte wohl fragen, wo der Graf dieses Kunststück her habe? In dem Dispensatorium Würtembergicum v. J. 1771. ist S. 105. die Bereitung des Oleum Tartari per deliquium und S. 126. jene des Oleum Myrrhae per deliquium als ein gleiches Verfahren und in derselben Form beschrieben angegeben.

Nucis Moschat., Sem. Ruth., Siler. mont., Herb. Euphrasiae Cubebar., Myrrhae electae ana ʒß. M. f. Pulvis et cum Mucilagine Tragacanth. f. pill. pond. gr. V. Fol. Aur. obduc.

5) Pillules de Terebinthine.

Rp. Terebinth. venet. ℥j. Sacchar. albi ℥jj. Cinnamom ℈j. M. f. cum pulv. Rad. Althaeae et Mucilagine Tragacanthae pill. pond. gr. V. obduc. Fol. Aur.

6) Pillules avec le Beaume de Canada.

Rp. Balsami de Canada ℥j. Sacchari albi ℥jj. Cinamomi ℈j. Myrrh. electae gr. XII. Pulv. Rad. Althaeae q. s. m. f. c. Mucilag. Tragacanthae pill. pond. gr. V. obduc. Fol. Aur.

7) Poudre purgative de la premiére Ordonance.

Rp. Pulv. Folior. Senn., Radic. Jalappae, Cremor. tartar. ana ℥jj. Semin. Anisi., Foeniculi ana ℥ß. Diagrydii. sulph. ʒjjj M. f. pulv. d. ʒj. pro dosi.

8) Poudre purgative de la derniére Ordonance.

Rp. Pulver. praecedent. ℥vjj. ʒjjj. admisc. pulv. Cinamomi ℥ß.

Es ist bekannt, daß dieser seltsame Mann, dessen Namen durch ganz Europa Aufsehen erregt hat, und welchen Göthe eines der sonderbarsten Ungeheuer nennt, die in diesem Jahrhundert erschienen sind, anfänglich die Rolle eines Alchymisten spielte. Er gab vor, den Stein der Weisen und die Lebenstinctur zu besitzen. Bei Andern präsentirte er sich als Wiederhersteller der alten ägyptischen Freimauerei! Nach einem von ihm selbst entworfenen Rituale nahm er mehrere Personen, unter andern auch die Frau von der Recke in Mitau, in diesen seinen Orden auf, deren Diplom ich selbst gesehen habe. Er fuhr auch vor der Apotheke des Herrn Hecht vor, und ich kann mich noch wohl seiner stumpfen, vergelbten Züge erinnern. Als im Sommer 1785 der Cardinal Rohan in die berüchtigte Halsbandgeschichte verwickelt wurde, mußte auch Caglioſtro, als sein Freund, mit in die Bastille wandern, wo er aber nicht als Mitschuldiger erkannt wurde. Dieses Ergebniß machte in Strasburg vieles Aufsehen.

Der räthselhafte Mann, in dessen Lebensgeschichte auch jetzt, nach Veröffentlichung der römischen Prozeßacten (Siehe unter andern den neuen Pitaval Leipzig 1845 1. Bd. 8. S. 1.) noch Manches unaufgeklärt ist, giebt mir Veranlaßung, Einiges über die Rosenkreuzer zu sagen, als deren Mitglied ihn zahlreiche Stimmen bezeichnet haben. Bis zu der Epoche des Jahrhunderts, von welcher wir jetzt sprechen, herrschte noch in allen Theilen von Deutschland die Meinung bei gar vielen Personen, daß der Stein der Weisen gefunden werden könne, und daß sich gewisse geheime Gesellschaften im Besitze desselben befänden. Besonders aber waren es eben diese Rosenkreuzer, eine schon 1622 von Christian Roser im Haag gestiftete geheime Gesellschaft, welcher man dergleichen Kenntniße zuschrieb. Die Ordensglieder trugen ein goldenes Kreuz mit einer Rose an einer schwarzseidenen Schnur, und hatten

allerlei Symbole, zu welchen die Sphäre, Zirkel und Richtscheit gehörten, weshalb man sie wohl auch mit den Freimaurern verwechselte, womit sie aber nichts zu thun haben. Es gab in dieser Gesellschaft selbst mehrere ganz verschiedene Richtungen, je nachdem die Einen mehr Alchymisten, Andere mehr Theosophen und Mystiker, wieder Andere mystische Aerzte waren. Eine Sekte unter ihnen leitet sich von dem Valentin Andreä und dessen Vorgänger Agrippa von Nettesheim her. Dieß waren wohlwollende theosophische Schwärmer. Unter den Alchymisten war ein gewisser Michael Maier, Stifter von allerlei Formeln und träumerischen, alchymistischen Operationen. Alle diese Leute fanden auch noch in späterer Zeit vielfachen Anhang bei Hoch und Niedrig; denn es gieng bei ihnen sehr häufig auf Goldmachen, Schatzgraben mit der Wünschelruthe und dergleichen hinaus. Ich habe Gelegenheit gehabt, zwei solche Alchymisten kennen zu lernen. Der Eine war der markgräflich-culmbachische geheime Rath, Reichsgraf Julius von Löwenhaupt, welcher in den siebziger Jahren in Erlangen lebte, der Andere war nicht so hoch geboren, sondern ein verunglückter Arzt, Roth, und lebte auf der Wunderburg, einem Landgütchen bei Erlangen, hat aber leider den Stein der Weisen auch nicht gefunden. Einmal wollte er das Geheimniß bereits in der Abrauch-Schaale haben, als ein ungeschickter Bauer, der in die Stube trat und seine Mütze unvorsichtig auf den Ofen warf, das Gefäß mit der Frucht mehrjähriger Bemühung vernichtete.

Die eigentlichen Rosenkreuzer scheinen keine unsittlichen Präcepte in ihren Statuten gehabt zu haben, sie gelobten in ihrem Eide: 1) solange sie lebten, den ewigen allmächtigen Jehova im Geist und in der Wahrheit anzubeten, 2) sich nach Möglichkeit zu befleißigen, seine Allmacht und Weisheit zu erkennen durch die Natur, 3) den Eitelkeiten der Welt abzusagen,

4) soviel als in ihrem Vermögen, das Beste ihrer Brüder zu besorgen, sie zu lieben, ihnen mit Rath und That in allen Nöthen beizustehen und endlich 5) ein unverbrüchliches Stillschweigen zu halten. Dieß Alles gelobten sie so wahr als Gott unsterblich ist. Neben diesen Rosenkreuzern spukte aber in Deutschland noch über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus mancher Geisterbeschwörer und Teufelsbanner unter dem Geheimniße einer verborgenen Brüderschaft.

Der Münster zu Strasburg, dieser ehrwürdige Tempel, wurde von mir öfters besucht. Einmal hörte ich in demselben eine Controvers-Predigt, wo auf zwei Kanzeln vor dem Publicum über dogmatische Puncte disputirt wurde. Der Reichthum, den die Kirche besaß, ehe ihn die Revolution wahrscheinlich verschwinden machte, war ausserordentlich. Heute erinnere ich mich noch der kostbaren Gewänder, womit die Domherrn, damals Münstergrafen genannt, am Fronleichnamstage bekleidet in der feyerlichen Prozession erschienen. Auf dem weißen Atlas befanden sich die kostbarsten Goldstickereien, namentlich in der Form von Kornähren. Diese Ornamente hatte Ludwig XV. gestiftet. Die berühmte Uhr von Habrecht Vater, Sohn und Enkel gebaut, war lange Jahre nicht im vollen Gang, und ist erst neuerlich von einem geschickten Künstler wieder hergestellt worden. Mit Bewunderung betrachtete ich oft das erhabene Kunstwunder des Münsterthurmes, und weil die meisten fremden, jungen Leute einen Werth darein setzten, ihn möglichst hoch bestiegen zu haben, so wollte auch ich nicht zurückbleiben und wählte einen schönen Tag zu der halsbrechenden Promenade. Von der großen Plattform des Münsters kann man den pyramidalen Thurm nur von außen besteigen. Ich betrat daher die zwei Treppengewinde, deren unteres noch mit einer niedrigen Einfaßung umgeben ist; von ihm stieg ich weiter an der Pyramide in die Höhe, wozu man große Vorsicht und Freiheit vom

Schwindel braucht. Ich benützte die Absätze am Thurm, in welche man abtreten kann, um etwas auszuruhen. In dem ersten zog ich meinen Rock aus, um die Reise leichter fortsetzen zu können. Ich kam in eine Höhe, wo die Staffeln nicht größer waren, als Backsteinkäse und endlich sogar noch etwas kleiner. Hier wurde ich von einer eisernen Querstange aufgehalten. Ueber sie konnte ein Waghals steigen, um in die durchbrochene Krone hinauf zu kommen. Ich fand es jedoch räthlicher, eine rückgängige Bewegung zu machen. Diese war noch kritischer, als das Hinaufsteigen, indem man nur mit den Füßen den Weg suchen mußte. Darum dankte ich denn auch Gott für das gelungene Wagestück, das ich um keinen Preis hätte wiederholen mögen, als ich zu dem ersten Absatze zurück gekommen war. Von hier aus erfreute ich mich an der vortrefflichen Aussicht über die große Stadt, und die herrlich angebaute Rheinfläche.

In der lutherischen Kirche St. Thomas zog das Grabmal des Marschall Gr. Moritz von Sachsen, welches Pigalli auf Befehl Ludwigs XV. während eines Zeitraums von 20 Jahren zu Paris ausgeführt hat, oft meine Bewunderung auf sich. Der Marschall steigt in voller Rüstung, einen Lorbeerkranz auf dem Haupte, den Commandostab in der Hand, entschlossen eine Reihe von Stufen hinab, die an einen offenen Sarg führen. Oben am Sarge, den sein Wappen ziert, steht der Tod, wie er dem Feldherrn mit der einen Hand die ausgelaufene Sanduhr, mit der andern den Sarg zeigt. Zwischen dem Helden und dem Tod steht Frankreich, eine erhabene Frauengestalt, die in wehmüthiger Bewegung mit der einen Hand den Marschall zurückhalten, mit der andern den Tod besänftigen will. Am Fuße des Sarges drückt Hercules, gestützt auf seine Keule, männlichen Schmerz aus. Links neben dem Marschall hat der Künstler den Löwen, Leoparden und Adler, die Wappenthiere von Holland, England und Oesterreich angebracht,

wie sie über zerbrochenen Fahnen zurückbeben; zur Rechten steht ein Genius neben siegreich in die Höhe gerichteten Waffen, der den Marschall wehmüthig anblickt, und die Fackel des Lebens auslöscht. Diese Figuren von weißem cararischen Marmor, der Sarg von bunter Farbenmischung, aus welchem das weiße Leichentuch hervorzuquellen scheint, gewinnen noch durch den schwarzmarmornen Hintergrund, worauf die Zuschrift befindlich ist. Dieses Denkmal war die schönste moderne Sculptur, welche ich bis dahin auf meinen Wanderungen zu Gesicht bekommen hatte, und die Lebendigkeit des Ausdrucks, sowie die Faßlichkeit der Allegorie machten auf mein jugendliches Gemüth, welches überhaupt noch wenig Kunstwerke gesehen hatte, einen tiefen Eindruck.

Als ich einst in der Promenade des Broglio mich ergieng, fiel mir eine Ausstellung von Gypsabgüssen von Medaillen und Gemmen in die Augen, welche ihr Verfertiger, ein gewisser Saint Martin, zum Kauf ausgelegt hatte. Ich fand auch jenes Monument Pigalli's in einem sehr sauber ausgeführten Medaillon, und machte Bekanntschaft mit dem Künstler, dem ich es nebst andern Stücken abkaufte. Bei wiederholten Besuchen wurde sein Verfahren, diese Kunstgegenstände zu verfertigen, besprochen; und ich fand an ihm einen gebildeten und mittheilenden Mann. Mit vieler Bereitwilligkeit unterwies mich Saint Martin in seiner Kunst, Gemmen und Medaillen in Schwefel und Gyps abzuformen. Das erste Modell, woran ich mich versuchte, war eben jenes von dem Grabmal des Grafen Moritz von Sachsen, welches ich noch heute nach sechzig Jahren zur angenehmen Erinnerung vor mir liegen habe. So entwickelte sich also in mir zuerst eine Liebhaberei für die Werke der Daktylioglyphik und deren Vervielfältigung. Als ich später nach Mainz kam, ward ich mit dem churfürstlichen Regierungs- und Legations-Kanzlisten Löhr bekannt, welcher eine Daktyliothek in buntfarbigen erdigen

Pasten herauszugeben anfieng. Sie hatte die Form von einem Folioband, wovon einer 112 Abdrücke enthielt, und nebst einem Druckbogen der Beschreibung 6 Ducaten kostete. Da sich unter meinen von Strasburg mitgebrachten Gypsabdrücken mehrere vorfanden, die Löhr noch nicht besaß, so setzte mich dieß in den Vortheil, sie ihm für seine Sammlung abformen zu lassen, wofür er mir wieder von den seinigen auswählen ließ. Auf diese Weise vermehrte sich denn meine kleine Sammlung. Löhr's Verfahren gefärbte Pasten zu bereiten, reizte meine Wißbegierde, demselben gleichzukommen, was denn in Stunden der Muße zu mancherlei Versuchen Veranlassung gab. Auch während meines zweiten Aufenthaltes zu Regensburg konnte ich meinen Berufsgeschäften für jene Liebhaberei noch manchmal eine Nebenstunde abgewinnen, bis sie wegen ernsterer Beschäftigungen in den Hintergrund meines Tagewerks treten mußte. Im Jahre 1790 verfertigte ich mehrere solche buntfarbige Abgüße, welche ich meinen Freunden zum Geschenke machte. In den ersten Jahren meiner Quieszenz aber entschloß ich mich, die alte Liebhaberei wieder zu wecken. Ich suchte meine früher gesammelten Abdrücke hervor, formte sie in Schwefel und verfertigte in einer gefärbten Gypsmasse 532 Pasten, welche ich endlich auch nach dem von Lippert zum Behuf seiner Daktyliothek herausgegebenen Werke*) bestimmte und beschrieb, was mich denn auf das Feld der Archäologie und Mythologie führte. Es sey mir daher erlaubt, auf diesen Gegenstand hier in das Weitere einzugehen.

Unter den Werken der bildenden Künste haben sich keine aus dem klassischen Alterthum in so großer Anzahl erhalten,

*) Daktyliothek d. i. Sammlung geschnittener Steine der Alten aus den vornehmsten Museis in Europa zum Nutzen der schönen Künste und Künstler in 2000 Abdrücken edirt von Philipp Daniel Lippert, 1767, 4°, und Supplementband, mit 1049 Abdrücken 1776. 4°.

als die geschnittenen Steine. Nicht nur ihre Härte, an welcher der Zahn der Zeit vergebens nagte, sondern auch ihr kleiner Umfang hat sie den zerstörenden Händen der Barbaren entzogen; und während die Unwissenheit und der Aberglaube oder Fanatismus dieser rohen Völker alle anderen Bildnisse der Götter und Menschen der alten Welt vernichtete, nahmen sie in ihrer Unkunde gerade diese Reste des Alterthums aus. Man bezeichnete sie häufig mit Zauber-Charakteren, und stempelte sie damit zu Heiligthümern, oder man traute den daran vorkommenden Inschriften geheime Kräfte zu, und so wurden sie zu Amuleten gebraucht. Welch ein bedeutender Artikel des Luxus sie in der neuesten Zeit geworden sind, bezeugen die Modehändler Europas, mancher Frauenschmuck und die Männerringe in antiker Form mit Gemmen oder deren gravirten Nachahmung, sowie endlich jene falschen Gemmen, welche in Italien mit großer Kunstfertigkeit aus ein- oder mehrfarbigen Muscheln geschnitten, einzeln oder zu Schmuck gefaßt, in den Handel kommen. Eine genaue Betrachtung dieser alten Kunstwerke zeigt, daß die Steinschneidekunst unserer Tage sich hier die edelsten Muster holen kann. Außerdem sind sie eine Quelle der Kenntniß von der Geschichte, der Mythologie und Religion, den Gebräuchen und Festen jener Völker; sowie sie endlich mancherlei Phantasien der alten Künstler auf die Gegenwart herabgebracht haben. Ich selbst hatte bei der Beschäftigung mit diesen Alterthümern zunächst die Freude im Auge, welche es mir machte, sie auf eine elegante Weise zu vervielfältigen.

Die Kunst, Edelsteine zu schneiden und zu poliren, geht bis in das höchste Alterthum hinauf. Man unterscheidet die geschnittenen Steine in erhaben geschnittene, die man Kameen und in jene, welche tief geschnitten sind, die man Intaglios nennt. Bei den Kameen ist die Grundlage oft von einer andern Farbe, als die darauf geschnittene Figur. Die Onyxe werden daher

vorzüglich hierzu verwendet. Zu den Intaglios oder den in die Tiefe geschnittenen Steinen benutzte man außer mehreren Halbedelsteinen am meisten den Carneol, Achat und Chalcedon. Gewisse Steine schnitten und formten die Alten auch in der Gestalt von Scarabäen nach einem Insect, das bei den Egyptern das Symbol der Sonne war, die Alles befruchtet. Einen solchen, in der Form eines Käfers geschnittenen schönen Stein, habe ich der Güte des Herrn von Sturz zu verdanken.

Die Römer scheinen die ersten geschnittenen Steine in den Kriegen mit den Königen von Syrien und Pergamus kennen gelernt zu haben, wo sie sich reicher Schätze bemächtigten. So nahm Pompejus bei der Plünderung des Schatzes des Mithridates auch die Gemmen mit fort, und legte die dem Jupiter geweihte Sammlung im Kapitol nieder. Cäsar machte als Diktator ebenfalls sechs Sammlungen im Tempel der Venus Genetrix; Marcellus, der Sohn der Oktavia, errichtete eine im Tempel des Apollo Palatinus. Schon damals war der Preis solcher geschnittener Steine so groß, daß sich nur wenige Personen dergleichen verschaffen konnten. Julius Cäsar kaufte sie oft so theuer, daß er sich dessen gleichsam schämte, und verbot, die Preise in Rechnung zu bringen. Der Senator Nonius wollte sich lieber dem Exil unterwerfen, als einen seiner Ringsteine entbehren. Daß der Werth dieser geschnittenen Steine sich auch in den spätern christlichen Zeiten erhalten habe, will ich nur einige Beispiele anführen. Die Gemma Augusta, der Wiener Achat genannt, (wiewohl es ein Onyx ist) ein trefflich reich componirtes Kunstwerk, eine hoch erhabene Kamee, worauf die Vergötterung des Augustus und der Livia vorgestellt ist, wurde von den Johannitern aus Jerusalem gebracht und Philipp dem Schönen, König von Frankreich, zum Geschenk gemacht. Aus dem französischen Museum im Kriege geraubt, kam sie für 12000 Dukaten an Kaiser Rudolph II. Der Siegelring des

Michael Angelo, worauf die Geschichte des Bacchus, ist ein Carneol, und kam nach mehreren Schicksalen an Ludwig XIV., der ihn für 8000 Livres kaufte. Da nun der Besitz von dergleichen geschnittenen Steinen immer einen gewissen Reichthum voraussetzte, und sich nur Wenige eines solchen Eigenthums erfreuen konnten, so kam der Erfindungsgeist dahin, sich die kunstreich geschnittenen Vorstellungen auf eine wohlfeilere Weise durch Nachahmungen in Glas zu verschaffen. Schon die Römer verstanden es, das Glas so zuzubereiten, daß es eines Eindrucks fähig wurde, und ihm diejenige Farbe zu geben, welche das Original hatte. Diese Abdrücke geschnittener Steine in Glas wurden mit solcher Vollendung hergestellt, daß große Erfahrung dazu gehörte, um den ächten Stein von den unächten Glasflüssen zu unterscheiden. Während des Mittelalters gieng zwar die Kunst Glaspasten zu machen, nicht ganz verloren, aber gelungene Versuche kommen erst in dem mediceischen Zeitalter vor. Lange wurde diese Kunst geheim gehalten, bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts der Regent Herzog von Orleans und sein Leibarzt der Chemiker Homberg sie veredelten. Letzterer hat die meisten Steine aus den Kabineten des Königs von Frankreich, des Herzogs und vielen Anderen in Pasten abgeformt. Was nachmals Denis Feloix in Paris, der berühmte Archäolog Philipp von Stosch mit seinem Hausgenossen Dehn während seines mehr als zwanzig jährigen Aufenthaltes in Florenz, Dr. Quinin Irland und vorzüglich Reifenstein in Rom in mehrfärbigen Glaspasten geleistet haben, wurde von dem berühmten schottischen Künstler James Tassie aus Glasgow noch weit übertroffen. Er ließ sich seit 1766 in London nieder, und brachte es in der Kunst, Pasten zu verfertigen, so weit, daß er wirkliche Kameen bis zur äußersten Täuschung nachahmte. Da ihm sein Kunstsinn den Zugang in die reichsten Kunstkabinete Englands und anderer Länder öffnete, so

brachte er die Anzahl seiner Pasten von älteren und neueren geschnittenen Steinen auf mehr als 15000 Stück. Der merkantilischen Betriebsamkeit der englischen Juweliere hatte er einen bedeutenden Verschleiß seiner Kunstwerke zu danken. Ueberdieß verfertigte er auf Bestellung der Kaiserin von Rußland eine vollständige Sammlung aller seiner Glaspasten, welche gegenwärtig eine der ersten Zierden des Pallastes zu Czarskozelo ist. Diese Pasten bestehen zum Theil aus einer Art von weißem Schmelz, und die weitern einfachen und gemischten Farben sind so glücklich nachgeahmt, daß selbst das Auge eines Kenners Mühe hat, den Abdruck vom Originale zu unterscheiden. Ich selbst kann dieß mit einer solchen Kameen beweisen, die mein jüngerer Sohn von einem Juden für ächt eingehandelt hat. Auch die Herren Wedgewood und Bentley in London haben von ihrer bekannten, schwarzen, basaltähnlichen Steinmasse Pasten verfertigt, die auch ihre Verehrer fanden. Weil aber gleichwohl die Glaspasten noch unter die kostspieligen Liebhabereien gehören, so machte man auch Abdrücke von Siegellack, Schwefel und Gyps. Die Siegel-Abdrücke sind freilich am leichtesten zu verfertigen, man muß jedoch dafür sorgen, daß sie sich nicht muldenförmig werfen. Mehr Werth haben die Schwefel-Abdrücke, von welchen das Tausend sonst in Rom für 50 Dukaten verkauft wurde. Sie haben aber den Fehler, daß sie gerne springen und übel riechen. Ungleich mehr eignet sich zu schönen Abgüßen ein weißer Alabastergyps, welchem man durch Zusatz von Mineralfarben jede beliebige Farbe geben kann, wozu sich die gebrochenen Farben am meisten empfehlen. Dergleichen Abgüsse zu machen ist zwar keine besondere Kunst, doch gehört eine gewisse Erfahrung und Geschicklichkeit dazu, wenn sie scharf und ohne Blasen aus der Form fallen sollen. Der verstorbene Herr Professor Lippert in Dresden hatte sich unter uns Deutschen vorzüglich mit seiner Daktyliothek hervor-

gethan und darin mehr als 3000 Gemmen beschrieben. Das Tausend wurde mit dreißig Dukaten bezahlt. Nach Lipperts Angabe, die auch Andere nachgeschrieben haben, besteht seine Pastenmasse aus einer sächsischen Talkerde mit Hausenblase versetzt. Allein der berühmte Winkelmann hielt diese Masse für Gyps, wofür ich sie auch erkannt habe. Doch will ich zugeben, daß die Abdrücke durch einen kunstgemäßen Zusatz von ein wenig Hausenblase oder etwas Seife allerdings mehr Festigkeit und jenen sanften Glanz erhielten, der die Lippert'schen Abgüße auszeichnet.

Die Vorzüge solcher Abgüße schienen mir in drei Puncten zu bestehen, daß sie nämlich möglichst scharf seyen, daß sie eine gewisse Härte und einen angenehmen Glanz erhielten. Was das Erstere betrifft, so ist man natürlich hierin von den Formen abhängig. Da diese nicht immer, sondern vielmehr nur selten von den Original-Gemmen selbst genommen werden können, vielmehr also Kopien von Kopien sind, welche von Hand zu Hand vervielfältigt werden, so müssen sie natürlich an Schärfe verlieren. Mehr Meister ist man aber der Sache, was die anderen Eigenschaften der Härte und des Glanzes betrifft. Die einfachste, und auch vielbekannte Methode ist, die Abgüsse mit einer Seifenauflösung zu tränken, worauf sie, wenn sie abgetrocknet, sorgfältig mit Baumwolle abgerieben werden. Doch befriedigte mich diese Methode nicht, und ich ersann eine neue, welche ich, entfernt von jeder Geheimnißkrämerei, hier bekannt geben will. Sie besteht darin, daß ich den wohlgelungenen Abguß, dessen Schärfe und Reinheit mich befriedigte, mit einer geistigen Auflösung von Sandarach und Mastix tränkte. Der Abguß nimmt diese Flüßigkeit, welche dünner als ein Oelfirniß seyn muß, leicht auf, und erhält dadurch eine gewisse Festigkeit, die meine Pasten vor allen denen empfiehlt, die mir noch zu Gesicht gekommen sind. Auch hierin kommt

es auf eine durch Erfahrung zu gewinnende Uebung und Fertigkeit an, daß man die Abgüsse weder zu kurze noch zu lange Zeit in der Flüßigkeit liegen läßt. Wäre ich so glücklich gewesen, Originalgemmen benutzen zu können, so zweifle ich nicht, daß ich Etwas hätte leisten können, was alle ähnlichen Früchte dieser harmlosen und angenehmen Kunstbeschäftigung übertroffen hätte. Nachdem auch das letzte Viertel in der Sanduhr meines Lebens zu verrinnen begonnen hatte, mußte ich bei zunehmender Augenschwäche von der erheiternden Arbeit meiner Mussestunden Abschied nehmen. Ich verschenkte meine zahlreichen Formen an einen wackern Professionisten, dem ich damit vielleicht eine kleine Erwerbsquelle eröffnet habe, nachdem er von mir in den Kunstgriffen war unterrichtet worden. Aber auch in der Bereitung der Glaspasten selbst habe ich, im Verfolge meiner Liebhaberei, mich versucht. Ich hatte dabei meinen Freund, den Steinschneider und Mineralienhändler Wächter aus Bamberg zum Lehrer. Um solche Glaspasten zu verfertigen, wird die nachzubildende Gemme auf feingeschlemmtem, etwas befeuchteten Trippel genau abgedrückt, nachdem durch eine Einfaßung von Eisenblech eine äußere Grenze für die Paste hergestellt worden. Das Original wird vorsichtig von der so erhaltenen Form abgenommen und diese ohne Anwendung einer künstlichen Wärme einer langsamen Austrocknung, die wohl manchmal vierzehn Tage braucht, überlassen. Wenn nun die Form genug ausgetrocknet ist, so wird auf sie, von dem Eisenblechbändchen umgeben, oben ein verhältnißmäßig großes Stückchen gefärbten venetianischen Glases gelegt, und das Ganze in eine Muffel gebracht und dem Feuer ausgesetzt. Man beobachtet nun fleißig das Glas, und wenn solches an den Kanten zu schmelzen beginnt, nimmt man die Form heraus und drückt mit einem erwärmten Eisenspatel die Glasmasse in dieselbe ein. Behufs der allmähligen Abkühlung wird Form und Paste in heiße Asche gestellt, und die

ungleichen oder unreinlichen Ränder der so erhaltenen Paste müssen dann durch Abschleifen entfernt werden.

Strasburg stand damals wegen seiner Universität und anderer wissenschaftlichen Anstalten in so hohem Rufe, daß viele junge Leute des Auslandes dahin kamen, um daselbst ihre Studien zu machen. Auch Pharmazeuten giengen deshalb dahin und conditionirten sogar unentgeltlich in den Apotheken, weshalb denn auch im Allgemeinen das Dienstpersonale mit größerer Liberalität behandelt wurde; freilich aber giengen auch hiemit verhältnißmäßig höhere Preise der Lebensbedürfnisse eines solchen jungen Mannes gleichen Schritt. Unter den Professoren genoß Lobstein, welcher das anatomische Kabinet auf eine hohe Blüthe gebracht hatte, großen Ruf. Ebenso auch der jüngere Spielmann, welcher ein äußerst belebter und anregender Dozent war, und der Botaniker Herrmann. Letzteren besuchte ich bisweilen in seinem botanischen Garten. Man fand hier, obgleich das Institut geringe Ausdehnung hatte, doch eine beträchtliche Zahl von Gewächsen sorgfältig kultivirt. Auch des bekannten Schöpflin Antiken- und Münzkabinet, welches mit großer Liberalität dem Publikum geöffnet wurde, gewährte mir mancherlei Belehrung und Vergnügen. Meine Excursionen beschränkten sich nicht blos auf die schöne Rupprechtsau, wo ich meiner Neigung für Pflanzen nachgehen konnte, sondern mit Erlaubniß meines so gefälligen Principals bis in das vogesische Gebirge, welches sechs Stunden von Strasburg beginnt. In der heitern Gesellschaft eines Kollegen, des Pharmazeuten Bekkherinn und eines Mathematikers, Namens Kramp, unternahm ich diese Fußreise, wobei wir uns Hohenburg, oder den s. g. Odilienberg, den Flecken Barr und Andlau zum Zielpunkte nahmen. In der Gegend des letzteren fanden wir reichlichen Weinbau und eine zweckmäßige Veredlung des Weines. Den Odilienberg muß man bis zu bedeutender Höhe ersteigen, ehe

man zu dem Kloster der heiligen Odilie gelangt, welches damals von einem Konvent von Chorherrn administrirt wurde. In einer Kapelle neben der Kirche findet man den Sarg, in welchem die Gebeine der heiligen Odilia, Tochter des Elsaßherzogs Athicus, aus dem siebenten Jahrhunderte, ruhen. Die Umgegend ist reich an Resten der Vorzeit, insbesondere merkwürdig ist die s. g. Heidenmauer, ein kolossales Werk der Römer. Dieses Bauwerk erstreckt sich in einer Länge von 52000 Klaftern vom Schloße Hohenack im oberen, bis Wassenburg im unteren Elsaß. Hie und da vom Zahn der Zeit gebrochen, tritt es doch noch an mehr als dreißig Orten hervor, so daß der thätige Historiker Silbermann im Stande war, seinen ganzen Verlauf nachzuweisen. (Siehe Beschreibung von Hohenburg oder dem Sanct Odilienberg von J. A. Silbermann, Strasburg 1781. 8. mit 20 Kupfern.)

Es fehlte uns auf diesem angenehmen Ausflug nicht an allerlei heiteren Abentheuern, und meine Reisegefährten schloßen hier eine genauere literarische Freundschaft, so daß sie nachmals gemeinsam eine Krystallographie von dem kaiserlichen Mineralienkabinete zu Wien bearbeiteten. (Verlegt zu Wien bei Joseph Stahel 1793.)

Vor meinem Abgange von Strasburg sah ich eine fürchterliche Execuzion an zwei Kirchenräubern, die auf dem Paradeplatz (Plaçe d'armes) mitten in der Stadt lebendig verbrannt wurden. Der Vorgang glich vollkommen einem Auto da Fé, wie man sie gegen die Ketzer in Portugal und Spanien ausübte. Die Verbrecher, in weiße Hemden gekleidet und mit dergleichen spitzigen Mützen versehen, mußten zuerst vor dem Münster knieend, eine brennende Kerze in der Hand, Gott und den König um Verzeihung bitten, dann gieng der Zug nach dem angeführten Platz, auf welchem ein Scheiterhaufen errichtet war, um welchen 1200 Mann Infanterie einen Kreis geschlossen hatten.

Hier wurde zuerst einem Jeden die rechte Hand auf einem Blocke abgehauen, der Stumpf mit einer Pferdsblase verbunden und die abgehauene Hand in die Hemdtasche gesteckt. Nun bestiegen sie, Einer nach dem Andern, in Begleitung eines Capuciners, auf einem mit Leisten beschlagenen Brette, den Scheiterhaufen, wo Jeder an eine aus demselben empor stehende Säule an Hals und Armen angebunden wurde. Der Capuciner, das Kruzifix in der Hand, sprach ihnen noch immer zu. Schon war der Scheiterhaufen auf allen Punkten angezündet, als er sich eilig herabbegab, worauf auch die hölzerne Brücke weggezogen wurde, und der Scheiterhaufe alsbald in so heftigen Flammen ausbrach, daß gleichsam die Luft davon zitterte. Bei dieser schrecklichen Strafe wurde den armen Sündern als Hauptverbrechen angerechnet, daß sie das hochwürdige Gut beim Kirchenraube auf die Erde geworfen hatten. Dieß geschah im Sommer 1785 des Jahrhunderts, welches sich das philosophische nannte.

Aufenthalt in Mainz. 1785 — 1787.

Die oben berührten ökonomischen Verhältnisse, welche mir den Aufenthalt in Strasburg zu kostbar machten, bewogen mich, so ungerne ich dieß auch that, das Hecht'sche Haus zu verlassen und mich um eine in der churfürstlichen Hofapotheke zu Mainz offen werdende einträglichere Stelle zu bewerben. Mein Entschluß änderte nichts in dem Wohlwollen des Principals gegen mich. Er beschenkte mich auch beim Abgang mit Mineralien, insbesondere mit schönen Krystallisationen aus einem Silberbergwerke, woran er Antheil hatte, und welches, wenn ich nicht irre, in der Grafschaft Leyen an der Mosel lag. Eine freund-

schaftliche Beziehung zwischen mir und dem trefflichen Manne, sowie seiner ganzen Familie hat sich fortwährend erhalten.

Um meine neue Stelle in Mainz zu beziehen, reiste ich über Baden, Rastatt, Bruchsal und Darmstadt nach Frankfurt. Als ich hier bei Herrn Apotheker Saltzwedel, meinem alten Gönner und Freunde, einen Besuch machte und die mir von Herrn Hecht verehrten Mineralien vorzeigte, trat eben Graf Romanzow ein, welcher als russischer Gesandter an mehreren kleinen deutschen Höfen accreditirt war. Ich fand an ihm einen Liebhaber der Mineralogie. Er betrachtete meine Mineralien mit großem Wohlgefallen, und nachdem er von meinem Berufe gehört, munterte er mich auf, nach Rußland zu gehen, wohin er mich in eine Kron-Apotheke empfehlen wollte. Die Perspektive, welche er einem deutschen wissenschaftlich gebildeten Apotheker in Rußland zeigte, war sehr glänzend, Uniform, Standesauszeichnung und lebenslängliches reichliches Auskommen. Ich glaubte die geäusserten so freundlichen Gesinnungen nicht von der Hand weißen zu müssen, und verehrte dem Herrn Grafen eine der schönsten meiner Stufen, auf die es derselbe, wie die Zukunft lehrte, mehr scheint abgesehen zu haben, als auf die Verbesserung meines Schicksals.

Während meines damaligen Aufenthaltes hatte sich der Luftschiffer Blanchard in Frankfurt eingefunden. Er wollte des andern Tags aufsteigen. Schon war der Ballon in einer Bretterumfassung aufgehangen, und das deutsche Publikum sah mit Neugierde dem seltenen Schauspiele entgegen. Die Stadt war mit Fremden aus Nah und Fern angefüllt, allein Jupiter, der Wolkenführer, schien dießmal dem Experiment nicht huldigen zu wollen. Ein heftiger Sturmwind brach in der Nacht los, warf die Stände und Boutiquen über den Haufen, und verübte noch mancherlei Unbilden. So mußte ich denn, weil die Luftreise ausgesetzt ward, auf dieses Schauspiel verzichten. Ich begab mich sogleich auf das

nach Mainz fahrende Marktschiff und kam an demselben Abend in der alten Moguntia an.

An dem Herrn Hofapotheker Vahlkampf fand ich einen Mann bereits hoch in Jahren, der sich deshalb ganz auf seine beiden Gehülfen verlassen mußte, und daher in einige Verlegenheit kam, wenn die Leibärzte angefahren kamen und warteten, bis die von ihnen für den Churfürsten verschriebenen Recepte in ihrer Anwesenheit bereitet waren.

Friedrich Karl von Erthal, der damalige Churfürst von Mainz, war ein geistlicher Fürst von jener feinen und vorurtheilsfreien Gesinnung, welche man damals nicht selten bei den höchsten Würdenträgern der deutschen Kirche fand. Er hatte 1784 die Universität neu organisirt und mehrere berühmte Männer dahin gerufen; ich nenne von ihnen zuerst den großen Anatomen Sömmerring, welchen ich dort kennen lernte. Er erhielt jede mögliche Unterstützung bei seinen wichtigen anatomischen Arbeiten, und seine vortrefflichen Abbildungen von den feinsten Organen des menschlichen Leibes wurden unter seiner ängstlichen Beaufsichtigung von einem vortrefflichen Zeichner, dem Professor Köck gezeichnet, welchem er nach seiner Berufung an die k. Akademie der Wissenschaften zu München ebenfalls eine Anstellung daselbst verschaffte. Sein intimer Freund war der Dichter Heinse, Verfasser des Ardinghello, ein äußerst feuriger und dabei feiner Kopf, satyrisch und wie so viele Satyriker mit einer hohen Schulter. Nach seinem Tode hat Sömmerring den Schädel seines Freundes aufbewahrt, und um die edle Wölbung des Craniums und die Feinheit der Hirnwindungen zu zeigen durch einen Querschnitt eröffnen lassen. Der Dachstuhl zu dem Gedankentempel seines verstorbenen Freundes war mit einem goldnen Scharnier befestigt, und in vertraulichen Stunden zeigte Sömmerring diese anatomische Reliquie stets mit großer Gemüthsbewegung

seinen Freunden. Dieses genauen Anatomen **Dissertatio de basi encephali** deutete schon an, was der Mann leisten werde, und so ist denn auch auf sie Rücksicht genommen worden bei der schönen Denkmünze, die dem großen Naturforscher zu Ehren geschlagen wurde.

Von andern berühmten Gelehrten, welche damals in Mainz lebten, will ich nur den großen Historiker Johannes von Müller nennen, welcher das besondere Vertrauen des Churfürsten genoß und bekanntlich zu Berufung des vortrefflichen Georg Forster beigetragen hat, der leider auf eine so traurige Weise von Mainz aus in den Strudel der französischen Revolution gerissen wurde, und darin untergieng.

Während meiner Anwesenheit waren Seine churfürstliche Gnaden von bedenklichen Zufällen der Hypochondrie geplagt, über deren Ursache die Leibärzte Strack und Nauheimer sich nicht vereinigen konnten. In dieser Verstimmung zog sich der Churfürst von allen Zerstreuungen zurück, worunter denn auch vorzüglich das gesellige Vergnügen, besonders Musik und Tanz in der Stadt litt. So hatte diese Hypochondrie auch einen großen Einfluß auf die Stimmung des hohen Adels, welcher damals die churfürstliche Residenz mit vielem Glanze umgab, besonders aber auf die der Damen.

Kurze Zeit zuvor hatte sich Hofrath Hofmann von Münster bei der damals noch üblichen Impfung der natürlichen Blattern und durch die hiebei nach seiner Vorschrift angewandten Mercurialpillen einen bedeutenden Ruf erworben. Um die Ansteckung der Blattern in der Stadt Mainz zu verhüten, ward er berufen, auf der Citadelle mehrere Kinder vornehmer Eltern, darunter auch die des Herrn von Westphal zu impfen. Bei dieser Veranlassung ward Dr. Hofmann dem Churfürsten als ein ausgezeichneter Arzt gerühmt, so daß sich dieser entschloß, ihn mit einem Gehalte von **7000** fl. und freier Wohnung in der Residenz,

zu berufen. Er hatte mit Seiner churfürstliche Gnaden zu Mittag zu speisen und die höchst demselben dienlichen Gerichte anzugeben, wobei er nach dem alten Spruche „praesente medico non nocent“ wahrscheinlich auch diejenigen angab, welche ihm selbst zusagten. Auch schien es, daß das Regime erfreuliche Früchte trüge. Bei Hof und in der Stadt erwachte wieder ein munteres Leben und Jedermann freute sich, den geliebten Churfürsten wieder kräftiger und heiterer zu finden. Auch bei der Verfertigung der Recepte für Serenissimus ward nicht mehr die bisherige strenge Observanz beobachtet. Geheimer Rath Hofmann kam ohne alles Ceremoniell in die Apotheke, verschrieb das Recept, welches sofort von uns angefertiget, versiegelt und nach Hofe gesendet wurde.

Daß diese Begebnisse auf die alten Leibärzte einen unangenehmen Eindruck machen würden, war wohl zu erwarten; doch nicht in dem Grade, daß einer von denselben wahnsinnig werden würde. Dieß war aber leider bei dem Hofrathe Nauheimer der Fall, mit dem es so weit kam, daß er in seiner Verrücktheit Gemälde und Bücher zum Fenster hinaus warf, so daß man ernstliche Maasregeln in Anwendung bringen mußte.

Ich habe bereits von dem Glanz und dem Wohlstande gesprochen, welchen damals die alten adeligen Familien, die in Mainz wohnten, verbreiteten. Manche von ihnen hatten in ihrem Schooße einen Churfürsten von Mainz, von Trier und Cöln, oder einen Bischof von Würzburg, Bamberg u. s. w. erzeugt. Das alte reichsfreiherrliche Geschlecht der Dalberge lieferte eben zu meiner Zeit im Jahre 1787 einen churfürstlichen Nachfolger und Koadjutor für das Churfürstenthum, nämlich den Domherrn und Statthalter zu Erfurt Karl Theodor von Dalberg, nachmaligen Großherzog von Frankfurt. Bei dieser Gelegenheit wurden äußerst splendide Feste gegeben, nicht blos

für den höchsten und hohen Adel des Landes, sondern auch für den Bürgerstand und das gemeine Volk. Sie dauerten volle acht Tage. Die Stadt wurde illuminirt; nächst dem Dalbergischen Hof, zum Saukopf genannt, sprang rother und weißer Wein und das jubelnde Volk erhielt Bratwürste und Brod die Fülle. Durch dergleichen Feste, welche geeignet waren, dem gemeinen Mann eine hohe Meinung von dem Reichthume und der leutseligen Freigebigkeit der Fürsten zu geben, ward in jenen Zeiten, das Band zwischen Hoch und Niedrig in glücklicher Weise fest gehalten. Die Etikette verlangte übrigens, daß der Churfürst selbst während der ganzen Feierlichkeit abwesend war. Er hielt sich demnach in einem der entfernten Lustschlößer auf.

Bei einem dieser Feste, welches man in der Favorite, einem ländlichen Lustschloße und Sommeraufenthalt des Churfürsten, die während der Revolution zusammen geschossen worden ist, gab, entwickelte der Churfürst die freigebigste Pracht. Es fielen hiebei auch zahlreiche Diebereien vor, und so soll namentlich viel Silbergeschirr entwendet worden seyn. Bei dieser Gelegenheit hörte ich oft den Wunsch aussprechen: wäre doch jetzt jener alte Scharfrichter noch am Leben, welcher die Diebe so gut zu zeichnen verstand. Auf meine Frage erzählte man mir folgende Anekdote.

An dem Hofe eines früheren Churfürsten von Mainz ereigneten sich öfters Diebstähle, zumal von Silbergeschirren. Als endlich auch ein silberner Präsentirteller vermißt wurde, ward die Sache dem Churfürsten vorgetragen, und dieser berieth sich, wie wohl der Thäter zu entdecken sey. Da nannte man einen vor der Stadt wohnenden alten Scharfrichter als den rechten Mann, weil er beim gemeinen Volk den Ruf habe, dergleichen Diebereien durch geheimnißvolle Mittel auf die Spur zu kommen. Er war ein Original von

besonderem Gepräge. Wie die meisten seiner Standesgenossen machte er den Medicaster, zugleich aber lieh er auf Pfänder, kaufte altes Silber und Tressen ein, die er ausbrannte, u. dgl. Man rühmte von ihm, daß er schon oft unrechtmäßig erworbenes Gut an die Besitzer zurückgebracht habe. Der Churfürst ließ also den Wundermann kommen, und fragte ihn, ob er wohl im Stande sey, ihm den Dieb auszumitteln. Der Scharfrichter hatte zufällig schon Notiz von dem Thäter erhalten, und antwortete daher in aller Demuth: es würde ihm wohl möglich werden; doch möchte der Churfürst nicht verlangen, daß er ihn nenne; morgen werde er wieder kommen, unterdessen möge der Churfürst eine Wanne mit klarem Wasser in sein Appartement bringen lassen. Des andern Tags erschien der scharfsinnige Scharfrichter wiederum vor seinem neugierigen Landesherrn, und auf die Frage, was ist nun zu thun? entgegnete er: Wollen Euer churfürstliche Gnaden nur recht scharf auf das Wasser sehen. Der Churfürst that, wie ihm geheißen. Was sehen Euer churfürstliche Gnaden? fragte der Scharfrichter. Ich sehe nichts, als mein eigenes Bild. — Aber ich sehe den Thäter, rief der Scharfrichter und ich werde ihn zeichnen. Bei diesen Worten zog er ein langes Messer hervor, und stieß es in den Boden der Wanne. Nun ist er am Kopf gezeichnet, und Euer churfürstliche Gnaden werden denselben schon unter ihren Dienern ausmitteln. Somit empfahl sich der feine Inquirent. Der Churfürst ließ nun seine gesammte Dienerschaft vorkommen und betrachtete Jeden einzeln. Als er seine Blicke auf einen der Lakaien richtete, bemerkte er bei demselben ein Pflaster an der Stirne. Du bist gezeichnet! Woher hast du diese Wunde? rief der Churfürst in entsetzlichem Tone aus. Gestehe! Der Lakai fiel zitternd auf die Kniee und bekannte sein Verbrechen. Der Churfürst aber befahl ihm, sich augenblicklich zu entfernen und ihm nie mehr vor die Augen zu kommen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Voll Neugierde beschied nun der Churfürst den Scharfrichter abermals und rief ihm entgegen: Nun erklärt mir, wie das Alles zugegangen. Ganz natürlich, entgegnete der Scharfrichter; ich bin erfreut, daß Euer churfürstliche Gnaden den Dieb selbst entdeckt haben. Er kam nämlich zu mir und bot jenen Präsentirteller zum Kaufe an. Da ich aber an dem churfürstlichen Wappen sogleich gestohlenes Gut erkannte, so ließ ich den armen Sünder hart an und redete ihn so scharf ins Gewissen, daß er, den Teller unter dem Rock eingeknüpft, sich ganz betroffen davon machte. In seiner Gemüthsbewegung und in traurigen Betrachtungen über die Folgen seiner That vertieft, übersah er einen Haufen Pflastersteine, stolperte, fiel und schlug sich eine Wunde an der Stirne. Blutend kam er zu mir zurückgelaufen und beschwor mich, ihn zu verbinden und nicht zu verrathen. Ich that Alles, was Christenpflicht verlangt, und habe so auch den armen Sünder Euer churfürstlichen Gnaden nicht genannt. Der Churfürst klopfte seinem prophetischen Dienstmann lächelnd auf die Schulter und dachte vielleicht, dieser Scharfrichter wäre wohl ein noch besserer Richter geworden.

Schon oben habe ich erwähnt, daß meine Freude an Werken der bildenden Kunst, welche zuerst in Strasburg war geweckt worden, auch zu Mainz im Umgang mit A. Löhr neue Nahrung gefunden. Ein anderer Künstler auf verwandtem Gebiete war der churfürstliche Medailleur A. F. Stieler. An diesem liebenswürdigen, eben so bescheidenen als talentvollen und geschickten Mann gewann ich einen aufrichtigen Freund. Eine Sammlung von Abgüssen der Medaillen französischer Könige, welche ich ihm anbieten konnte, veranlaßte ihn, daß er unsere Freundschaft im buchstäblichen Sinne besiegelte. Ich empfieng aus seinen kunstfertigen Händen mein Petschaft, trefflich in Stahl ausgeführt, und so gieng, was ich an Gedanken und Gefühlen aufs Papier brachte, viele Jahre hin-

Bayerische Staatsbibliothek München

durch unter dem Siegel der Freundschaft, bis ich das liebe Andenken bei Gelegenheit eines räuberischen Einbruchs in meine Apotheke, zugleich mit mancherlei werthvollen Gegenständen, verlor. Wenn man so alt wird, als ich es geworden, empfindet man den Werth eines freundschaftlichen Andenkens noch viel mehr. Es ist, als wenn man mit dem leblosen Geschenk des Freundes selbst in Rapport stünde. Meine Neigung für Herrn Stieler konnte ich aber in spätern Jahren noch einmal auffrischen, als ich zu München das Atelier des Herrn Hofmalers Stieler besuchte, und die sprechende Aehnlichkeit seiner zahlreichen Porträte bewunderte. In diesem vorzüglichen Künstler lernte ich nämlich den würdigen Sohn meines lieben Freundes kennen.

Mit dem Coadjutor Freiherrn von Dalberg, welcher schon damals als ein geistreicher Literat und Beschützer der Künste und Wissenschaften gerühmt wurde, später aber, in der Napoleonischen Epoche, eine so bedeutende politische Rolle gespielt hat, brachte mich der Leitstern meines Lebens in keine Berührung; wohl aber erinnere ich mich, ihn oftmals an öffentlichen Orten gesehen zu haben; (bei einer Frohnleichnams-Procession trug er das hochwürdige Gut). Obgleich ich der einzige Protestant im Hause des Hofapothekers Vahlkampf war, so hatte ich doch niemals auch nur die geringste Veranlassung, mich über eine Beeinträchtigung in confessioneller Hinsicht zu beklagen. Dagegen habe ich mich aber auch niemals gegen die kirchlichen Gebräuche einer anderen Confession erklärt, sondern hielt es vielmehr für Christenpflicht, fremde Ueberzeugung stets zu ehren, und deswegen erfuhr ich denn auch meiner Seits stets eine delikate Behandlung.

Ja mein Prinzipal entschuldigte sich wohl manchmal an Fasttagen, daß nur Fische auf dem Tische stünden; da aber diese stets von den besten waren, so befand ich mich auch hiebei keineswegs im Nachtheile.

Da sich die Hofapotheke auf der großen Bleiche, einer der längsten Strassen von Mainz befand, so geschah es auch, daß das hochwürdige Gut bisweilen vorüber getragen wurde. Sobald nun die Annäherung durch eine Glocke angekündigt wurde, brachte man aus dem Hause ein Kohlbecken mit glühenden Kohlen, welches vor die Apotheke gestellt wurde. Es war nun die Verpflichtung des Receptarius, auf dieselben Räucherpulver zu streuen. Hatte ich den Dienst in der Apotheke, so wurde auch mir diese Ehre zu Theil, wobei mir mein alter Herr Prinzipal bisweilen aus dem Zimmer zurief: Herr Martius, de optimo, de optimo, worauf ich den mir gegebenen Auftrag so generös erfüllte, daß mir der Dank von allen Nasen in der Nachbarschaft zu Theil wurde.

Da sich zu jener Zeit nicht nur in Mainz, sondern auch in vielen andern katholischen Städten keine protestantischen Kirchen befanden, in denen Gottesdienst gehalten werden konnte, so nahm alle Sonntag Morgens ein hiezu bestimmtes Schiff die Bekenner dieser Confession auf, um sie nach Biberich, einem nur eine halbe Stunde jenseits von Mainz gelegenen Dorfe, zu bringen, wo sie in der Kirche des dortigen schönen nassauischen Schlosses ihre Andacht abhalten konnten.

Kurz vor meinem Abgang von Mainz wurde ich durch einen Zufall mit der Gemahlin des russisch-kaiserlichen Staatsraths und Leibarztes Weikard bekannt, die sich mit ihrer Tochter in Mainz aufhielt, während er 1787 mit der Kaiserin Katharina die große taurische Reise machen mußte. Seine Fräulein Tochter schrieb sich in mein Stammbuch. Die merkwürdigen Schicksale und das viel bewegte Leben dieses berühmten und gelehrten Mannes, das ich bei dieser Gelegenheit erfahren, hatte großes Interesse für mich, und ich vernahm mit inniger Theilnahme seinen Tod, der ihn in Brückenau im Jahre 1803 ereilte.

Neuer Aufenthalt in Erlangen und in Baiersdorf. 1787 — 1788.

Zwei Jahre hatte ich in Mainz zugebracht, da konnte meine gute Mutter, die mich neun Jahre lang nicht gesehen, ihre Sehnsucht nach dem Sohne nicht länger beschwichtigen. Ihre Einladungen nach Culmbach wurden immer dringender, und ich verließ daher an Michaelis 1787 das wohlwollende Haus des Herrn Vahlkampf. Als ich auf meiner Heimreise zur Mutter durch Erlangen kam, machte mir mein Oheim, der vor Kurzem eine schwere Krankheit überstanden hatte, den Vorschlag, zu seiner Unterstützung auf einige Zeit zu ihm zu kommen. Ich beeilte mich daher, meinen unvergeßlichen Bruder, der in Baireuth als Stadt-Gerichts- und Commissions-Secretär angestellt war, meine liebe Mutter und die Schwestern zu besuchen, von denen die ältere, Eleonora, Gattin des würdigen Pfarrherrn Wolf zu Krögelstein in der Grafschaft Thurnau geworden war. Von dort kehrte ich nach Erlangen zurück, wo mir die liebevollste Aufnahme zu Theil ward.

Früher hatte mein Oheim in dem benachbarten Städtchen Baiersdorf eine Apotheke gekauft, die er aus dem Erlanger Geschäfte mit Waaren versah, und in welcher ein approbirter Gehülfe fungirte. Dort wurde fataler Weise die Haushälterin vom Gehülfen gesegneten Leibes, und da die Fornicationen damals nicht wie eine Gewerbsfreiheit unserer Zeit betrieben werden durften, und die „Mannspersonen" mit Geld oder Arrest bestraft wurden, so zog sich der Herr Provisor noch zur rechten Zeit aus der Affaire, und gieng in sein Vaterland zurück. Unter diesen Umständen ersuchte mich mein Oheim, jenes kleine Geschäft auf kurze Zeit zu administriren, bis er es verkauft habe, da es für mich doch wohl zu unbedeutend sey. Um

meinem guten Oncle gefällig zu sein, übernahm ich sogleich diesen Antrag, und so vertauschte ich das reiche und lebhafte Mainz mit dem fränkischen Landstädtchen, das mir nur durch die Nähe meiner Verwandten besonders lieb war.

Von den vier Honoratioren des Städtchens, denen ich Visite machte, nahm mich der alte würdige Superintendent Bodenschatz in besondere Affection. Ich mußte versprechen, ihn recht oft zu besuchen und des Abends ein Pfeifchen mit ihm zu rauchen. Wir wohnten nahe an einander, und ich folgte der Einladung um so lieber, als der alte Herr der angenehmste Erzähler von der Welt war. Bodenschatz, ein gelehrter Orientalist, hatte in der hebräischen und syrischen Sprache, wie auch in den jüdischen Alterthümern und der rabbinischen Literatur viele Erfahrung. Im Verfolge dieser gelehrten Studien gerieth er auch auf den Einfall, die Stiftshütte und den Tempel Salomonis in Modellen nachzubilden, von denen eines durch den Magistrat von Nürnberg angekauft worden ist.

Wenn ich in den stillen Winterabenden dem ehrwürdigen Greise gegenübersaß, und wir behaglich die Tabakwolken von uns bliesen, theilte er mir allerlei merkwürdige Geschichten mit. Haben Sie von der Gräfin Cosel gehört, fragte er mich einstens? Als ich meine Unwissenheit bekannte, erzählte er mir Folgendes:

„Als ich noch Pfarrer in Uttenreuth war, habe ich eine sehr sonderbare Correspondenz mit einem Anonymus unterhalten, der mir von Zeit zu Zeit rabbinische Traktate zusendete, um sie ins Deutsche zu übersetzen. Dieser Anonymus war, wie ich später zu meiner großen Verwunderung erfuhr, die Gräfin von Cosel, eine einflußreiche Maitresse Friedrich August II., Churfürsten von Sachsen und Königs von Polen. Dieser Herr hatte bei einer sorgfältigen Erziehung ausgezeichnete geistige und körperliche Kräfte entwickelt und durch manche

+ geb. 1717 in Hof; 1740–64 Pfr. in Utt.; 1764–81 in Frauenaurach; 1781–97 Sup. in Baiersdorf.

liebenswürdige Eigenschaften Bewunderung erregt, später jedoch verfiel er in eine ausschweifende Lebensweise und unterhielt an seinem Hofe mit ungeheurem Aufwand beständig Maitressen. Der Gräfin Aurora von Königsmark, die den Grafen Moritz, Marschall von Sachsen, geboren, folgte als regierende Maitresse die Gräfin von Cosel, mit der also auch ich auf die seltsamste Art von der Welt in Verbindung gekommen bin, wie Sie gleich hören werden. Diese Dame war ein gebornes Fräulein von Brockdorf aus dem Holsteinischen, und zuerst Gesellschaftsdame der Prinzessin von Holstein=Plön, welche sich mit dem Erbprinzen von Braunschweig vermählte. Der sächsische Kabinetsminister von Hoym sah das schöne Fräulein, heirathete sie, hielt sie aber, bekannt mit den Neigungen seines gnädigsten Herrn, entfernt vom Hofe, auf seinen Gütern in größter Stille. Das half ihm aber nichts. Denn bei einer lustigen Gesellschaft, die der König mehreren Herren vom Hofe gab, wo jeder Anwesende seine Geliebte pries, ließ Herr von Hoym sich doch verleiten, zu versichern, daß seine Gemahlin schöner sey, als alle Jene, von denen so viel Wesens gemacht werde. Der Fürst von Fürstenberg wettete 1000 Ducaten, daß die Dame, wenn sie am Hofe erschiene, von Niemand für so schön werde anerkannt werden. Der Ehegemahl, vom Wein erhitzt, nahm die Wette an, in welcher Seine Majestät das Schiedsrichter=Amt ausüben wollte, und so wurde die Dame Knall und Fall durch einen königlichen Adjutanten, der des Gemahls Billet überbrachte, nach Hof beschieden. Als die gehorsame Frau des andern Tags ankam, und der Gemahl sich mit Erstaunen erinnert sah an das, was ihm unbewußt vorgegangen, war es zu spät. Frau von Hoym wurde bei Hofe vorgestellt. Der Fürst von Fürstenberg verlor die Wette (die ihm übrigens vom König zehnfach vergütet wurde) und Herr von Hoym verlor seine Frau. Nach mancherlei Kämpfen und Widerwärtigkeiten kam

es zur Scheidung, und Frau von Hoym (auf Ansuchen des Königs vom Kaiser zur Reichsgräfin von Cosel erhoben!) ward eine allmächtige Maitresse. Lange Zeit beherrschte sie den genußsüchtigen Herrn, aber die Galanterieen der französischen Tänzerin Duparc und einer polnischen Gräfin, Tochter des Großmarschalls Bielinsky, machten endlich ihren Glücksstern erbleichen. Sie mußte harte Drohungen erfahren, um das Eheversprechen, das sie vom König für den Todesfall der Königin in einem Handbillete erhalten hatte, herauszugeben; man hielt sie eine Zeit lang vom Hofe entfernt, verfolgte sie dann sogar über die Grenzen von Sachsen und Polen hinaus und suchte ihr das Capitalverbrechen einer Conspiration gegen den König auf den Hals zu laden. Endlich lebte sie auf dem Landgute ihres Tochtermanns, zwar in Freiheit, aber sehr eingezogen. Ihre Feinde sprengten aus, sie habe nach Holland gehen und Jüdin werden wollen. Zu diesem Gerüchte hat eben die sonderbare Beschäftigung mit jüdischen und rabbinischen Schriften Veranlassung gegeben, welche mich mit der merkwürdigen Frau in ein Verhältniß gebracht hat. Wie schon oben gesagt, erhielt ich einstmals in Uttenreuth einen Brief von unbekannter Hand, worin mir ein verkappter Borromaeus Lobgesang in Bischofswerda zwanzig Reichsthaler zum Geschenk machte, und mir auftrug, ihm die Pirke Aboth aus dem Rabbinischen gegen Bezahlung ins Deutsche zu übersetzen. In wenigen Tagen war ich mit meiner Aufgabe fertig, schickte sie unter der mir aufgegebenen Adresse ab, und erhielt dafür lebhafte Dankbezeigung und sechs Ducaten. Es wurden mir noch mehrere andere hebräische und rabbinische Traktate zu gleichem Zweck übersendet, und ich empfieng für jeden Bogen einen Louisd'or Honorar. Diese Uebersetzungen fanden den Beifall jüdischer Gelehrten. Für wen ich aber arbeitete, das erfuhr ich nicht. Der Postmeister in Dresden, an den ich

meine Elaborate einsendete, erwiederte auf meine Frage nur so viel: ein Bote aus Schmiedefeld hole die Briefe und bringe auch das Geld; nach Weiterem zu forschen, sey nicht räthlich. Noch war ich mit einer Arbeit nicht fertig, da erhielt ich abermals Briefe, mit der direkten Einladung nach Dresden, wo ich den mir unbekannten Briefsteller und die Entschädigung für meine Reise finden würde. Ich machte mich wirklich auf den Weg, und fand Alles, was mir versprochen; aber wie groß war mein Erstaunen, als ich, bei jenem Unbekannten eingeführt, eine Person erblickte, die im vollen Anzuge eines jüdischen Hohenpriesters aus dem alten Testamente vor mir stand. Sie war mit allem üblichen Schmucke angethan und trug genau die Attribute jener hohenpriesterlichen jüdischen Würde; und als ich das Antlitz unter der Mitra scharf betrachtete, war es das einer Dame. Sie empfieng mich mit vieler Auszeichnung, und suchte bei öfteren Besuchen von mir genaue Aufschlüsse über manche rabbinische Dinge, besonders über Stellen des Talmud, über die Gebetbücher der polnischen und deutschen Juden u. s. w. zu erhalten. Sie selbst und ihr Schwiegersohn, der damalige Oberconsistorial-Präsident, Graf von H., sprachen von dem Plan, mir die Stelle eines Stadtpfarrers in Stolpe zu verschaffen, und man stellte mir in Aussicht, daß ich nach einigen Jahren eine der einträglichsten Ephorieen des Churfürstenthums erhalten sollte. Ja, ehe ich noch eine Antwort ertheilte, zeigte mir der Graf schon die Vocation vom Oberconsistorium. Ich wollte jedoch nicht ohne Zustimmung meines Landesfürsten, Markgraf Friedrichs, zusagen, welcher mir befahl, ins Vaterland zurückzukehren, und mich einer guten Beförderung versichert zu halten. Unterdessen mußte ich fortfahren, bei der Gräfin Cosel hebräische und rabbinische Schriften zu verdolmetschen. Die Dame brachte aber dabei allerlei Dinge aufs Tapet, die gegen die Lehre Christi und

+ vielmehr der Schwiegervater ihrer Tochter

seine heilige Person gerichtet waren, so daß ich entrüstet beschloß, mich von ihr zurückzuziehen. Ueberdieß fieng auch meine gute Frau, der ich das Räthsel von dem unbekannten Correspondenten gelöst hatte, an, eine so gefährliche Person mit eifersüchtigen Augen zu betrachten. Sie fürchtete, daß die Dame auch den Pfarrherrn von Uttenreuth verführen könnte. Und so war ich denn froh, endlich der vornehmen Hohenpriesterin Valet sagen, und, reichlich beschenkt, in mein stilles Dorf zurückkehren zu können.“

Man denkt sich wohl, daß ich diese Erzählung des würdigen Alten mit großem Interesse vernahm; ich war aber zu jung, als daß ich es gewagt hätte, der Frau Superintendentin Recht zu geben.

Bodenschatz hatte nie aufgehört, sich mit jüdischen Alterthümern zu beschäftigen; und darum verehrte ihn auch die Baiersdorfer Judenschaft gar sehr; sie bediente sich seines Rathes bei manchen Gelegenheiten und brachte ihm bisweilen an seinen Geburtstagen silberne Angebinde. Mir verfertigte der freundliche Alte ein hebräisches Alphabet, dessen ich mich bisweilen bediente, um die Medicin-Signaturen für einen Hebräer darnach zu schreiben. Es fehlte nicht, daß ich mich durch diese kleine Attention bei den Nachkommen Abrahams in Credit setzte.

Um jene Zeit erschien bei dem geheimen Kirchenrath Dr. Seiler in Erlangen, einem wegen seines evangelischen Missionseifers vielbekannten Theologen, eine junge Weibsperson, die erklärte, sie sey aus einem Nonnenkloster in Bayern entflohen, und verlange nun in die evangelisch-lutherische Kirche überzutreten. Da sich Seiler mit dem Unterrichte nicht befassen konnte, so verwieß er sie an den Superintendenten Bodenschatz. Dieser nahm sie wohlwollend in sein Haus auf, und war eifrig bemüht, seiner Kirche ein Schäflein zuzuführen.

Die Flüchtige erzählte ihre Geschichte also: Sie sey eine Bürgerstochter aus Bayern, die man wider ihren Willen in das Kloster gesteckt, und dort hart gehalten habe, weil sich ihr Vormund nicht dazu verstanden, der Stiftung auch die zweite Hälfte ihres Vermögens zuzuwenden. In einer mondhellen Nacht habe sie sich mittelst einer Stange über die Mauer des Hofraums geflüchtet, jedoch durch einen schweren Fall beschädigt. Seit jener Zeit leide sie an Blutspucken. Nach mancherlei Schicksalen und Wechsel der Kleider habe sie endlich ihren Weg bis Erlangen gefunden u. s. w. Ganz Baiersdorf wurde durch diese Nonne aufgeregt, Jedermann wollte sie sehen, und einer der vier Honoratioren, der Herr Kriegsrath Baumgärtner, Kastenamtmann des Städtchens, nahm sich ihrer besonders an, und empfahl sie sogar dem mildthätigen Schutze der Frau Markgräfin in Ansbach. Bodenschatz, der seinen Religions-Unterricht mit ihr angefangen hatte, konnte ihren Fleiß nicht genug rühmen. In kurzer Zeit wußte sie alle ihr aufgegebenen Sprüche herzusagen, und er erkannte dankbar, „wie Gott seinen Unterricht segne.“ Inzwischen wollten sich die Brustbeschwerden der Convertitin noch immer nicht geben. Sie warf Blut aus, und, wenn man es sehen wollte, auf der Stelle. Als sie sich einstmals kränker fühlte, wurde der Herr Hofrath von Wendt aus Erlangen herbeigerufen. Er kam, fühlte der Nonne mit großer Theilnahme den Puls, verschrieb Medicin und trug mir auf, „das liebe Mädchen“ ja recht fleißig zu besuchen und täglich von ihrem Befinden Nachricht zu geben. Ich aber hatte gleich anfänglich wenig Vertrauen in die Angaben und die Wahrhaftigkeit der Nonne, und äußerte laut meine Zweifel, womit ich mir die Unzufriedenheit des ehrwürdigen Superintendenten zuzog.

Einstmals wurde ich schnell in die Superintendur gerufen, denn die Nonne sey wieder sehr krank, und wenn ich nicht zu

helfen wüßte, so sey Herr von Wendt schleunigst herbeizuholen. Obgleich ich nun die ganze Geschichte wie eine Comödie betrachtete, indem das mit Speichel vermengte Blut auch aus einem empfindlichen Zahnfleisch herkommen könnte, so wollte ich doch dem berühmten Arzte nicht Eintrag in der Ausübung seiner Kunst thun, und ritt noch selbigen Abends nach Erlangen, wo ich mich sogleich zu dem Herrn Hofrath begab. Dieser unterhielt sich eben mit einigen Musikern bei einem Quartett, und hatte sein gutes Violoncell zwischen den Beinen, als ich eintrat. Meine Erscheinung war ihm daher gar nicht gelegen; ich wurde mit Vorwürfen begrüßt, wie ich eine so kranke Person hätte verlassen können! Unverzüglich sollte ich zurückreiten, den Julep mit Phosphorsäure und Veilchensaft fortgeben u. s. w. Fand nun Wendt keine Zeit, noch diesen Abend nach Baiersdorf zu fahren, so hatte ich eben so wenig Lust dahin zu reiten, sondern zog es vor, den Abend im Hause des Onkels mit meinem lieben Bäschen zu verplaudern. Am frühen Morgen aber, als ich auf dem damals verrufenen sandigen Wege, wo jetzt eine gute Chaussée läuft, in meinen Gedanken dahin ritt, erblickte ich jenseits der Windmühle, auf dem sogenannten Fürstenwege, der für Bevorzugte durch die Wiesen führte, die Chaise des Herrn Hofraths, der sich jetzt beeilte, dem „lieben Mädchen" ärztlichen Beistand zu bringen. Ich gab meiner Rosinante die Sporen, und empfieng als Vice-Doctor den Herrn Hofrath am Bette der Nonne. Er war mit meinen Maßregeln zufrieden, und fuhr wieder nach Hause. So gieng die erste Abtheilung der Comödie zu Ende. Die Nonne wurde zusehends gesund, und der Tag der Confirmation, wo sie ihr neues Glaubensbekenntniß ablegen sollte, erschien. Die feierliche Handlung fand im Pfarrhause statt. Der Kriegsrath Baumgärtner, der Zollcommissarius Arzberger und meine Wenigkeit waren als Zeugen geladen

worden. Dem Ortsrichter, Kriegscommissarius Heinrichmeyer, welcher sich mit Baumgärtner in gespanntem Verhältniß befand, wurde diese Ehre nicht zu Theil. Die Neubekehrte erschien in einem schönen schwarzen Anzug, den ihr Gönner bei der Frau Markgräfin in Ansbach ausgewirkt hatte, und Alles gieng recht feierlich von Statten.

Gegen Abend schickte Bodenschatz nach mir, und fragte mich, ob ich nichts von der Nonne gesehen hätte. Gleich nach dem Essen sey sie ausgegangen, unter dem Vorwande einer Promenade. Er habe allerwegen nach ihr fragen lassen; aber Niemand wolle sie gesehen haben. Als wir noch so miteinander sprachen, trat die Nonne ziemlich echauffirt ein. Wer war froher als der alte Superintendent! Auf die Frage, wo sie gewesen, fand sie kein Bedenken, ruhig zu antworten, sie sey zum Baireuther Thor hinaus spazieren gegangen, und da sie in ein Haus, worin getanzt wurde, gesehen, habe man sie eben auch zum Tanze aufgezogen. Der ehrwürdige Alte, dem dieser Leichtsinn ein Gräuel war, hielt eine zweckmäßige Strafpredigt. Sie aber opponirte mit so großer Frechheit, daß sich auch mir die Galle bewegte. Ich sagte ihr ohne Weiteres ins Gesicht, daß sie das nicht sey, wofür sie sich ausgäbe, und als sie in ihrem Streite immer leidenschaftlicher wurde, nannte ich sie eine Betrügerin, und bekräftigte endlich meine Aussage mit einer Maulschelle. Sie fuhr wie ein Drache zur Thür hinaus, und der erschrockene Herr Superintendent rief: Um Gottes willen, Herr Apotheker, was haben Sie da gemacht! Inzwischen blieb ich guten Muthes, selbst als der Herr Kriegsrath, zu dem sich die Pseudononne geflüchtet hatte, des andern Tags mit ziemlich hinaufgezogenen Augenbraunen, unter Hindeutung auf den Schutz der Frau Markgräfin, den Versuch machte, mir meine Thätlichkeit zu verweisen. Ich konnte darauf ruhig bemerken, daß mein

längerer Aufenthalt in katholischen Städten mir Gelegenheit gegeben habe, Nonnen und ihre Ordensgebräuche kennen zu lernen; von Allem diesen hätte die Convertitin nichts gewußt, und was sie hätte wissen wollen, seyen Lügen gewesen. Der Ortsrichter Heinrichmeyer hielt sich bei diesen Vorgängen passiv. Er stand, wie ich bereits bemerkt, mit Herrn Baumgärtner auf gespanntem Fuß, wozu ich keinen Grund mir denken konnte, als etwa den, daß beider Herren Titel mit Krieg anfieng, und vielleicht der Kriegs-Rath und der Kriegs-Commissarius mit einander in einen Rangstreit gerathen waren. Genug, nach nicht langer Zeit, erzählte mir der Kriegs-Commissarius mit großem Frohlocken, daß er über die Nonne aus dem von ihr angegebenen Kloster (ich glaube Altötting) Nachrichten eingezogen, und meine Vermuthung sich bestätigt habe. Die Antwort von dort war gewesen, das Mädchen habe als Protestantin convertirt und sey als Magd ins Kloster aufgenommen worden, von dort aber wieder entlaufen. So trat denn eines Tags der Ortsrichter mit zwei seiner dienstbaren Geister in das Kastenamt ein, und ließ, zum großen Verdruß des Herrn Kriegsrathes und zum Leidwesen des Herrn Superintendenten, die ungerathene Vagantin in Arrest führen. Man machte ihr den Proceß, und lieferte sie dann ins Zuchthaus nach Baireuth ab. Später soll sie, an eine wandernde Lebensart gewöhnt, ihr Heil in Nordamerika gesucht haben.

Den Winter 1787 auf 1788 brachte ich in Baiersdorf zu. Ich genoß in dem Städtchen viel Vertrauen und Freundlichkeit. Es war kein Arzt im Orte, und so wurden mir nicht selten von den Aerzten ihre Verpflichtungen übertragen, die ich jedoch immer mit größter Diskretion erfüllte. Sobald mein guter Onkel das Geschäft an einen gewissen Herrn Cnopf verkauft hatte, gieng ich nach Erlangen.

Der neue Aufenthalt in der fränkischen Musenstadt war für mich von großem Gewinn.

Die Entdeckungen in der antiphlogistischen Chemie begannen damals ihren großen Einfluß auf die chemische und physikalische Wissenschaft zu äußern. Die Darstellung der verschiedenen Gasarten, welche als das Fundament dieser neuen Lehre betrachtet werden konnte, beschäftigte auch den berühmten Physiker Johann Tobias Mayer, welcher im Hause meines Oheims wohnte. Er stellte das Sauerstoffgas aus dem rothen Quecksilberoxyde dar, und machte genaue Gewichtsbestimmungen über das Verhältniß des Oxygens und des Mercurius. Auf seinen Wunsch war ich ihm bei dieser Arbeit, welche im Laboratorium der Offizin vorgenommen wurde, mit Vergnügen behülflich. Die Resultate seiner Untersuchungen wurden protokollarisch aufgenommen und auch von mir mit unterschrieben. Sie sind sofort in der damaligen Erlanger gelehrten Zeitung mitgetheilt worden. Die Sache war damals noch so neu, daß die Männer von Fach ihr durch solche gleichsam amtliche Bekanntmachungen Eingang bei denjenigen Chemikern zu verschaffen beflissen waren, welche noch dem alten Systeme anhiengen.

Johann Tobias Mayer, Sohn des berühmten Mathematikers, welcher sich durch seine Mondstafeln unsterblich gemacht hat, war ein würdiger Sprößling seines Vaters. Er verband die strengste Gewissenhaftigkeit in allen Dingen mit großer Gelehrsamkeit und dem sanftesten Charakter. Mit Bereitwilligkeit kam er mir bei jedem wissenschaftlichen Zweifel entgegen. Seine Entwickelungen waren ebenso gründlich als faßlich. Er hat seine wissenschaftliche Gesinnung in den wenigen Worten ausgesprochen, die er in mein Stammbuch schrieb: vere scire est per causas scire.

Im Hause meines Onkels hatte sich während meiner langen Abwesenheit von Erlangen Manches verändert. Die

drei Töchter meines Oheims waren zu schönen, stattlichen Jungfrauen herangewachsen. Aber während meiner kurzen Anwesenheit sollte die so glückliche Familie den Schmerz erleben, die älteste zu verlieren, welche von einem Nervenfieber schnell dahin gerafft wurde. Es kam mir nun zu, die trauernden Schwestern durch Zerstreuungen und auf Spaziergängen zu erheitern. Die zweite, welche mir schon als Kind gefallen hatte, steigerte in ihrem jungfräulichen Alter meine Zuneigung, was auch von den Aeltern nicht unbemerkt blieb. Ich gelangte zu der beglückenden Gewißheit, daß mein Gesuch um eine Verbindung mit dem geliebten Bäschen geneigtes Gehör finden würde. Inzwischen sollte ich nochmals das mir so werthe Haus verlassen.

Zweiter Aufenthalt in Regensburg. 1788 — 1791.

Im Spätsommer des Jahres 1788 trug mir der Hofrath und erste Stadtphysikus Schäffer in Regensburg, Vater der berühmten fürstlich Thurn und Taxischen und fürstlich Oettingen-Wallersteinischen Leibärzte, das Provisorat in der Apotheke zum goldenen Engel in Regensburg im Namen der Mad. Ströhlin, seiner Verwandten, an, deren Gatte kürzlich gestorben war.

Dieser Ruf, welchen ich lediglich dem guten Andenken zu danken hatte, das ich von meinem früheren Aufenthalte in jener Stadt zurückgelassen, war mir zu schmeichelhaft, als daß ich ihn nicht hätte gehörig würdigen sollen. Nachdem ich daher von meinem Oheim die bestimmte Zusicherung einer Verbindung mit seiner Tochter erhalten hatte, welche jedoch wegen ihrer Jugend noch aufgeschoben werden müßte, nahm ich

den unter vortheilhaftesten Bedingungen gemachten Antrag an. Mein Abschied von Erlangen ward erleichtert durch die Versicherung meines Bäschens, daß die Stimme ihres Herzens und nicht allein der Wunsch ihrer Eltern mir ihre Hand zusage.

Im Hause der Madame Ströhlin fand ich, außer meiner Prinzipalin den Senator Harrer, welcher mit ihrer Tochter verheirathet war. Von dieser Familie wurde ich auf das Freundschaftlichste empfangen. Vor Allem mußte ich mich nach damaliger reichsstädtischer Bestimmung einem Examen vor den beiden Stadtphysicis, dem alten Hofrath Schäffer und dem Dr. Harrer, unterwerfen. Als ich dieses Examen zur Zufriedenheit bestanden, wurde ich auf dem ehrwürdigen Rathhause, nach der alten Reichstadt-Sitte im scharlachenen Mantel „hochoberherrlich" in Eid und Pflicht genommen. Es galt damals in jeder Reichsstadt ein eigenthümliches Statut in Beziehung auf die Aufnahme der Apotheker-Provisoren.

In der Apotheke fand ich zwei Gehülfen, von welchen der Eine als ein unbrauchbares, altes Individuum bald beseitiget wurde. Nun war ich besonders darauf bedacht, den Zustand der Apotheke, der Materialkammer u. s. w. zu untersuchen und Alles in guten Stand zu setzen, was in Wahrheit sehr nothwendig war. Herr Ströhlin war in den letzten Jahren kränklich gewesen, wodurch das Geschäft bedeutend gelitten hatte. Durch die Fahrlässigkeit und Unwissenheit des oben erwähnten Gehülfen war manche Kundschaft verloren gegangen. Diese wieder zu gewinnen, mußte mein eifriges Bemühen seyn. Besonders schmerzte die Madame Ströhlin der Verlust des königlichen preußischen Gesandten, Grafen von Görtz. Es gelang mir nicht allein dieses, sondern auch manches andere ehrenwerthe Haus wieder zurückzuführen, da die Aerzte und das Publikum eine günstige Ansicht von meiner Geschäftsführung unterhielten. Ich lernte bei dieser Gelegenheit den erwähnten

hochberühmten Staatsmann, welcher besonders in den Verhandlungen des bayerischen Erbfolgekrieges und der pfalz-zweibrücken'schen Succession die wirksamste Thätigkeit entwickelt hatte, persönlich kennen. Er war ein Mann von dem feinsten und gewinnendsten Aeußern. Es ist bekannt, daß er damals einen der ersten Plätze unter den deutschen Diplomaten einnahm.

Madame Ströhlin liebte mich mütterlich, und suchte allen meinen Wünschen zuvorzukommen. Mit gleicher Aufmerksamkeit wurde ich von ihrer Frau Tochter und ihrem Schwiegersohne behandelt. Ich war noch nicht lange in diesen schönen Verhältnissen eingewöhnt, da erhielt ich einen Brief aus Mainz, der mich von dem Tode meines ehemaligen Prinzipals, des wackern Hofapothekers Vahlkampf, benachrichtigte, und eine glänzende Versorgung für mich in Aussicht stellte. Mit der Hand einer der Töchter des Hauses, hieß es, könnte ich auch die Stelle des churfürstlichen Hofapothekers erhalten, da Seine Churfürstl. Gnaden gar nicht auf einem Katholiken bestünde, wie sich denn schon mehrere Protestanten in seinem persönlichen Dienste befänden. Ich dachte aber natürlicher Weise nicht daran, diesem Ruf, der meinem Schicksale eine ganz andere Wendung gegeben hätte, zu folgen, und schlug vielmehr den Herrn Heß (S. S. 59) dazu vor, der ebenfalls in jenem Hause conditionirt hatte und mir in Wetzlar vorangegangen war. Aber er war durch eine Liebschaft zu seinem Unglück in Regensburg festgehalten. Hier kam er auch mit der Pharobank, die damals ganz offen von mehreren jungen Leuten vom Reichs-Tags-Personale frequentirt ward, in Berührung, verspielte seine Baarschaft und Cassengelder und machte seinem geängstigten Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende. So sah ich denn auch ganz in der Nähe die schreckliche Wirkung jener traurigen Leidenschaft, vor welcher ich

selbst immer, als vor einer der gräulichsten Krankheiten des menschlichen Geistes, zurückgeschaudert habe.

In der Führung des mir anvertrauten Geschäftes suchte ich mir besonders durch die Darstellung schöner Präparate Beifall zu erwerben. Zu diesen gehörte die Weinsteinsäure, Acidum tartari. Weil ich sie in möglichst schönem weiß krystallisirtem Zustand darstellte, so wurde sie sogar von einigen alten Herrn Apothekern aus unserer Offizin abverlangt. Die Darstellung dieses Präparates hatte damals noch gewisse Schwierigkeiten, und war nicht so allgemein bekannt. Als einstmals in einer Gesellschaft von den Resultaten der pneumatischen Chemie und von den verschiedenen Gasarten die Rede war, welche viele der Anwesenden noch nicht kannten, so beschloß ich, die wichtigsten derselben anzufertigen, wozu ich mir die nöthigen Geräthschaften von meinem Freunde Herrn Hofrath Mayer in Erlangen erbat, welcher sie von dem Universitäts-Mechanikus bereits mehrfach hatte herstellen lassen. Wahrscheinlich bin ich der Erste gewesen, der das Sauerstoff- und Wasserstoffgas zur näheren Kenntniß des Publikums in Regensburg brachte. Ich lud zu diesem Ende mehrere Honoratioren der Stadt und Mitglieder des Reichstages ein, und bestimmte den ersten Tag zur Gewinnung und Darstellung der Gasarten, den zweiten zu den Experimenten. Beides wurde von den nöthigen mündlichen Erläuterungen begleitet. Besonders am zweiten Tage hatte ich die Ehre, mich eines ausgezeichneten Auditoriums zu erfreuen, und die Experimente gelangen nach Wunsch. Zum Schluße derselben mischte ich die beiden Gase, und verbrannte sie als Knallluft in Seifenblasen. In dem Verhältnisse, als dieses schöne Experiment die Bewunderung meines Publikums steigerte, vermehrte ich die Batterie der knallenden Blasen, womit ich den größten Theil meiner Gesellschaft unter lautem Lachen auseinander trieb. Unter den Anwesenden befand sich

auch der würdige Superintendent und gelehrte Naturforscher Schäffer, Bruder des Hofraths. Er hatte meinen Experimenten in aller Nähe die größte Aufmerksamkeit gewidmet. Nach einigen Tagen kam er zu mir und warnte mich, mit dem Knallen auf chemischem Wege doch ja vorsichtig zu seyn, ich hätte ihm mit diesen, scheinbar so unschuldigen Seifenblasen fast das Gehör verschlagen, und noch heute bemerke er bei der Verrichtung gewisser organischer Geschäfte, ein Prasseln in beiden Ohren.

Mit Vergnügen erinnere ich mich an die liebreiche und ehrwürdige Erscheinung dieses vortrefflichen Greises, welcher nicht blos als ein gelehrter und segensreichwirkender Geistlicher, sondern auch als vielseitig gebildeter Naturforscher in seiner Vaterstadt, ja in ganz Europa großen Rufes genoß und mit Linnäus und Jacquin in Verkehr stand, welcher letztere ihm zu Ehren eine westindische Pflanzengattung Schäfferia benannt hat. Sein größtes Werk ist die Naturgeschichte der in Bayern vorkommenden Fleischschwämme, welches er in vier Quartbänden mit zahlreichen illuminirten Kupfern herausgegeben, und zu welchem nachmals der berühmte Persoon einen Commentar- und Supplementband geliefert hat. Dieses Buch hat sich als Fundamentalwerk bleibenden Ruf gesichert, und es wäre nur zu wünschen, daß das Kolorit, worauf bei diesen Gewächsen so viel ankommt, in allen Exemplaren ganz gleichmäßig ausgeführt wäre. Auch mit zoologischen Untersuchungen beschäftigte sich der fleißige Mann, und hatte große Geschicklichkeit in der Handhabung des Mikroskopes, worin er den berühmten Leibmedikus Schmidel und den scharfsichtigen Liebhaber der Naturgeschichte Baron Gleichen, genannt Rußworm, sowie den Nürnberger Ledermüller zu Vorgängern in Deutschland hatte. Auch mit der Bereitung von verschiedenen Papiersorten aus allerlei Pflanzentheilen hat er sich beschäftigt, wie er denn den mechanischen und

technischen Wissenschaften Geschmack abgewonnen und ein Cabinet von allerlei Kunstwerken, Modellen u. dgl. angelegt hatte. Der Kaiser hat ihn mit einer Ehrenkette ausgezeichnet. Der Umgang mit diesem würdigen Greise bildet einen kostbaren Stein in dem Kranze meiner Erinnerungen.

Noch viel wichtiger für mich aber war die Bekanntschaft mit dem seligen Hofrathe Dr. Hoppe, einem Manne, der mehr als Einer meinem Herzen theuer geworden ist. Er bekleidete damals die Stelle eines Gehülfen in der Gladbach'schen Apotheke, und war bereits als Schriftsteller aufgetreten. Er verfasste nämlich die Beschreibung zu den acht Centurien der **Ectypa plantarum Ratisbonensium**, welche der Schriftstecher und Kupferdrucker Mayer herausgab, wobei er mein Verfahren, Pflanzen abzudrucken, mittelst der Kupferdrucker-Presse mit Glück nachahmte. Mein erstes Begegnen mit Hoppe fand in einem Belustigungsorte, dem sogenannten Rosengarten, statt. Bald schloßen wir ein Freundschaftsbündniß, und die Sonntage fanden uns stets beisammen. Vormittags machten wir botanische Excursionen in der schönen Umgegend; die Nachmittage brachten wir oft in größerer Gesellschaft bei fröhlicher Unterhaltung zu, wo denn manchmal auch tüchtig getanzt wurde, ein Vergnügen, das die damalige Jugend aufsuchte, während sie ihm jetzt, gar zu ernsthaft oder bequem geworden, oft aus dem Wege geht.

Hoppe, Heinrich David, geboren am 15. Dec. 1760 zu Vilsen im Königreich Hannover*), besaß die besondere Gabe, in Anderen Liebe für die Pflanzenkunde zu erwecken und, wo sie schon vorhanden war, thätigst zu befördern. So hatte er

---

*) Man vergleiche über das Leben meines theueren Freundes zunächst Dr. David Heinrich Hoppe's Jubelfeier. Regensburg 1845. 4°., wo sich auch ein sehr ähnliches Porträt des Ehrenmannes findet.

immer mehrere Schüler der Botanik um sich versammelt, unter denen ich als einen der nachmals thätigsten den wackern Funck (Apotheker zu Gefrees in Oberfranken) nennen will. Auch ich empfand die gleiche Anregung und folgte ihr gerne; doch war es nicht blos das, was uns zusammenbrachte, sondern die Uebereinstimmung in vielen Gedanken und Empfindungen. Hoppe war schon damals, was er bis auf die heutige Stunde geblieben ist, ein ganzer Mann, ein Mann aus Einem Guße. Rechtlichkeit, Biedersinn, Ausdauer, harmlose Fröhlichkeit und ein unverwüstlicher Humor bildeten den Grund seines Charakters. Das waren denn lauter Eigenschaften, die mich an ihn fesseln mußten. Ein Lavater würde ihn sogleich am Gesicht erkannt haben. Sein ziemlich rundes Antlitz, von blonden Haaren eingefasst, mit stumpfen, wenig hervortretenden Zügen sprach von Treue und Derbheit zu mir, die nicht sehr hohe Stirn von Fleiß; der etwas aufgeworfene Mund schien zu verrathen, daß mein Freund kein Kostverächter sey; die stumpfe Nase, mit weit geöffneten Flügeln athmete Freiheitssinn; die blauen, nach allen Seiten herumrollenden Augen blickten Einen aus dem frischen Gesicht mit schalkhafter Laune an, und der Ton seiner lauten, kräftigen Stimme, sein westphälischer Accent, die Kernhaftigkeit seiner Ausdrücke — Alles harmonirte, und man mußte Ein Herz und Ein Sinn werden mit dem lieben deutschen Jüngling. Wie glücklich ist, wer einen solchen Mann durch mehr als sechzig Jahre Freund nennen konnte! Schon damals gieng Hoppe vorwärtsgebückt, als wenn er immer Etwas zu suchen hätte; aber sein gleichmäßiger Schritt war fest und nicht zu ermüden. Er trug keinen andern Stock, als den, welchen ich ebenfalls für den allerbesten auf unserer Lebenswanderung erprobt habe: ein gutes Gewissen und ein herzhaftes Vertrauen auf Gott. Wenn wir, die Botanisirkapsel auf dem Rücken, ein Stück schwarzes Brod in der Tasche, durch Gottes schöne

Natur hinwanderten, durch Dick und Dünn, Wiese und Wald, Berg und Thal, wenn wir die Lerche singen hörten, und auch in ein lustiges Lied ausbrachen, wenn wir bei jeder seltenen Pflanze von Freude und Bewunderung erfüllt wurden, wenn wir in heißer Mittagsstunde im Schatten eines Baumes unsere Ausbeute musterten, und bei einem Glase Milch ausruhten, oder nach einer beschwerlichen Tagfahrt ein frugales Essen verzehrten, bis wir uns unter Lachen und Scherzen auf die Streu in der ärmlichen Schenke des entlegenen Dorfes niederlegten, da dünkten wir uns Könige, und waren mit Gott und der Welt und mit uns selbst zufrieden.

Jetzt, wo ich dieß überlese, muß ich leider klagen, daß mein guter Hoppe nicht mehr unter den Lebenden ist. Er starb am 1. August 1846 an Altersschwäche. Segen seiner Asche!

Auf unsern, bisweilen ausgedehnten botanischen Streifzügen eröffnete mir Freund Hoppe sein Vorhaben, ein botanisches Taschenbuch herauszugeben, welches vorzugsweise berechnet wäre, die schöne Pflanzenkunde in Deutschland weiter auszubreiten, und ihr namentlich unter den Pharmazeuten, seinen Kunstverwandten, durch populäre Darstellung Freunde und Schüler zu verschaffen. Ich unterließ nicht, ihn zur Ausführung dieses Planes zu ermuntern, und bald erschien auch der erste Band davon. Dieses Jahrbuch wurde von meinem fleißigen Freunde zwei und zwanzig Jahre lang fortgesetzt, und hat wesentlich dazu beigetragen, junge Botaniker zu bilden.

Eine andere Frucht von Hoppe's leidenschaftlicher Neigung war die Gründung der botanischen Gesellschaft in Regensburg. Der Ruhm des ersten Gedankens, sowie der eifrigen Ausführung gebührt ihm; ich aber und unser College Stallknecht giengen zunächst auf seine Idee ein, und unser Triumvirat führte die Sache aus. Anfänglich machten wir drei ganz allein die or-

dentlichen Mitglieder der Gesellschaft aus. Zunächst vereinten wir mit uns Herrn Duval, einen sehr gebildeten Franzosen und eifrigen Freund der Pflanzenkunde, welcher als Fechtmeister in Regensburg lebte. Jüngere Männer, insbesondere angehende Pharmazeuten, aggregirten wir uns unter dem Namen der Eleven, mit der Absicht, sie zu ordentlichen Mitgliedern auszubilden. Von ihnen nenne ich zunächst den schon früher erwähnten Herrn Funck, den nachmaligen Secretair der Gesellschaft Dr. Oppermann und Lang. Es war am 14. May 1790, daß wir auf einer botanischen Excursion nach dem sogenannten Schutzfelsen uns in heiterer Feyer verbanden.

Nun aber galt es, dem Verein auch Körper und äußere Form zu geben. Wir wählten Dr. Med. Kohlhaas, zweiten Stadtphysicus, zu unserm Präses, welcher die Gesellschaft in ihrer ersten feierlichen Sitzung am 30. October 1790 constituirte. Bei diesem Anlaß wurden auch die bis dahin aufgenommenen Ehrenmitglieder, achtzehn an der Zahl, promulgirt. Sie waren die Herrn: G. A. Harrer, Senator; G. S. Dietrichs, Senior des Geheimenraths, Hausgraf und Comes caesareus palatinus; J. G. Göller, Holstein-Lübeck'scher Canzleirath und Legationssecretär; Franz v. P. Schrank, Prof. der Oekonomie und ökonomischen Botanik zu Ingolstadt, der nachmalige ausgezeichnete Botaniker, welcher 1835 am 22. Dec. als Akademiker und Vorstand des bot. Gartens in München gestorben ist, der Chevalier de Bray, Ritter des h. Johannes von Jerusalem, später ein edler Gönner der Gesellschaft, welcher ihr als Präses viele Jahre vorstand, eine hohe diplomatische Carriére in K. Bayr. Diensten durchlief, und am 1. Sept. 1832 als Graf von Bray auf seinem Gute zu Irlbach nächst Straubing gestorben ist; Frau von Asseburg, Gemahlin des K. russ. Geheimenraths und Gesandten am Reichstag; Demoiselle C. H. Dörrien zu Dillenburg; G. F. Märklin

der Jüngere, Apotheker in Wießloch; Pater Placidus Heinrich, Prof. d. Phys. u. Math. im Reichsstift St. Emmeran; J. N. Körnlein, Medailleur und K. Russ. Hofgraveur, welcher das Sigill der Gesellschaft gravirte, dem wir die Inschrift gewählt hatten: Contemplemur ut admiremur. Ferner Joh. Mayr, Schriftstecher; J. Chr. Daniel Schreber; A. W. Roth, Dr. Med. und Physicus in Vegesack, der vorzügliche Kenner der deutschen Botanik und erster Herausgeber einer allgemeinen deutschen Flora; C. A. Graf von Törring, Regensburgischer Domcapitular; J. M. Sauer, Graf von Ankenstein, Regensburgischer Domcapitular; J. Chr. G. Schäffer, Dr. Med. hochfürstlicher Thurn- und Taxischer Leibarzt und Hofrath; Al. Graf von Westerholt, hochfürstlicher Thurn- und Taxischer Geheimerath ꝛc. und A. Chr. Kayser, hochfürstlich Thurn- und Taxischer Hofrath und Bibliothekar. Hoppe übernahm als Director den litterarischen Betrieb, ich als Secretär die Organisation der innern Angelegenheiten. Nach den von der Gesellschaft entworfenen Bestimmungen mußten die Mitglieder wöchentlich eine botanische Excursion machen, bei der wir beide uns, wo es seyn konnte, besonders zusammenhielten. Diese botanischen Ausflüge wurden abwechselnd von den ordentlichen Mitgliedern beschrieben, und dienten auch mir noch in späten Jahren zur angenehmen Erinnerung unseres Fleißes und mancher komischen Begegnisse. Sie sind abgedruckt in der Geschichte der Regensburgischen botanischen Gesellschaft, der ersten literarischen Frucht unserer Vereinigung Regensburg 1792. Dieß ist der Anfang eines gelehrten Vereins, welcher sich seit bereits mehr als fünf Decennien in immer zunehmender Blüthe entwickelt hat. Ein günstiger Stern hat der Gesellschaft auch dann geleuchtet, als Hoppe und ich Regensburg verließen. Zuerst gewann sie einen großmüthigen Gönner und Beförderer in der Person des Fürsten und Bi-

schofs von Regensburg, Carl von Dalberg; dann nahmen sich ihrer, der edle Graf Caspar von Sternberg und, als ihr Präsident Graf von Bray mit großer Munificenz an. König Maximilian Joseph von Bayern erhob sie zum Rang einer „königlichen" Gesellschaft. Durch eine wunderbare Fügung, die ich mit dankbarem Herzen verehre, hat mein älterer Sohn, der auf die Naturwissenschaften und zunächst die Botanik hingeleitet worden, Gelegenheit gehabt, sich auf diesem Felde auszuzeichnen, und ist nun von der Gesellschaft mit ihrem Präsidio beehrt worden. Es wird mir daher nicht verdacht werden, wenn ich mit freudigem Stolz auf jene, unter so einfachen Auspicien entstandene Schöpfung meines trefflichen Hoppe und meiner Wenigkeit zurückblicke.

Um ein Bild von der Denk- und Gesinnungsweise meines so lieben Freundes gegen mich zu geben, theile ich seinen letzten an mich geschriebenen Brief mit.

Regensburg, den 7. Februar 1845.

Mein herzlich geliebter alter Freund Martius!

Dein liebes, eben so herzliches als wohlwollendes Gratulations-Schreiben hat mir, in meinem noch immer an Altersschwäche leidenden kränklichen Zustande, recht viele Freude gemacht, so daß ich dasselbe wiederholt gelesen und wieder gelesen habe, und dabei aus der guten Handschrift sowohl, als aus dem wohlgesetzten Inhalte ersehen, wie in deinem hohen Alter die körperlichen und Geisteskräfte noch immer eine dauernde Gesundheit anzeigen, die dir der liebe Himmel noch viele Jahre verleihen möge. Mit dem Hofrathstitel sollen zwar einige Begünstigungen verbunden seyn, von denen ich aber keinen Gebrauch machen kann. Aber eine Gehalterhöhung ist damit nicht verbunden, die ich auch nicht bedarf, da ich von meiner Pension von 815 fl. sehr gut leben kann.

Mit vielem Vergnügen habe ich in Deinem Schreiben die Erinnerung der alten Zeiten gelesen, und weiß noch recht gut, daß ich zur Herausgabe des botanischen Taschenbuchs sowohl, als zur Stiftung der botanischen Gesellschaft das Wollen hatte, aber das Vollbringen erst durch Dich, durch Dein Zureden und durch Deine Beihülfe, ins Werk gesetzt werden konnte, wie denn Du auch derjenige warest, welcher bei der Stiftung der botanischen Gesellschaft und deren Anfang die größte Thätigkeit entwickelte, und alles was zum Gedeihen derselben und zu ihrem soliden Fortgange erforderlich und nothwendig geworden war, durch Deine unermüdete Thätigkeit ins Werk gesetzt wurde. Ich habe diese Deine Beihülfe nie vergessen und bin Dir im Grunde meines Herzens noch immer zur herzlichen Dankbarkeit verpflichtet.

Denke nur, das botanische Taschenbuch hat 22. Jahrgänge erlebt und ist endlich in die botanische Zeitung übergegangen, die noch jetzt mit regem Eifer sowohl als allgemeinem Beifall fortgeführt wird. Die botanische Gesellschaft existirt nun schon fünf und fünfzig Jahre und zählt Könige, Fürsten, Grafen und Herrn zu ihren Mitgliedern.

Mit ruhiger Zufriedenheit wollen wir daher unserer Leistungen eingedenk seyn, und uns derselben erfreuen. Schon vor mehreren Jahren habe ich der Gesellschaft ein Kapital von 300 fl. eingehändigt, von deren Interessen alle Jahre am Stiftungstage, dem 14. May, der Schutzfelsen von der Gesellschaft besucht, und in Sinzing eine Kollation genommen wird. Nun lebe recht wohl, guter alter Freund, und behalte mich auch, wie ich Dich, in gutem Andenken, so wie ich mich auch Deinem fernern Wohlwollen bestens empfehle und Deine liebe Gattin herzlich küsse und grüße.

Professor Dr. Hoppe.

Ein Jahr nachdem ich mich in Erlangen etablirt hatte, kam Hoppe nach, um hier Medicin zu studieren, wobei er in seinen Nebenstunden auch entomologische Studien machte, was seine Dissertatio de genere Donaciae beweißt. Er kehrte darauf nach Regensburg zurück, und leistete schon am 21. May 1795 als praktischer Arzt den Bürgereid; aber nur auf eine kurze Zeit beschäftigte er sich mit der ärztlichen Praxis. Carl von Dalberg, der neue Regent von Regensburg, der Hoppes Talente erkannte, machte solche geltend, indem er im Herbst des Jahres 1803 einen eigenen Lehrstuhl der Botanik bei dem Lyceum zu St. Paul für ihn errichtete, und ihn später auch als Sanitätsrath seinem Medicinalcollegium beigesellte. Als im Jahre 1810 das Fürstenthum Regensburg wieder an die Krone Bayern zurückkehrte, bestätigte König Max ihn in der übernommenen Professur, und gewährte ihm die Erlaubniß sowie die Mittel seine jährlichen Alpenreisen fortzusetzen.

Während sich in allen Gegenden Deutschlands immer mehr Botaniker hervorthaten, welche die Pflanzen ihrer nächsten Umgegend sammelten, und in zahlreichen Specialfloren sehr schätzbare Beiträge für die Flora des gesammten Vaterlandes vorbereiteten, unternahm es Hoppe, sich alljährlich weiter von seinem Wohnorte zu entfernen, und die eisigen Gipfel des Alpenzuges im südöstlichen Deutschland mit rastloser Thätigkeit zu durchsuchen. Er ist der glückliche Nachfolger eines Jacquin, Wulfen, Gebhard, Hacquet u. A. gewesen, und hat eine große Menge von Pflanzen, die seit Jahrtausenden unbekannt in jenen erhabenen Berggründen geblüht haben, entdeckt, wissenschaftlich unterschieden und in die Gesammtflora Deutschlands niedergelegt. Auf dem Steinbruche am Untersberge im Salzburgischen, und bei Pichler, dem biederen Wirthe zu Heiligenblut in Kärnthen, am Fuß des Glockners, nahm er für den ganzen Sommer sein Standquartier. Jeder Entbehrung setzte

er sich in dieser Einsamkeit, nur in Gesellschaft von rohen, einfältigen Hirten und Steinbrechern, aus, um seinen buntfarbigen Lieblingen möglichst nahe zu sein. Mit einer vorher nicht bekannten Sorgfalt sammelte und trocknete er diese Gewächse, denen er durch fleißige Behandlung die Farbe des Lebens zu erhalten verstand. In einer Reihe von Jahren hat er seine musterhaften Herbarien nicht blos an die Botaniker von Fach und die Liebhaber im lieben Deutschland, sondern über ganz Europa, ja bis nach Nordamerika, versendet, und damit Belehrung und Lust an der systematischen Botanik verbreitet. Man wird nicht zu viel sagen, wenn man behauptet, daß durch Hoppe ganz vorzüglich ein Anstoß gegeben worden ist, in Deutschland noch neue Pflanzenarten zu entdecken. Bei der großen Abhängigkeit von den Aussprüchen des Linnäus glaubte man gar lange Zeit, die Pflanzenarten, welche man in deutschen Landen gefunden, alle auf von die jenem nordischen Systematiker beschriebenen Species zurückführen zu müssen. Die laconische Kürze in den Linneischen Schriften beförderte oft die Meinung, als gehöre eine gewisse Pflanze, welche man in Deutschland aufgefunden habe, zu jener, die der große Registrator der Natur vor sich gehabt. Aber Männer wie Hoppe, und vor diesem Erhard, Jacquin, Schrank u. A., zeigten nun den erstaunten deutschen Botanikern eine Menge von Pflanzenarten, welche sich nicht auf die Arten von Linné's Systema Vegetabilium zurückführen ließen, und die beiden Ersteren bekräftigten ihre Entdeckungen besonders dadurch, daß sie sie in Natura unter die Leute brachten. Von dieser Seite her, hat also mein Freund große Verdienste. Andere aber erwarb er sich vorzüglich durch die Herausgabe der Flora, einer botanischen Zeitschrift, welche vom Jahre 1819 an, als Fortsetzung des Taschenbuchs, unter besonderer Mitwirkung der K. botanischen Gesellschaft, in der bedeutenden Folge von 50 Bänden erschienen

ist. Hiebei genoß er in späteren Jahren vorzüglich der Beihülfe des verdienstvollen Herrn Dr. Fürnrohr, Professors am Lyceum, und sonach seines Nachfolgers im Lehramte. Dieser fleißige Gelehrte hat bei zunehmendem Alter Hoppe's die botanische Zeitung vom Jahre 1843 an allein fortgesetzt, zugleich aber auch durch seine Topographie von Regensburg und durch seine populären chemisch-technologischen Schriften, welche mehrfache Auflagen erlebten, seine Vielseitigkeit bewährt.

Wenn ich hier von den Stiftern der botanischen Gesellschaft und ihren Freunden geredet habe, fällt es mir wie eine Verpflichtung ein, auch nochmals des wackern Funck zu gedenken. Dieser liebe Freund hat sich vorzugsweise mit den kleinen und unscheinbaren Gewächsen, den Moosen, Flechten u. s. w. beschäftigt, und von seinem Wohnort, Gefrees in Oberfianken am Fichtelgebirge, zuerst dieß Gebirg, dann aber auch die Schweizer, Tyroler, Kärnthner, Krainer und Steiermärker Alpen durchforscht und Manches zur Kenntniß jener niedlichen Gewächse beigetragen. Seine Sammlung kryptogamischer Gewächse des Fichtelgebirgs, die er viele Jahre hindurch herauszugeben fortgefahren, gehört unter die besten in ihrer Art. Besonders waren sie am Anfang dieses Jahrhunderts, wo ihnen nur die ähnlichen Sammlungen von Schrader und Erhard vorausgegangen waren, den Liebhabern sehr erwünscht. Sogar die Königin Louise von Preußen, der sie mein Freund bei ihrer letzten Anwesenheit in den fränkischen Fürstenthümern 1805 überreichte, hatte eine Freude an diesen kleinen Kindern der Flora. Auf eine Einladung des berühmten Arztes, des Geheimenraths Heim in Berlin, begab er sich zu demselben, um dessen Moossammlung zu bestimmen und zu ordnen. Es war traurig, daß der brave Mann durch ein körperliches Leiden so hart geprüft werden mußte. In den letzten Jahren litt er wahrscheinlich in Folge davon an einer

halbseitigen Lähmung. Aber bei aller dieser Trübsal erhielt er sein Gemüth immer heiter und in einer rührenden Unschuld. Dergleichen Leute sind Seltenheiten. Funck hat so durch sein Leben ein recht rühmliches Zeugniß von der Erquicklichkeit abgelegt, welche im Umgang mit der Natur zu finden ist. Ohne diese Beschäftigung hätte er, so sagte er selbst, verzweifeln müssen.

Unsere kleine botanische Gesellschaft fand in dem Gremio der Regensburger Aerzte eine recht freundliche Anerkennung, wenn schon die wenigsten unter ihnen sich zu Mitgliedern aufnehmen ließen. Auch hatten die Stifter nicht einmal die Zuversicht, schon damals alle jene gelehrten Herrn um ihren Beitritt anzugehen; denn es war ihnen zuvörderst nur um die Verbreitung botanischer Kenntnisse im Apothekerstande zu thun, und sie wußten, daß der Arzt vermöge der großen Veränderungen auf dem Felde der Chemie und der praktischen Medicin nur wenig Zeit übrig behielt, um sich mit Botanik abzugeben.

Das Gremium medicum zu Regensburg zählte zu meiner Zeit sehr ausgezeichnete Aerzte. Dr. Schäffer senior, Bruder des Superintendenten, der erste Stadtphysicus, hat eine Reise- und Haus-Apotheke beschrieben, und verordnete mehrere eigenthümliche Magistralformeln von großem Ruf, unter denen sich auch ein Elixir balsamicum befand. Seine beiden Söhne waren Aerzte, welche sich sowohl als Schriftsteller, als auch als glückliche, rationelle Praktiker eines hohen Rufes in ganz Deutschland erfreut haben. Ein sehr renomirter Arzt war Dr. Brauser; er hatte aber, wie so mancher seiner Amtsgenossen die Eigenheit durch gewisse Dinge, an- und von dem Kranken abgezogen zu werden, bei ihm waren es Blumen und Bücher. Seine Kunden pflegten daher vor seinem Erscheinen ihm solche Anziehungspunkte aus den Augen zu räumen.

In meinem langen Leben habe ich Gelegenheit gehabt, zu beobachten, daß die Systeme der Herrn Aerzte wechseln wie der Mond am Himmel. Als ich zuerst hinter dem Receptirtische stand, herrschten die sogenannten Humoralpathologen, und alle Krankheiten hatten ihren Grund in Entmischung und Verderbniß der Säfte. Der Doctor hatte nichts zu thun, als diese in ihren verschiedenen Standquartiere aufzusuchen, ihre Truppen abzuschneiden und nach dem alten Spruch, „man muß dem fliehenden Feinde Brücken bauen" Thür und Thor zu öffnen, um sie hinauszujagen. Man hielt viel auf Brechen und Purgiren*). Darnach florirte die Wiener Schule von de Haen, Stoll und Störk, wo sich die Infarcten und geheimen Entzündungen breit machten. Später kam die Brownische Methode aus England herüber, und machte viel Glück in Deutschland. Den Chirurgen und Militärärzten gefiel es gar wohl, mit Opium, Naphtha, Salpeter und Blutentleerung an der Lebensscala herumzuarbeiten. Darauf hörte ich den genialen Reil von Halle, und den Erregungstheoretiker Hufeland preisen; dann machten Röschlaub und der Naturphilosoph Marcus bei uns viel von sich reden. Dazwischen führte manchmal ein Magnetiseur seinen Actus auf. Nachdem ich bereits von meinem Geschäfte abgetreten war, machte Hahnemann mit seiner Homöopathie

---

*) Die Laxirkunst stand damals in großem Ruf, und wer gesund bleiben wollte, mußte im Frühjahr und Herbst observanzmäßig ein abführendes Tränkchen einnehmen, welches des Morgens aus der Apotheke warm abgegeben wurde. Die Honoratioren erhielten es in einem silbernen Becher, dergleichen in der Löwenapotheke zu Regensburg zu meiner Zeit mehrere vorhanden waren. Diesen Gebrauch fand ich auch noch in Strasburg, wo nebenbei die Molken häufig angewendet wurden. Officiere traten des Morgens vor dem Exerciren in die Apotheke mit den Worten: je vous prie, un chopin petit lait, der auf der Stelle getrunken wurde.

viel Lärmen, und endlich kam es noch zu den Wassercuren des klugen Bauersmanns Priesnitz und seiner zahlreichen Nachfolger. Bei einem so großen Wechsel der Meinungen und Systeme konnte es Einem wohl manchmal einfallen, daß es auch in der erhabenen medicinischen Wissenschaft Modeartikel gäbe. Den alten Spruch: hominum commenta delet dies, zu deutsch: der Menschen Meinungen bestehen nicht in der Zeit, hörte ich von manchem gelehrten Arzt citiren. Am Ende ist aber auch seine Meinung in den Scat gelegt worden.

Im Winter 1790 kam ein östreichischer Offizier, der zu Regensburg auf Werbung stand, zu mir, mit dem Ersuchen, die Bestandtheile eines schwarzen Pulvers zu ermitteln, welches er mir vorlegte. Er bemerkte, daß er dasselbe im vorigen Jahre bei der Eroberung von Belgrad (durch Loudon am 8. Oct. 1789) in einem türkischen Laboratorio gefunden, und daß eine Parthie von Lunten in der Nähe gelegen; da die Türken ein Geheimniß besäßen, der Lunte größere Dauerhaftigkeit des Glimmens zu ertheilen, so dürfte es nicht unwichtig seyn, die chemischen Bestandtheile jenes Pulvers aufzufinden. Die von mir angestellten Untersuchungen haben nun freilich nichts Anderes herausgestellt, als daß jenes Pulver aus einer thierischen Kohle und etwas Eisenoxyd bestand. Ob das gesuchte Geheimniß darin entdeckt worden, habe ich nicht erfahren.

Von dieser Begegnung nehme ich Veranlassung, ein paar Worte über das Militär-Werbe-Wesen damaliger Zeit zu sagen. Es war dieß eine wahre Krankheit des alternden deutschen Reichs. In allen Reichsstädten sah man östreichische und preußische, ja sogar dänische Werber. In den größeren Reichsländern dagegen ward das Werben fremder Regierungen nicht geduldet. Die Werb-Offizire waren großentheils Leute von

Bildung und Welterfahrung, welche ihr Geschäfte mit Klugheit, wenn auch nicht immer mit eben so viel Gewissenhaftigkeit ausübten. Zum Werbhaus wählte man gewöhnlich ein Wirthshaus, wo Bacchus, Venus und Mercurius oft zusammenhalfen, um die Opfer anzulocken und festzuhalten. An jedem Werbposten befanden sich Leute von verschiedenen Waffengattungen, um dem Einen zu einer Husaren-, dem Anderen zu einer Dragoner-Montur Lust zu machen. Die gewöhnlichste Praxis war, die unschuldigen Candidaten des Kriegshandwerkes betrunken zu machen, und ihnen das Handgeld in die Tasche zu spielen. So schwand mancher rathlose, unbesonnene Jüngling auf der Reise seinen bekümmerten Aeltern aus den Augen und ward erst spät in fremdem Kriegsdienste wieder entdeckt. Manchmal machten solche mit List und Gewalt ausgeführte Werbungen Aufsehen, und setzten die Federn der reclamirenden Diplomaten in Bewegung. Während meines Aufenthaltes zu Regensburg fiel ein Studiosus Theologiä aus Siebenbürgen, auf dem Wege nach Jena, preußischen Werbern in die Hände. Als er, vom Rausch erwacht, die ganze Transaction für null und nichtig erklärte und seine Freiheit zurückforderte, wurde er durch harte Körperzüchtigung übel zugerichtet, und alsbald zwischen geladenen Gewehren und Fanghunden zum nächsten Depot escortirt. Die Sache machte jedoch in Regensburg, wo der Candidat an Superintendent Schäffer empfohlen war, viel Redens. Auf Anrufen des kaiserlichen Gesandten ward eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet, in die auch ich zufällig verwickelt wurde, und nur nach vielen Umwegen erhielt endlich der theologische Recrut seine Freiheit wieder. Noch viel schwerer und oft nur nach großen Geldopfern der Familie gelang es junge Leute zu befreien, welche in größeren Staaten den Werbern in die Hände gefallen waren. Ein Schwager meines Bruders, der in Wien gefasst worden war, kostete der Familie

unzählige Thränen und manchen blanken Dukaten, bis er endlich auf Reclamation des k. preußischen Gesandten Lucchesini frei gegeben, und in seiner Montur durch einen östreichischen Corporal, Alles auf Rechnung der Familie, nach Baireuth zurücktransportirt wurde. — So sah es damals in Deutschland aus. Die einzelnen Reichsstände suchten einander auszubeuten, als wären sie nicht durch Verfassung, Blut und Sprache verbunden, sondern ein Gemenge fremder Völker und Interessen. Man kann es nicht hoch genug anschlagen, daß die „gleiche Ehre und gleiche Berufung zu den Waffen" jetzt in ganz Deutschland gäng und gäbe geworden ist. Wenn ehemals durch die so zahlreichen und unter den verschiedensten Farben angestellten Werbungen ein Canal eröffnet wurde, der manche unnütze oder schädliche Säfte aus dem Körper des Volkes zog, so brachte doch dieß System die mannichfachsten Uebel mit sich. Daß der Miethling nur dann siegen kann, wenn er auch nur Miethlinge sich gegenüber hat, diese Lehre hat uns ja die traurige Epoche der französischen Revolution, welcher ich mich in meiner Erzählung jetzt nähere, nur zu deutlich bewiesen. In jener Zeit aber, von welcher ich spreche, und in den früheren Jahrzehnten ward das Werbsystem, als ein Rest der alten Lanzknechte, und seit dem 30jährigen und dem 7jährigen Kriege fortwährend auch von den väterlichsten Regierungen in Uebung erhalten. Hatte ja doch sogar die Absendung von hessischen, pfälzischen, markgräflich-ansbach'schen Hülfstruppen nach Nordamerika, wo sie gegen die Freiheit eines ihnen unbekannten Volkes und für die Engländer, welche die deutschen Fürsten bezahlten, ihr Blut vergießen sollten, einzelne Renitenzen ausgenommen, Statt finden können! Auch die ansbachischen Truppen, welche in Marktbreit auf dem Main eingeschifft wurden, erlaubten sich, am „Wasser" angekommen, einige Bedenklichkeit gegen ihren Argonautenzug, und fanden

die Mainschiffe zu enge. Als aber der Markgraf Alexander selbst bei der Truppe erschien, und ich weiß nicht welche Mittel der Güte oder Strenge anwandte, wurden auch meine geduldigen Landsleute eingeschifft. Zum Ruhme des leutseligen und gebildeten letzten Markgrafen Carl Alexander will ich hier doch bemerken, daß die englischen Subsidien, die er empfangen, nicht, wie es in andern Fällen geschah, in seine Privatchatulle floßen, sondern zur Verminderung der Schulden, welche allerdings drückend genug auf dem Lande lagen, verwendet wurden. Von jenen englischen Miethtruppen kamen verhältnißmäßig mehr aus dem nordamerikanischen Kriege zurück, als die ängstlichen Angehörigen erwartet hatten, und ihre Erzählungen haben vielleicht auch dazu beigetragen, im deutschen Vaterlande die Ideen von dem zu verbreiten, was man die bürgerliche Freiheit zu nennen pflegt. Wie groß der Einfluß jenes überseeischen Kampfes auf die Beförderung republicanischer Gedanken in Frankreich gewesen, konnte auch ich oft genug wahrnehmen, obgleich ich in meiner harmlosen, von aller Politik weitentfernten Position mich niemals viel um diese Bewegungen bekümmert habe. Zwar lebte ich beim Ausbruch der französischen Revolution in Regensburg, wo der Reichstag zu allernächst Notiz von ihr nehmen mußte, doch will ich von dieser großen politischen Katastrophe, die den Erdball erschüttert hat, nichts sagen, weil ich keine Kraft dazu in meiner Feder verspüre. Ein jeder aufmerksame Zuschauer mußte leider nur gar zu oft bemerken, daß das heilige römische Reich, wenn es den fanatisirten Neufranken gegenüberstand, vor Allem einen einzigen recht kräftigen Willen und eine eben so willige Ausführung in allen Gliedern bedurft hätte. Der Freund des Vaterlands konnte daher nichts anders thun, als seine Hände zum Gebete falten, auf daß Alles zum Heil und Frommen Deutschlands abgehen möge!

Rückkehr nach Erlangen. Gründung des eigenen Heerdes. 1791.

Deutschland genoß einer tiefen Ruhe, als 1787 die erste Versammlung der Notablen in Frankreich zusammenkam. Damals waren wohl die wenigen Propheten zu zählen, die behaupteten, daß dieß das Vorspiel einer so außerordentlichen Umwälzung seyn werde. Der Aufstand der Lütticher gegen ihren Bischof (17. Aug. 1789) gieng zwar das deutsche Reich näher an, aber man machte wenig Aufhebens davon. Nur Wenige betrachteten die ersten Schritte der Franzosen mit Aengstlichkeit und Mißtrauen. Als aber (1789) die „constituirende Versammlung" zusammentrat, die Bastille gestürmt, die Feudalrechte abgeschafft, die Menschenrechte proclamirt wurden, als das westliche Deutschland von Emigrirten überschwemmt, und der Erbadel in Frankreich aufgehoben wurde, da sah man zwar allmählig die Sache für ernsthafter an, jedoch hielt man Deutschland keineswegs für gefährdet. Unter diesen Bewegungen jenseits des Rheins erhielt ich am Anfang des Jahrs 1791 eine Aufforderung meines guten Oheims, zu ihm zu kommen; seine Gesundheit war schwankend, und er wünschte meine Uebersiedelung nach Erlangen, wo sich die häuslichen Verhältnisse für die Zukunft um so leichter würden feststellen lassen. Dankbarkeit und Liebe bestimmten mich diesem Rufe zu folgen, und also meinen Aufenthalt in der Fremde zu beendigen. Madame Ströhlin nahm die Erklärung von diesem meinen Entschluße ungern auf. Ich war im Hause der würdigen Frau, von Freundschaft und Vertrauen der Familie unterstützt, für das Geschäft nicht ohne Erfolg thätig gewesen, und es lag mir daran, einen rechtschaffenen und zuver-

lässigen, geschickten Nachfolger zu erhalten. Dieß war einer meiner brüderlichsten, edelsten Freunde Christ. Haas, ein trefflicher Pharmazeut, (der in der Meinung, als Arzt sein Glück machen zu können, zuletzt auch Medicin studirt hatte), und den ich selbst noch in das Geschäft einzuführen Gelegenheit nahm. Wie manchen andern riß auch ihn die Kriegsfurie von meiner Seite. Er hatte sich später als Arzt und Apotheker zu Obereisensheim in Franken niedergelassen, behandelte die Franzosen, welche das Land occupirten, mit großer Humanität und starb am Lazareth-Typhus.

Nachdem ich in dieser Weise für die Interessen des mir befreundeten Hauses gesorgt hatte, sagte ich endlich dem werthen Regensburg Lebewohl. Dieß ward mir nicht schwer, wenn ich daran dachte, daß ich nun in das Haus meines mir wohlwollenden Verwandten, der mir bei zunehmender Kränklichkeit sein Geschäft anzuvertrauen geneigt war, zurückkehren, und durch die Verbindung mit seiner lieben Tochter Regina, welche meine wahre Herzenskönigin geworden war, das Schifflein meines vielbewegten Lebens endlich auf festen Ankergrund bringen sollte. Ostern 1791 traf ich in Erlangen ein. Mein erstes Geschäfte war hier, mich bei der medicinischen Facultät der Universität zu dem Examen als selbstständiger Pharmazeute zu stellen, und sodann bei dem Senate derselben mich um das akademische Bürgerrecht zu bewerben. Letzteres war mir nöthig, weil ich als Theilhaber an dem Geschäfte meines künftigen Schwiegervaters und Mitbesitzer der Universitätsapotheke in den Verband jener gelehrten Corporation treten mußte. Die Universität besaß damals noch ihre eigene Gerichtsbarkeit, vermöge welcher sie mir ihr Bürgerrecht ertheilen konnte, sobald ich die mir aufgelegten Nachweise über meinen sittlichen Charakter und meine Kenntnisse gegeben hatte. Gemäß dieser Einrichtung kam ich nebst meiner Familie unter die Gerichtsbarkeit der

Universität zu stehen; an die Stadt hatte ich nur die Haus- und Gewerbsteuer zu entrichten.

Drei Mitglieder der medicinischen Facultät, die Hofräthe von Delius, Isenflamm und Schreber, stellten mit mir in dem Senatszimmer die mündliche Prüfung an. Nach derselben wurden mir drei chemische Arbeiten aufgegeben, nämlich die Bereitung der flüchtigen Schwefelleber oder des Liquor fumans Beguini, des Aetzkalis (Kali causticum fusum) und des Brechweinsteins (Tartarus stibiatus). Während ich an der Darstellung dieser chemischen Präparate arbeitete, fanden sich meine Herrn Examinatoren in dem Laboratorio fleißig ein, um von meinem Verfahren Augenschein zu nehmen, und sich über die Natur und Eigenschaft der zu erhaltenden Präparate und über die in der Darstellung derselben leitenden Principien referiren zu lassen. Man drückte mir volle Zufriedenheit über das Examen und die gemachten Präparate aus, und ertheilte mir die Berechtigung mich zum Universitätsbürger aufnehmen zu lassen. Sofort wurde ich von dem damaligen Prorector, nachmaligen Staatsrath von Klüber, in Eid und Pflicht genommen. An diesem ausgezeichneten, später durch seine publicistischen Arbeiten hochberühmten Gelehrten gewann ich alsbald einen wohlwollenden Freund und Gönner. Er wohnte in dem Hause meines Schwiegervaters und so geschah es, daß er alle häuslichen Leiden und Freuden mit meiner Familie theilte, sowie diese mit der seinen. Unsere Freundschaft trug sich auch auf seinen Sohn, den großherzoglich badischen Geheimenrath von Klüber und meinen ältern Sohn über.

Unter meinen verehrten Herrn Examinatoren war es ganz besonders Delius, mit dem ich gleich in den ersten Monaten vermöge meiner Stellung als Universitäts-Apotheker, in nähere Berührung kam. Er repräsentirte noch das alte phlogistische System, und obgleich er meine antiphlogistischen Ansichten,

welche ich in dem Examen entwickelte, unangefochten ließ, so kam es mir doch vor, als wenn er im Stillen über diese wissenschaftlichen Neuerungen die Achseln zuckte. Ein billiger Mann wird hierin nichts finden, was den Verdiensten eines bereits hochbetagten Gelehrten zu nahe träte. Denn es ist unmöglich, daß sich die Wissenschaft in den einzelnen Menschen verwandle; sie gehört ja der ganzen Menschheit an, und ihre großen Veränderungen mußten durch die gesammte Bildung zahlreicher mit einander Lebender vorbereitet und gleichsam vorempfunden werden. Ich empfinde dieß am besten an mir selbst. Denn obgleich ich in meinen hohen Jahren, Gott Lob, noch denken kann, so bin ich doch der gegenwärtigen chemischen Wissenschaft fremd geworden, während ich vor dreißig und vierzig Jahren ganz genau wußte, worauf es damals ankam. So strömt also die Wissenschaft, wie ein ewiger Fluß, zwischen den lebenden Menschen hindurch. Derjenige hat das größte Verdienst, welcher ihre Wellen, die nach göttlicher Abkunft krystallhell sind, am wenigsten durch eigene Zuthat trübt.

Heinrich Friedrich von Delius, geboren zu Wernigerode am Harz am 8. Juli 1720, Präsident der kaiserlichen Akademie der Naturforscher, Edler des heiligen römischen Reiches und Comes palatinus, hochfürstlich brandenburgischer Geheimerhofrath und Leibarzt, in den letzten Jahren seines Lebens Senior der medicinischen Fakultät, war ein Mann, der viel auf sich und seine Würden hielt. In seiner Studierstube hatte er das Wappen der kaiserlichen Akademie aufgehängt, und wenn ihm bei der Tafel der Frau Markgräfin, zu welcher er als ihr Leibarzt häufig gezogen ward, nicht der Platz gegeben wurde, den er ansprechen zu können glaubte, so konnte ihn dieß in die übelste Laune versetzen. Uebrigens war er ein äußerst rechtlicher, wohlwollender und freimüthiger Mann, als Gelehrter sehr dienstfertig und in früheren Jahren von unglaublicher Thätigkeit.

Seine Richtung in der Chemie gieng durchaus auf das Praktische. Er machte uns zuerst mit dem Salz von Friedrichshall (Glaubersalz) genauer bekannt, welches unter dem Namen des Friedrichsalzes von ihm unter das Publikum gebracht wurde.

Das ehemalige Brüxner'sche Haus in der Bruckerstraße war sein Eigenthum, und in dem hinteren Theile desselben befand sich sein Laboratorium. Er hatte mich seines besondern Wohlwollens gewürdigt und bei seinem vorgeschrittenen Lebensalter sprach er oft davon, daß er eines Amanuensis bedürfe. Hiebei war sein Augenmerk natürlich auf mich gerichtet und gerne würde ich mich zur Annahme dieser Stelle bereit erklärt haben, wenn ich Aussicht auf einige Entschädigung gehabt hätte. Als der Staatsminister von Hardenberg bei seiner ersten Anwesenheit in Erlangen den Herrn Präsidenten besuchte, kam auch dieser Wunsch mit zur Sprache. Herr von Hardenberg äußerte, ob es nicht zweckmäßig sey, daß sich Delius zu solchen Hülfsleistungen eines Studirenden bediene, dieser aber erwiederte mit größter Freimüthigkeit: „nehmen mir Euer Excellenz nicht übel, das verstehen Sie nicht; wenn ich Jemand erst ein Ding in die Hände geben soll, so thue ich es lieber selbst." Der Herr Minister erzählte bei der Mittagtafel der Frau Markgräfin, in welcher Art und Weise er von ihrem Leibarzte, dem Präsidenten von Delius, für seinen gegebenen guten Rath bedient worden sey, und soll diese Mittheilung zur allgemeinen Heiterkeit viel beigetragen haben, der Herr Präsident von Delius aber von seiner fürstlichen Gönnerin sehr in Schutz genommen worden seyn.

Delius war ein kleiner gedrungener Mann, von melancholisch-cholerischem Temperamente. Bei zarter Gesundheit hatte er sein Leben nur durch große Aufmerksamkeit bis zum ein und siebenzigsten Jahre gefristet. Er starb plötzlich am

Schlagflusse, den 22. Oktb. 1791. Als Comes palatinus war es ihm möglich, der damaligen Mittwoch=Gesellschaft, der jetzigen Harmonie, ein Wappen zu verleihen.

Nach einer testamentarischen Verfügung hatte Delius seine chirurgischen Instrumente und Apparate sowie seinen chemischen Nachlaß der Universität vermacht. Diese hatte zur Uebernahme der Instrumente den Hofrath und Professor Rudolph bestimmt, und soviel ich weiß, bilden dieselben den ältern Theil des chirurgischen Instrumentariums in dem hiesigen Universitäts=Krankenhause. Mir dagegen wurde der Auftrag, den chemischen Theil zu übernehmen und zu ordnen. Wendt und Schreber theilten sich nämlich, um in den Vorlesungen keine Lücken zu lassen, in die Kollegien, welche Delius gelesen hatte. Der erstere übernahm die Materia medica, Diätetik und, wenn ich nicht irre, die allgemeine Therapie, der Letztere die Chemie, jedoch mit der Bedingung, daß er durch einen praktischen Gehülfen unterstützt werde. Die medicinische Facultät hielt mich für geeignet zu dieser Assistentenstelle und Herr Hofrath Wendt übernahm es, mich dazu zu bestimmen. Ich that es, hatte aber später vielfache Veranlassung es zu bedauern. Aus Schreber's Haus, der jetzigen Barfus'schen Druckerei, wurde in Ermanglung eines passendern Locales in das Nachbarhaus durchgebrochen, und dort eine Küche zum Laboratorium eingerichtet. In ihr sollte der bessere und brauchbarere Theil jenes Nachlasses aufgestellt werden. Die Besichtigung desselben erfüllte mich mit Schrecken. Es bildete ihn eine Unmasse ganzer und zerbrochener Gläschen und Gläser von der mannichfachsten Form. Sie enthielten Flüssigkeiten von allen Farben und dem verschiedenartigsten Geruche. In vielen hatten sich Krystallisationen oder Niederschläge gebildet. Ein sehr großer Theil war mit keinen, oder mit unleserlich geschriebenen oder verdorbenen Etiketten versehen. Noch fand sich eine Menge

von andern Dingen, welche durch die Zeit verwittert und unbrauchbar geworden waren. Da alle diese Gegenstände unmöglich in dem kleinen neuen Laboratorium Platz fanden, so ließ ich nur den brauchbaren Theil dahin bringen. Für den andern Wust bestimmte man ein Zimmer in dem Wohnhause des botanischen Gärtners Rümmelein vor dem Nürnberger Thor, und zum Transport wurden mir zwei Schnurren (Universitäts-Wächter) beigegeben. Als nun aber auch der Raum in diesem kleinen Zimmer nicht mehr hinreichte, so kam ich mit Rümmelein überein, in dem Hauptgange des Gartens eine tiefe Grube graben zu lassen, und alle Gläser, die des Aufhebens nicht mehr werth waren, mit ihrem Inhalte darin zu vereinigen. Hier kamen nun Säuren und Alkalien, Auflösungen von Kupfer- und Eisensalzen nebst vielen andern Flüssigkeiten zusammen. Indem alle diese heterogenen Gegenstände sich nach ihrer Natur vereinigten, entstand ein großer Streit, der aber durch den darüber rollenden Sand bald niedergeschlagen wurde. Wenn der Zufall einem Chemiker der Jetztzeit diese merkwürdigen Verbindungen in die Hände führte, so würde es an neuen Entdeckungen nicht fehlen.

Delius war ein Studentenfreund, und unterhielt sich gerne belehrend mit ihnen. Seinem Hause gegen über befand sich das Wirthshaus zum rothen Hahn, hier Göcker genannt, (gegenwärtig zum goldenen Glöcklein), wo sich auch häufig Studenten aufhielten. Obschon es hier bisweilen sehr munter hergieng, so beschwerte sich der alte Mann doch niemals darüber. In seinem Garten am Hause unterhielt er ein kleines Glashaus, in welchem er seltene Pflanzen pflegte. Eines Abends entwickelte der damals noch seltene Cactus grandiflorus seine Blume. Sogleich schickte er in den Göcker hinüber, und lud die anwesenden Musensöhne ein, diesen seltenen Flor zu sehen. Einer derselben wollte seine Bewunderung auch durch Berührung

der Blume zu erkennen geben, wurde aber durch Delius lauten und scharfen Ruf „Oculis non manibus“ in nicht geringen Schrecken versetzt.

Auch war er ökonomisch und sparsam, und es freute ihn, wenn wenig geachtete Dinge zum Nutzen verwendet werden konnten. Vor Zeiten, als man es auf den Postämtern mit dem Gewichte der Briefe, noch nicht so genau nahm, als jetzt, siegelte man die Briefe gewöhnlich mit Siegellack. Die Menge von Zuschriften, welche Delius erhielt, bestimmten ihn, deren Siegel zu sammeln, sie stoßen, durchsieben zu lassen und das gepulverte Lack durch eine neue Schmelzung wieder in Stangen umzuwandeln. Dieses Experiment machte er zwar nicht in seinen Vorlesungen, doch zeigte er mir das aus den Briefsiegeln gewonnene Produkt. Ferner gedenke ich noch unter manchen Gegenständen, die sich vorfanden, auch zweier Champagnergläser, die um ihre Füße gekommen waren. Delius ersetzte diese auf eine künstliche Weise durch Thon und bediente sich der nun wieder brauchbar gewordenen Gläser zu seinen Reaktionen. Bei einer Disputation ließ er zum Beleg einer Behauptung in die kleine Aula ein Gewehr bringen, lud dasselbe mit einen Stumpfen Unschlittlicht und schoß damit zum allgemeinen Ergötzen durch ein Brett. Das waren die harmlosen Nebenbeschäftigungen eines Chemikers der damaligen Zeit.

Als Präsident der Leopoldina kam Delius mit vielen ausgezeichneten Männern, besonders auch mit Ungarn und Siebenbürgern in Berührung, welche er bisweilen wohl zu Mitgliedern der Akademie aufnahm. Um diese Ehrenbezeigung zu erwiedern, sendeten jene ihm seltene Mineralien, selbst Gold- und Silberstufen aus ihrem Vaterlande. Dadurch wurde seine Mineraliensammlung zwar bereichert, aber von ihm und seinen Relikten bezüglich des Werthes weit überschätzt. Für die Mineraliensammlung suchten nun die Hinterlassenen einen Käufer

und giengen mich an, einen solchen beizuschaffen. Ich schlug den Steinschneider Wächter in Bamberg vor. Nach längerem Handeln erkaufte er die Sammlung um einen billigen Preis. Wächter verstand von Mineralien nichts, und nur das gediegene Gold und Silber, sowie einige Halbedelsteine, waren die Anziehpunkte, welche ihn zum Kauf bestimmen konnten. Fataler Weise fanden sich einige Stufen der genannten edeln Metalle zum Theil in kleineren Stücken vor, wodurch Wächter und ich zur Vermuthung veranlaßt wurden, daß Delius in dem Innern der Stufen einen noch größern Metallreichthum zu finden hoffte, und sie deßwegen so sehr zerklüftet habe. Wächter hob bei seinem Kauf diesen Umstand als ganz besonders nachtheilig für ihn hervor, obschon ich überzeugt bin, daß er diese verkleinerten Exemplare mit vollem Werth verkaufte. Hätten meine Verhältnisse es damals erlaubt, so würde ich die Sammlung angekauft haben. Später wurde Wächter von mir mit dem Werthe der von ihm erkauften Mineralien bekannt gemacht, und da er nachmals durch deren Verkauf, sowie durch Tausch derselben gegen Kunstsachen und Malereien sich ein schönes Vermögen erwarb, so glaube ich nicht ohne Grund die erste Veranlassung zu seinem nachherigen Wohlstande gegeben zu haben.

Der zweite meiner Examinatoren war der Hofrath Professor der Medicin, Anatomie und früher der Botanik Dr. Jakob Friedrich Isenflamm. Zu Wien den 21. Sept. 1724 geboren, hatte er sich das medicinische Doctorat dahier erworben. Seine Vocation erfolgte von jener Stadt aus im Jahr 1764. Als Director des anatomischen Theaters schrieb er unter andern ein wichtiges Werk über die Nerven. Er genoß als praktischer Arzt durch die ruhige Besprechung mit den Patienten um die Ursachen der Krankheiten zu erforschen ein ungemein großes Vertrauen von Seite des Publikums. Aber eben

so hoch war er auch als Gelehrter geschätzt, weßwegen er einen Ruf nach Göttingen erhielt, den er aber ausschlug. Allein da er sich in den letzten Zeiten mehr von den Naturwissenschaften entfernte, so kam ich mit ihm in keine nähere Berührung.

Isenflamm besaß einen schön gebauten Körper, dabei ein feuriges, blitzendes Auge und heitere Gesichtsbildung und bei großer Leutseligkeit ein sehr feines Betragen. Als Mann war er von der edelsten Denkart und Handlungsweise. In meinem Examen brachte er unter Anderen auch die kalkartigen Präparate zur Sprache. Er bemerkte mir, daß die weißen und rothen Korallen, die Perlenmuscheln und die Krebssteine bezüglich ihrer absorbirenden Eigenschaft wahrscheinlich einander sehr gleich wären, was auch ich bejahte. Nun stellte er die Frage an mich, ob ich mir wohl erlauben würde, statt der verschriebenen Conchae praeparatae, die eben auf dem Receptirtische stehenden Oculi cancri zu nehmen? Als ich ihm dieß verneinte, erwiederte er, daß allerdings hier ein Unterschied beobachtet werde, weil er einige Male gefunden habe, daß auf das Verabreichen von präparirten Krebssteinen eine Röthe auf der Haut oder ein sogenanntes Flugfeuer entstanden sey. Isenflamm hatte zwei Söhne, denen er selbst mit großer Liebe im Französischen und Lateinischen Unterricht gab. Der ältere Johann Christian Friedrich starb als Landphysicus zu Roth. Der jüngere Dr. Heinrich Friedrich, der sich ebenfalls der Zergliederungskunst gewidmet hatte, wurde Prosektor an dem hiesigen anatomischen Theater, und erhielt 1802 einen Ruf als Professor der Anatomie nach Dorpat, wodurch er sich den Titel eines kaiserlich-russischen Hofraths erwarb. Mit diesem stand ich in einem freundschaftlichen Verhältnisse. Nach seiner Rückkehr aus Rußland, wo seine Gesundheit sehr gelitten hatte, erhielt er hier die Stelle eines Stadtgerichts-Arztes. Er vollendete am 23. Mai 1828. Seine Leiche hatte er

durch Testament dem hiesigen anatomischen Theater vermacht. Was jedoch meinen Herrn Examinator anbelangt, so war er durch Krankheit veranlasst, sich im Winter 1792 — 93 von seinen Arbeiten zurückzuziehen und starb den 22. Februar 1793.

Von ganz anderer Art war der dritte meiner Herrn Examinatoren, Johann Christian Daniel von Schreber. Seit 1769 Professor an der medicinischen Facultät, betrachtete er sich als den Fürsten der Erlanger Naturforscher. Sein ganzes Wesen war gravitätisch, gemessen und aristokratisch. Nach dem Tode von Delius wurde er (am 23. Dezbr. 1791) zum Präsidenten der kaiserlichen Akademie der Naturforscher gewählt, eine Ehre, auf die er allerdings als ein Schüler des großen Linnäus, als umfassender Gelehrter und fruchtbarer gründlicher Schriftsteller Anspruch hatte. Die große Vielseitigkeit dieses Mannes machte ihn doppelt schätzbar für eine Universität, wo mehrere Doktrinen von einem und demselben Lehrer vorgetragen werden mußten. So diente er denn auch in zwei Fakultäten. In der medicinischen lehrte er Botanik, Physiologie, Diätetik und Materia alimentaria; in der philosophischen mehrere kameralistische Fächer, die Landwirthschaft, Technologie, Kameralwissenschaft und sogar Polizei. Auch besaß er sehr schöne Kenntnisse in der Astronomie, wie er denn namentlich die Untersuchungen Schröters mit großem Eifer verfolgte. Der griechischen und hebräischen Sprache war er mächtig und schrieb ein klassisches Latein. Dieser großen Gelehrsamkeit unerachtet war er kein anregender Lehrer. In seinen Vorträgen beschränkte er sich meistens darauf, irgend ein Compendium abzulesen und etwa durch Vorzeigung der treffenden Gegenstände oder durch wenige Worte aus dem Stegreife zu erläutern. Es schien immer, als sey er ängstlich bemüht, ja nichts zu sagen, wodurch er sich eine Blöße geben könnte, und am allerwenigsten gerieth er mit

seinen Zuhörern auf irgend ein Gebiet, wo er allgemeine Ansichten oder Grundsätze hätte aussprechen müssen. So blieben ihm seine akademischen Zuhörer immer in ehrerbietiger Entfernung. Nur die Erinnerung an seinen großen Lehrmeister Linnäus und an die Schule desselben in Upsala, welche er ebenfalls frequentirt hatte, machte ihn gesprächig. Er erzählte dann mancherlei interessante Anekdoten, vorzüglich auf seinen botanischen Excursionen, die er in früheren Jahren in ziemliche Weite um Erlangen auszudehnen pflegte. Schon im Jahre 1760 hatte er in jener nordischen Musenstadt den medicinischen Doktorgrad erlangt. Diese Zeit war der Glanzpunkt seines Lebens. Der abgemessene, ernste und schweigsame Mann ward heiter und beredt, wenn man auf sie zu sprechen kam. Bei einer solchen Gesinnung wäre ich wahrscheinlich als ein jüngerer Mann fortwährend in Ehrfurcht vor seinen großen Kenntnissen und aus Respekt vor seinem vornehmen Wesen ferne von ihm stehen geblieben. Aber wie ich schon früher angeführt habe, so übernahm nach Delius' Tod Schreber es, die chemischen Vorlesungen zu halten, und während der Tod sonst die Menschen trennt, so war er es, der mich in Schreber's unmittelbare Nähe brachte. Dieser Gelehrte, welcher schöne theoretische Kenntnisse in der Chemie besaß, und sich immer der besten Werke der chemischen Literatur bediente, hatte sich mit dem operativen Theil dieser Wissenschaft nie abgegeben. Vor den Mineralsäuren scheute er sich, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß er nie einen Schmelztiegel oder eine Retorte in die Hand genommen hatte. Unter solchen Verhältnissen begannen die chemischen Vorlesungen und meine praktischen Dienstleistungen dabei. Da mein Schwiegervater, außer mir noch von einem Gehülfen und zwei Lehrlingen unterstützt wurde, so konnte ich ohne Nachtheil für das Geschäft meine übernommenen Verbindlichkeiten erfüllen.

Schrebers Vorträge waren übrigens mit unter sehr lehrreich. Aber leider giengen die Vorbereitungen zu den Experimenten nicht immer gleichen Schritt mit den Vorlesungen, weil seine übergroße Aengstlichkeit und Unentschlossenheit ihn verhinderten, eine bestimmte Anordnung für diese Experimente zu treffen. „Heute müssen wir Seife sieden", rief er mir zu, als ich einstens ins Haus trat. Vergeblich bemerkte ich ihm, daß hiezu keine Vorbereitung getroffen sey, und daß ich mich zur Bereitung wegen der Kürze der Zeit der vorhandenen Auflösung des kaustischen Kali bedienen müsse. Aber es mußte Asche gesiebt und ungelöschter Kalk herbeigeschafft werden. Ehe dieses Alles zu Stande kam, war aber auch die Stunde abgelaufen. So gieng es öfter, und seine Zuhörer, meine Zuseher, hatten gar oft Gelegenheit, sich den Allotrien in der Nähe des Laboratoriums zuzuwenden, wenn der Lehrer wartete und das Experiment auf sich warten ließ. Da gewährten denn zwei Waschbären, welche, von Hofrath Schöpf aus Amerika mitgebracht, im Hofe hinter einem Gitterwerk verwahrt wurden, gar anmuthige Zerstreuung. Die Studenten trugen jenesmal selbst beim Besuch der Collegien größtentheils Stöcke, s. g. Ziegenhainer. Steckte nun ein Bär die Tatzen durch das Gitter, so klopften ihn die Herrn Akademiker in der größten Schnelligkeit darauf. Die Bären nahmen dieß übel, erhoben ein gewaltiges Gebrumm, bis Herr Hofrath Schreber in größter Eile herbeikam und sich alle Zudringlichkeiten gegen die „armen Thierchen" verbat.

Obschon ich mit dem Herrn Präsidenten die Verabredung getroffen hatte, mir von acht zu acht Tagen anzugeben, welche Versuche vorkommen, und welche Präparate gemacht werden sollten, so erreichte ich meinen Zweck doch nicht; aber das erzielte ich, daß ich in den alleinigen Besitz des Laboratoriums gesetzt wurde, und er brauchte mich daselbst nur selten zu besuchen, was ihm wohl auch angenehm war; denn Feuer und

Kohlen waren seine Liebhabereien nicht, und seine lange, hagere Statur paßte unter den niederen Schlotmantel, an dem er sich oft stieß. Unsere Experimente suchten sich dem damaligen Stande der Wissenschaft möglichst zu accommodiren, und wir brachten die Fundamentalerscheinungen der neuen Lehren von Priestley, Scheele und Lavoisier in dem jährigen Cursus glücklich zur Ansicht der lernbegierigen Zuhörer. Auch praktische Experimente fehlten nicht, die aber freilich nicht immer günstig ausfielen, wenn sie von einseitiger Theorie dictirt waren. So sollte ich einmal aus dem getrockneten Farrenkraut Pteris aquilina Glas machen. Die Asche wurde im Schmelztiegel unter dem stärksten Feuer eines großen Windofens behandelt. Sie buck hier zwar etwas zusammen, aber ein Glas lieferte sie nicht, und Neri's Glasmacherkunst erfuhr hier keine Erweiterung. Mit der Lebensluft, von deren Einfluß auf das animalische Leben man sich damals in der Medizin Wunder versprach, sollte ich einmal einen Siebenschläfer curiren. Allein unglücklicherweise hatte ich darin doch nicht die wahre Panacee für das „arme Thierchen" hergestellt, welches eben den Weg alles Fleisches gieng.

Schreber's Liebe für die Thiere, welche er pflegte, war außerordentlich groß. Ich hatte ihm aus Regensburg ein Eichhörnchen von seltener aschgrauer Farbe mitgebracht, das ungemein zahm war, aber bei hohem Alter an Urinverhaltung litt. Dieß wurde nun mit Liquor Kali acetici behandelt. Neben seinem Studirzimmer lief ein munteres amerikanisches Eichhörnchen umher, welches endlich auf den Einfall kam, sich die einsamen Stunden auf der glatten Oberfläche eines schönen Schrankes durch Nageübungen zu vertreiben. Das Möbel hatte bereits seine Politur und Kanten verloren, als ich zur Hülfe gerufen wurde, dem haarigen Einsiedler seine Unart zu vertreiben. Ich schlug vor, den Schrank mit einer

gesättigten Auflösung von Aloë zu bestreichen, in der Hoffnung, daß das Thier die Bitterkeit meiden werde. Allein es schien, daß ihm nun, statt des Nagens, das Lecken gefiel. Eines Morgens ward ich mit Aengstlichkeit erwartet und zu dem lieben Thierchen geführt; es hatte eine heftige Diarrhoe. Ich verordnete innerlich Mandelmilch, er ein Enema mucilaginosum. Der Herr Hofrath von Schreber und sein chemischer Gehülfe Martius klystirten nun miteinander das arme Thierchen. Wenn ihn einer dieser Pfleglinge in den Finger biß, so sagte er: „Er ist mit dem Zahn hängen geblieben."

So hatte ich denn die Ehre, mit diesem berühmten Naturforscher, der sonst so unzugänglich war und nur mit wenigen seiner Collegen verkehrte, in ein näheres Verhältniß zu treten. Sein Hauswesen war äußerst reinlich, einfach, geschmackvoll, stille und einsam. Seine Gemahlin, eine geborne von Schönfeld aus Sachsen, war eine schöne, feingebildete, äußerst sanfte und liebenswürdige Dame. Kinder hatte er nicht. Er bewohnte ein Zimmer im zweiten Stock des Hauses, welches Niemand als seine Gemahlin betreten durfte. Hier herrschte holländische Reinlichkeit und pedantische Ordnung. Alles hatte seinen bestimmten Platz. Sein Schreibtisch war so nett gehalten wie der Arbeitstisch einer vornehmen Dame. Ich meine diese Eigenschaften sogar in seiner schönen gleichmäßigen scharfen Schrift wieder zu finden, in der jeder volle Buchstabe steif neben dem andern steht. An sein Studirzimmer stieß die reiche, wohlgeordnete Bibliothek. Im ersten Stocke war ein Zimmer mit seinem Herbarium, ein anderes mit seiner Naturaliensammlung angefüllt. Nur wenige Sterbliche sind so glücklich gewesen, in diese heiligen Räume zu treten. Er bewachte sie mit einer nicht zu schildernden Aengstlichkeit.

Seine großen Verbindungen in Ost- und Westindien und nicht unbeträchtliche Geldmittel, die er hineinwandte, gaben

diesen Sammlungen hohen Werth, wie sie denn auch nach seinem Tode von der königlich bayerischen Regierung für die Akademie der Wissenschaften um 12,786 Gulden erworben wurden. Durch Gemüthsart und frühere Lebensereignisse kam Schreber in Verbindung mit den Herrnhutern, und Manche wollten behaupten, daß er selbst zu dieser Secte gehört habe. Demnach erhielt er vorzüglich viele Beiträge aus dem südlichen Rußland, aus den dänischen Inseln in Westindien, aus Tranquebar, Labrador und Grönland. Nach dem Tode des Hofrath Schöpf, seines Schülers und Freundes, brachte er die Sammlungen an sich, welche dieser in Nordamerika als Arzt der baireuthischen Truppen im englischen Solde gemacht, und später mit dem Nachlasse des berühmten Schmidel bereichert hatte. Um sich Materialien zu seiner Naturgeschichte der Säugethiere zu verschaffen, sparte er weder Mühe noch Kosten. Er begann dieses Werk im Jahre 1775, und durch seine vielfachen Verbindungen kam er in den Besitz eines für die damalige Zeit sehr reichen Materials. Da er jedoch nicht vermochte, mit derselben Schnelligkeit die Beschreibungen zu den von ihm publizirten Abbildungen zu liefern, so gerieth er dadurch theils mit dem Verleger, theils mit dem Publikum in manche, mitunter sehr unangenehme Conflicte. Dieses Werk war seiner Zeit eines der ersten. Mein verehrter Freund Goldfuß in Bonn übernahm später eine Zeitlang die Bearbeitung. Durch einen besonderen Zufall gelangte das Verlagsrecht in die Hände meines jüngeren Sohnes Theodor und seines intimen Freundes, des Herrn Kaufmanns Pauli. Herr Professor Dr. Andreas Wagner in München, führte das Werk zu Ende und den genannten Beiden kommt wenigstens das Verdienst zu, nach ein und siebzig Jahren das vollendet zu haben, was Schreber in der damaligen Walther'schen Verlagsbuchhandlung begonnen hatte. Bekanntlich hat Schreber seine Verehrung des Linnäus namentlich

durch eine Ausgabe der Amoenitates academicae, Erlangae 1785, 10 Vol. in 8, bethätiget. Bei dem einsamen Leben und einer rastlosen Thätigkeit, ohne allen gesellschaftlichen Verkehr, konnte Schreber nicht bloß so viel für seine eigenen Schriften arbeiten, sondern auch noch die Herausgabe von andern, wie z. B. der westindischen Flora seines Freundes Olav Swartz in Stockholm besorgen.

In Upsala schloß er auch Freundschaft mit dem jüngeren Burmann, welcher ebenso wie Sir Joseph Banks, Sir Edward Smith, Solander in England, Pallas und Georgi in Rußland, später zu seinen Correspondenten gehörte. Die wenigen seiner Schüler, welche er eines höheren Vertrauens würdigte, erfuhren von ihm jede mögliche Hülfe und Beförderung, wie z. B. Schweigger, später Professor in Königsberg, welcher unter seiner Anleitung die Flora von Erlangen bearbeitete. Leider konnte mein älterer Sohn nur kurze Zeit von ihm profitiren; aber er war ihm gewogen, und schickte ihn manchmal botanisiren, um Pflanzen zu suchen, die er in Sturms Flora beschreiben wollte. Bei so großen Vorzügen ist auch seine Mildthätigkeit gegen Arme rühmlich zu erwähnen, und wenn an seinem Charakter ein Flecken war, so ist es etwa nur ein litterarischer Eigennutz, der ihn verleitete, gegen fremdes Verdienst in seiner Nähe zu eifersüchteln, wie dieß unter Andern mein lieber Freund Esper zu empfinden hatte. Auch konnte er sich schwer entschließen, Naturalien, welche ihm zur Einsicht mitgetheilt waren, wieder zurückzugeben. Ich selbst war einmal in der unangenehmen Nothwendigkeit, in einer solchen Angelegenheit den Anwalt meines litterarischen Freundes, des Hofapothekers Meyer in Stettin, zu machen. Nur auf die Androhung gerichtlicher Klage erhielt derselbe die geliehenen surinam'schen Herbarien zurück. Schreber legte auch den botanischen Garten vor dem Nürnberger Thore an, und bereicherte ihn

durch viele Zusendungen, welche seine fleißige Correspondenz herbeiführte. Jedoch hatte sein botanischer Gärtner Rümmelein beständig über des Herrn Präsidenten Seltsamkeiten und Eigensinn zu klagen, und in spätern Jahren suchte er sich von dieser lästigen Aufsicht frei zu machen, und manche schöne Pflanze wurde hinter dem Rücken des Vorstandes für die Studenten abgeschnitten, welche nicht mit Verwunderung über die schöne Blume, sondern mit klingender Münze bezahlten. Als Professor der Naturgeschichte hatte er auch das Naturalien-Cabinet unter seiner Direction. Dasselbe war in den Localitäten über dem damaligen anatomischen Theater aufgestellt, und in ihm hielt Schreber seine naturhistorischen Vorlesungen. Der Zutritt in die Sammlung war Niemand gestattet, und nur wenn ausgezeichnete auswärtige Gelehrte hieher kamen, so konnten sie hoffen in dieses Heiligthum eingeführt zu werden. Um jedoch die Sammlung für die Vorlesungen nutzbar zu machen, so hatte Schreber den Stößer meiner Apotheke gewonnen, um vor der Stunde (er las um elf Uhr) die abzuhandelnden Gegenstände herunter zu tragen, da, bei der Unbeholfenheit des Herrn Präsidenten, durch ihn beim Hin- und Hertragen manches Glas zerbrochen worden war. Nach vollendeter Vorlesung mußten die Naturalien wieder hinauf gebracht werden. Auch bei dieser Gelegenheit bewachte der Herr Präsident den Eingang der Sammlung ängstlich. Einst wollte einer meiner Gehülfen Gaupp aus Kaufbeuern, den ich später in der Ars amandi unterrichten mußte, damit er Eigenthümer der Stern-Apotheke in Nürnberg werden konnte, von Neugierde oder Wißbegierde getrieben, doch sein Glück versuchen. Er benützte den Moment, wo die abgehandelten Gegenstände in die Sammlung zurückgebracht werden sollten. Bescheiden, mit auf den Rücken gelegten Händen, stand Gaupp an der Saalthüre und bewunderte die in mannigfaltiger Weise

aufgestellten Naturseltenheiten. Plötzlich trat der Herr Präsident an ihn hin, sagte „es ist zwölf Uhr, die Suppe möchte kalt werden," und warf die Thüre ins Schloß. Mißmuthig eilte Gaupp nach Hause, erzählte beim Essen den ganzen Vorfall und meinte, der Herr Präsident von Schreber sey doch kein feiner Mann.

Schreber genoß in der ganzen Stadt und Umgegend ein außerordentliches Ansehen, und wenn er, was selten geschah, auf der Straße erschien, so blieben die Leute stehen und grüßten ihn mit großer Devotion. Er dankte mit fürstlicher Gravität. Am 2. November 1810 gieng er, in seinem langen scharlachrothen Mantel mit weißem Fuchs verbrämt, zum letzten Male an meinem Hause vorüber. Bald darauf befiel ihn ein Brustkatarrh, in Folge dessen er am 10. December sanft und christlich verschied.

Am 13. Februar 1792 war es, daß ich mit meiner geliebten Braut unter den Segenswünschen der versammelten Familienglieder mich verband. Herr Geheimerath Klüber wohnte als Zeuge dieser Feierlichkeit bei und mein verehrter Freund Herr Professor Schweigger sprach den Segen der Kirche über uns aus. Durch die Verbindung mit meiner trauten Regina hatte ich meine Wanderschaft zu einem ruhigen Ende gebracht, und übergab mich im kindlichen Vertrauen auf die Führungen der Vorsehung der Zukunft, mit einem Herzen voll guter Hoffnungen. Diese Ehe ward alsbald mit Kindern gesegnet, indem mich meine liebe Frau am 10. Oktober 1792 mit Zwillingen beschenkte. Da sie jedoch zwei Monate zu früh zur Welt kamen, so wurden sie uns nach einem halben Jahre wieder entrissen. Am 17. April 1794 wurde mein noch lebender ältester Sohn Karl Friedrich Philipp, und am 1. July 1796, an demselben Tage, wo ich das Geschäft von meinem Schwiegervater übernahm, mein zweiter lebender Sohn Theodor Wilhelm

Christian geboren. Ihm folgte am 14. Januar 1800 eine Tochter, Wilhelmine Christiana Augusta. Zwei später, 1802 und 1811, geborne Söhne verlor ich leider in ihrem zarten Kindesalter.

Jetzt möchte es am Platze seyn, etwas Genaueres über meinen neuen Aufenthaltsort zu sagen. Die Fürstenthümer Ansbach und Baireuth befanden sich damals bereits unter der Leitung eines der ausgezeichnetsten deutschen Staatsmänner, des Reichsfreiherrn, nachmaligen Fürsten von Hardenberg, welcher als königlich preußischer Staats- und Finanzminister abgeordnet war, die Landesregierung zu dirigiren, nachdem Markgraf Alexander das Land bereits verlassen und mit der geistreichen Lady Craven seinen Aufenthalt in England genommen hatte. Die Regierung des Markgrafen war wohlwollend gewesen, und das Land, besonders das Fürstenthum Ansbach, blühte sichtlich; doch erwartete es von der Einverleibung in die königlich preußischen Staaten, wovon bereits vielfach gesprochen wurde, gar manche Verbesserungen. Die preußische Administration, nach den Grundsätzen des großen Friedrich geordnet, galt im deutschen Reich als musterhaft, und die allgemeine Stimme war der Vereinbarung mit einem größeren Königreiche nicht abhold. Freiherr von Hardenberg, war ohne Zweifel ganz der rechte Mann, um solche Erwartungen zu steigern und den Unterthanen, welche nach ächt deutscher Weise ihrem Landesfürsten in aller Loyalität anhiengen, den Uebergang unter die Herrschaft einer verwandten Königskrone annehmlich zu machen. Der Reichsfreiherr war ein schöner Mann, von freundlich vornehmem Benehmen. Er erweckte Zutrauen durch seine Milde und sein feines Wesen, und Hoffnungen durch manche Verheißungen von künftigen Verbesserungen und Gunstbezeigungen. Die Staatsdiener, und zumal solche, welche in sich Kraft und Fähigkeit verspürten, in

einem größeren Staate eine glänzendere Carrière zu machen als in den kleinen Fürstenthümern, waren zunächst vergnügt über solche Aussichten. Gleiches galt von dem Militär. In der großen Volksmasse hörte man allerdings nicht selten mißliebige Stimmen über die Vereinigung mit einem größeren Reiche. Manchen aber hatte das Verhältniß des Markgrafen zu der Lady Craven Anstoß gegeben, und ihre Loyalität war wankend geworden. Das Leben der deutschen Fürsten war zwar nicht immer frei von solchen Abweichungen, und das Volk sah ihnen nicht gleichgültig zu; doch kann man wohl behaupten, daß auch in dieser Zeit das herzlichste und vertrauensvollste Verhältniß zwischen den deutschen Fürsten und ihren Völkern obgewaltet hat. Die schweren Prüfungen des Revolutions- und der napoleonischen Kriege haben diese deutsche Loyalität ins schönste Licht gestellt. Als demnach die Fürstenthümer vermöge der vom Markgrafen Alexander in Bordeaux ausgestellten Cession förmlich an die Krone Preußen übergiengen, und am 30. Januar 1792 durch den Minister von Hardenberg die Huldigung des Landes entgegengenommen wurde, ergab sich das Volk in diesen Wechsel, als wäre es auf rechtlichem Wege vererbt worden, und dem neuen Landesherrn kam noch insbesondere zu Statten, daß der abgetretene keinen leiblichen Erben hatte.

Die Universität hatte in dem früheren markgräflichen Minister von Gemmingen einen sehr wohlwollenden Beschützer während zwanzig Jahren gehabt, und manche gute Einrichtungen waren bereits durch ihn getroffen worden. Auch der damalige Minister und Geheimerath von der Kettenburg, als beständiger Curator der Universität, ließ es an patriotischer Fürsorge nicht fehlen. Bald aber nahm Freiherr von Hardenberg die Interessen der Universität in besondern Schutz, indem er namentlich einige ausgezeichnete Lehrer berief.

geb. 1764 in Hannover

Der erste von diesen war Friedrich Hildebrandt, welcher im Jahr 1793 an die Stelle des verstorbenen Delius von dem Carolinum zu Braunschweig auf den Lehrstuhl der Chemie berufen wurde. Meine große Liebe und Verehrung zu diesem vortrefflichen Manne verlangt, daß ich von ihm gleich im Beginne meiner Schilderung der Erlanger Zustände spreche. Die große imposante Gestalt, das blasse Antlitz und seine Ernsthaftigkeit mahnten an einen Magus des Morgenlandes. Hildebrandt widersprach sich nie, und nie gieng ein unwahres Wort aus seinem Munde. Nur selten sah man ihn lachen, und sein Lächeln war das eines Weisen. Wahrheit und Recht giengen ihm über Alles, und nur im Eifer dafür verlor er manchmal seine gravitätische Ruhe, indem er auf strenge Pflichterfüllung mit größtem Feuer drang. Man konnte keinen gewissenhafteren Beamten und keinen edleren Menschenfreund finden. Oft kam sein weiches Herz mit seiner Berufstreue in Streit. So wollte er namentlich nur seinem Lehrberufe leben, und keine ärztliche Praxis ausüben; sobald man aber seine Humanität anrief, ergab er sich, und opferte viele Stunden am Krankenbette. Um jedoch deßhalb sich nichts vorwerfen zu dürfen, brachte er, was der emsigen Vorbereitung für seine Collegien entgangen war, bei der Studirlampe wieder ein. Wenn er sich aber in einzelnen Fällen diesen Dienstleistungen einmal hingab, so hielt er sich auch, ohne Ansehen der Person nicht nur als Arzt verpflichtet, sondern auch als Freimaurer nach den Regeln dieses Ordens verbunden, der Menschheit in der Noth beizustehen. Hildebrandt war dem Freimaurerorden mit großer Liebe zugethan, und in der Loge Libanon zu den drei Cedern in Erlangen vertrat er als Meister vom Stuhl die gute Sache des Ordens auf eine ruhmwürdige Weise. Er lehrte nicht bloß Chemie und Physik, sondern auch Meteorologie, Physiologie und einzelne Theile der

Medizin, wie Diätetik und allgemeine Grundsätze der Pathologie und Therapie. In Allem war er höchst gründlich, und dabei so populär, daß seine Vorträge auch von den minder Gebildeten mit Vortheil gehört werden konnten. Allerdings aber gehörte große Aufmerksamkeit dazu, um dem ernsten Vortrage zu folgen, bei dem er sich nur äußerst selten einen kleinen Scherz erlaubte. Die Vorlesungen wurden mit unverbrüchlichem Fleiß gehalten, so daß in vielen Semestern keine einzige Stunde ausfiel. Seine Zuhörer liebte er väterlich, und gab ihnen auch in moralischer Beziehung bei obwaltender Gelegenheit gute Lehren. In dem praktischen Theile der Chemie schien es ihm in den ersten Jahren noch an Uebung zu fehlen, aber späterhin waren auch seine Experimente sehr glücklich. Zu diesem Manne zog mich mein Herz, und bis an das Ende seines Lebens hat er mich seines Vertrauens und seiner Freundschaft gewürdiget. Ich konnte nicht ahnen, daß ich noch in so hohem Lebensalter eine Blume auf sein Grab legen würde. Sein Andenken möge gesegnet seyn!

Als ich in seinen ersten Vorlesungen über Chemie hospitirte, kam ich neben einen Fremden zu sitzen, welcher bedeutende Kenntnisse in der Chemie beurkundete. Es war ein junger, blonder, blauäugiger Herr, von großer Lebhaftigkeit und feinem Benehmen. Nach der Stunde lernte ich ihn als Alexander von Humboldt kennen, der später Zierde und Stolz der deutschen Nation geworden ist. Er war 1792 von der königlich preußischen Regierung als Oberbergmeister angestellt worden, um den Bergbau im Fichtelgebirge, vorzüglich aber jenen der Fürstenzeche und anderer im Bergrevier von Goldkronach zu untersuchen, welche in früherer Zeit durch ihre reichliche Goldausbeute berühmt geworden waren. Die Stufen aus dem Goldkronacher Bergrevier haben ein schönes Ansehen, welches sie den ungarischen Gold- und Silberstufen ähnlich macht.

Ihre edlen Metalle sind mit Schwefel und Arsenik vererzt, und als glänzende Körner in Quarz eingesprengt. Herr von Humboldt hatte vor, ein Pochwerk zu errichten und die Born'sche Amalgamation einzuführen. Doch standen dieser Hüttenarbeit große Schwierigkeiten im Wege. Er entwarf auch den Plan, einen Theil der Gruben bei Steben, welcher ersoffen war, durch einen großen Stollen (den „Friedrich-Wilhelms-Stollen") zugänglich zu machen. Die königlich bayerische Regierung hat diesen Plan wieder aufgegriffen, und führt die colossale Unternehmung ihrem Ende entgegen.

Auf einer mineralogischen Reise, welche ich bald nach unserer ersten Bekanntschaft vornahm, besuchte ich jenen vortrefflichen Naturforscher in Baireuth, und noch habe ich nicht vergessen, mit welcher Freundlichkeit er mich über mehrere geologische Verhältnisse im Fichtelgebirge, namentlich über das Vorkommen des Grünsteins in seiner überaus schnellen und lebhaften Ansprache belehrte. Damals bekannte er sich zu der Theorie seines berühmten Meisters Werner in Freiberg, welche freilich nach den großen Erfahrungen, die er später in dreien Welttheilen gesammelt hat, nicht immer genügen konnte.

Wenn ich von meinem verehrten Hildebrandt sehr viel in der Chemie lernen konnte, so hatte ich einen andern freundschaftlichen Rathgeber und Gehülfen für meine mineralogischen Studien in der Person des Professors Eugenius Johann Christoph Esper, geboren den 2. Junius 1742, welcher im Jahr 1782 als außerordentlicher Professor in die philosophische Facultät eintrat, und 1799 ordentlicher wurde. Eine Sanftmuth und Herzensgüte, wie sie bei Männern nur selten vorkommt, eine immer heitere, auf Gott vertrauende Stimmung, eine rührende Frömmigkeit zeichneten diesen Mann aus, bei dem ohne Zweifel das Gemüth am mächtigsten wirkte. Mit diesem freundlichen Manne war ich dadurch bekannt geworden,

daß ich ihm einige Stücke des schönen buntfarbigen Fluß-spathes überbrachte, welchen ich auf der Halde eines einge-gangenen Bergwerkes, bei dem Dorfe Bach, vier Stunden von Regensburg, gesammelt hatte. Mit wahrhaft kindlicher Freude nahm der Professor dieses kleine Geschenk auf, und das Entzücken, was er über ein einzelnes Naturproduct äußerte, machte mich zu seinem Freunde; denn ich dachte mir, so freuen sich nur die guten Menschen. Bei näherer Bekanntschaft er-fuhr ich denn auch, daß die beständige Freude, welche Esper im Anblicke der Natur und im Besitze von Naturmerkwürdig-keiten empfand, seine eigentliche Lebensnahrung sey. Dieser Stimmung brachte er sein ganzes Leben zum Opfer; er theilte seinen kärglichen Gehalt mit seinen Sammlungen, welche nach und nach, besonders aus dem Thier- und Steinreiche, so sehr anwuchsen, daß sie zu einer Merkwürdigkeit der Stadt wurden. Noch bei seinen Lebzeiten wurden sie, gegen eine verhältnißmäßig geringe Summe, mit der akademischen Naturaliensammlung verei-nigt. Nicht ohne schwere Opfer brachte sie der fleißige, sanfte Naturforscher zusammen, und öfter als einmal waren die Ein-läufe aus Surinam, Ostindien, England und Sardinien die Ursache großer Sorge für den ängstlichen Mann; denn die Porti sollten sogleich berichtigt werden. Der eifrige Sammler versagte sich dann lieber wochenlang jeden leiblichen Genuß, um nur den Fuhrmann zu befriedigen und seinem Correspon-denten ein Gegengeschenk zu machen. Besonders reich waren die Sammlungen von Schmetterlingen, die er aus Surinam erhielt, und sie gaben ihm die erste Veranlassung zu der Heraus-gabe des bekannten, illuminirten Kupferwerkes, wozu er die Originalien selbst malte. In diesen Darstellungen von Natur-gegenständen gieng er mit der ihm eigenen Aengstlichkeit zu Werke, und seine Abbildungen haben daher das Verdienst großer Naturtreue; aber freilich mögen manchmal die Origi-

nale nicht diejenige Vollständigkeit besessen haben, welche die Wissenschaft erheischt hätte. Diesen Vorwurf macht man vorzüglich seinen Abbildungen von Zoophyten, und noch mehr jenen von Tangen, welch letztere er namentlich aus den Händen eines bekannten englischen Algologen, des Herrn Dawson Turner in Yarmouth, erhielt. Der letztere Correspondent meines Freundes beklagte sich öfter in seinen Schriften darüber, daß Esper ungenügende Muster, die er ihm geschickt, abgebildet habe. Ich kann nicht beurtheilen, inwieweit die Abbildungen meines Freundes den Ansprüchen der Wissenschaft entsprochen haben; wohl aber weiß ich, daß die Beschäftigung mit diesen, auch den kleinsten Naturproducten vor Allem die Quelle seiner Gemüthsruhe und Heiterkeit gewesen ist. In der Natur und ihren Einrichtungen nicht bloß die höchste Weisheit, sondern auch die höchste Liebe des Schöpfers zu erkennen, darauf kam es ihm ganz vorzüglich an; denn er war ein durchaus christlich frommer Mann.

Viele Jahre hindurch brachte ich alle Sonntage Morgens bei ihm einige Stunden zu. Ich traf ihn auf dem Sofa, das griechische Neue Testament in der Hand, welches er jeden Morgen regelmäßig las. Nachdem wir eine Tasse Thee zusammen getrunken und die Pfeifen angesteckt hatten, referirte ein Jeder über Alles, was er in der vergangenen Woche Wissenschaftliches gelesen und gearbeitet hatte. Unsere Gespräche hatten nichts mit den Neuigkeiten der Stadt oder der Politik zu thun; vielmehr waren solche Allotria geradezu verpönt. Esper hatte eine so kindliche Gemüthsart, daß er gerne vermied, irgend ein Urtheil über Menschen und Dinge auszusprechen, welche in seiner Nähe standen. Um so fleißiger verkehrte er in die Ferne, und ich half ihm manchmal die Briefe dechiffriren, die er aus allen Weltgegenden empfieng. Mich selbst begeisterte er aber so, daß ich ebenfalls anfing, eine Mine-

raliensammlung durch brieflichen Verkehr zu schaffen und mein Herbarium zu vermehren. Er setzte mich in Verbindung mit dem kaiserlichen Gubernialrath v. Senger in Insbruck und mit den Mineralienhändlern Metzler und Gebhardt, durch welche ich zahlreiche und interessante süddeutsche Fossilien erhielt, die den Stoff zu mehrfachem Tauschverkehr abgaben. Auch mit den bekannten Missionaren in der dänischen Colonie zu Tranquebar, John und Rottler, kam ich auf diese Weise in Correspondenz. Von ihnen erhielt ich kostbare Herbarien aus Ostindien. Meine Gegensendungen bestanden in Büchern und eingemachten Preiselbeeren, welche dort als ein angenehmer Leckerbissen aufgenommen wurden.

Nachdem meine beiden Söhne, Karl und Theodor, soweit herangewachsen waren, daß ich sie gebrauchen konnte, meinem Freund Dieses oder Jenes zuzutragen, wurde ihnen die Theilnahme am Sonntagsbesuche nach einer fleißigen Woche als Belohnung zu Theil. Mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit zeigte und erklärte Esper den Kindern seine Sammlungen, und erweckte so in ihnen die Neigung zur Naturwissenschaft. Noch mehr geschah dieß bei meinem älteren Sohne dadurch, daß er ihm die Erlaubniß gab, den Excursionen beizuwohnen, welche er während des Sommers alle Sonnabende Nachmittags mit seinen Zuhörern in die Umgegend von Erlangen anzustellen pflegte, und wobei vorzüglich auf Insecten Jagd gemacht wurde. Diese kleinen und bunten Wunderwerke der Schöpfung beobachtete Esper in ihrer Entwicklungsgeschichte mit einer ganz seltenen und liebenswürdigen Freude. Einige Canarienvögel, ein Gimpel und einige Lerchen bildeten den gesprächigen, die Raupen, Puppen, Schmetterlinge, und Spinnen den stummen Theil seiner kleinen und harmlosen Familie. Alle Fensterstöcke seiner Wohnung waren in die Nester und Geburtsstätten solcher Lieblinge umgeschaffen worden;

Goldfischchen spielten in einem großen Glase am Fenster; eine Colonie von Laubfröschen theilte sich mit dem Barometer in die Wetterprophezeihungen; Salamander, weiße Mäuse und Siebenschläfer aus der Gegend von Muggendorf wurden in verschiedenen Schachteln gepflegt. So trug Alles in der Wohnung meines lieben Freundes das Gepräge einer stillen und selbstzufriedenen Naturbetrachtung. Nur die Trübsal collegialischer Eifersucht störte manchmal das heitere und fromme Gemüth des wissenschaftlichen Anachoreten. Seine Aengstlichkeit und Unbehülflichkeit im äußeren Leben, welche durch ein schweres Gehör vermehrt wurde, mochte manchmal Angriffe, wie Esper sie zu erleiden hatte, veranlassen; denn es schien weder schwer noch gefährlich, einem solchen Manne zu nahe zu treten. Er starb 1810 den 27. Juli, und ich erfüllte die Pflicht der Dankbarkeit, meinem geschiedenen Freund in einer Sitzung der hiesigen physikalisch-medizinischen Gesellschaft den 1. September eine Gedächtnißrede zu halten. Siehe den allgemeinen Kameral-Korrespondenten 1811. Nr. 63.

Auch der Herr Geheimehofrath von Wendt war eine Zierde der Universität, der er seit 1778 angehörte. Mein Stand brachte mich in mannichfaltige Berührung mit ihm. Eine schöne, stattliche Gestalt und eine edle Gesichtsbildung nahmen schon im ersten Augenblick für ihn ein. Er war früher viel mit vornehmen Personen umgegangen, und wußte sich daher mit Hohen und Höchsten gar gut zu benehmen. Auch in seiner Tracht war er ein vornehmer Mann. Er ging stets im Hofrocke und in seidenen Strümpfen umher, und zu Hause, eh' er seine Toilette gemacht, in einem seidenen Schlafrock. Aber dieses vornehmen Wesens ungeachtet, verschmähte er nicht in die schmutzigen Wohnorte des menschlichen Elends hinabzusteigen, und Trost, Rath und Hülfe dahin zu bringen. Seine Menschenliebe kannte keine Grenzen; Leiden zu mildern war

sein Bedürfniß, und da er ein äußerst glücklicher, angenehmer Arzt war, so verbreitete sich sein Ruf alsbald durch die ganze Umgegend. Seiner Fürsprache gelang es, Mittel zu der ambulanten Klinik herbeizuschaffen, welche er hier einrichtete und bis an sein Lebensende (1810) dirigirte. Die Honorarien, die er von den Studierenden im Klinikum während einer langen Reihe von Jahren einnahm, wurden mit der größten Generosität für die Arzneien und andere Bedürfnisse der armen Stadtkranken verwendet. Die Beiträge der Wohlthäter, der Innungen und des Magistrats wurden alljährig in einer offenen Rechnung dem Publikum bekannt gemacht. In seiner Wohnung hielt er täglich zwei Stunden lang mit seinen Zuhörern Consultationen über die aus der Stadt und Nachbarschaft herbeiströmenden Kranken. Die Schüler konnten von ihm nicht blos viele praktische Erfahrungen, sondern auch Menschenkenntniß gewinnen; denn er war ein feiner Kenner und Beobachter des menschlichen Herzens. Darauf fuhr er in seinem Désobligeant, der mit zwei schönen Holsteinern bespannt war, zum Krankenbesuch aus, wo er, wie gesagt, auch vor den elendesten Wohnungen ausstieg. Bis ins späteste Alter blieb er sich in diesem menschenfreundlichen Tagewerk gleich, und wo immer ein gefährlicher Kranker lag, da ließ er's sich nicht nehmen, die Behandlung der Assistenten zu überwachen. Oefter als einmal heilte er schon durch sein Erscheinen, indem er die hoffnungslose Armuth aufrichtete. Seinen dringenden Vorstellungen beim Minister von Hardenberg war es auch gelungen, die Errichtung eines Universitäts-Krankenhauses durchzusetzen. Das Gebäude ward in den letzten Jahren der preußischen Herrschaft im Schloßgarten unter Dach gebracht, aber erst unter der königlich bayerischen Regierung ganz ausgebaut, dotirt und bezogen. Der erste Gebrauch, welcher von diesem Gebäude gemacht wurde, war, daß es in aller Eile eingerichtet ein

russisches Feldspital aufnahm. Wendts feines Benehmen machte ihn auch zu dem geeigneten Mann, um während der französischen Occupation die Interessen der Universität zu vertreten. So wurde er einmal mit dem thätigen und gewandten Herrn Hofrath Mehmel committirt, um über den Schutz der Universität mit dem in der Stadt commandirenden französischen Obersten Ruittny zu verhandeln. Die Transaction hatte Wirkung, und möglichste Schonung trat ein.

In seinen älteren Jahren ward er sehr empfindlich gegen die Kälte, und verwahrte sich dagegen auf ganz besondere Art. Er hatte nämlich in seinem Zimmer ein Gerüste mit Staffeln errichtet, worauf er sich mit seinem Studiertisch immer höher gegen den Plafond hin, in wärmere Luftschichten, retirirte, je kälter es ihm wurde. Sein elegantes und vornehmes Benehmen spiegelte sich gewissermassen auch in seiner schönen, scharfen und gerundeten Handschrift. Er war nicht blos der glückliche Arzt, besonders beim schönen Geschlecht, sondern auch ein eleganter Lateiner. Neben dem neuen Testamente lagen immer Horaz, Virgil oder Ovid auf seinem Nachttische, und die jungen Mediziner wurden eindringlich ermahnt, diese Classiker fleißig zu lesen. Wenn Einer von ihnen seine Krankengeschichten in schönem Latein ablas, so erheiterte sich das Gesicht des alten Herrn und der Candidat ward, als Belohnung, aufgefordert, ihn an die Chaise zu begleiten und über den niedrigen Wagentritt hineinzuhelfen.

Geheimehofrath von Wendt war Medicus des benachbarten Benedictinerklosters zu Weißenohe bei Gräfenberg im Bambergischen. Bei dem jährlich ein= oder zweimal vorzunehmenden allgemeinen Aderlaß hatte auch ich mich dort einzufinden. Die Herrn Patres, welchen diese Abkühlung des Geblütes verschrieben wurde, speißten dann mit den ärztlichen Gästen an der Tafel des Herrn Prälaten, während die Gesunden eine schöne

Tafelmusik aufführten. Darauf wurden die nöthigen Verschreibungen in das Apothekerbuch eingezeichnet, und nach mancher angenehmen Unterhaltung bestieg der Herr Geheimehofrath seinen leichten Wagen und ich meine Rosinante, um heimzukehren.

Ein Mann von ganz anderem Caliber war der geistreiche, sarkastische Hofrath Bernhard Schreger, welcher 1795 von Altdorf als Professor der Chirurgie und Geburtshülfe hierherkam, und 1825 starb. Er trug seine beträchtliche Corpulenz auf niedlichen Füßen mit trippelndem Gang einher, und schoß aus den blauen Augen des runden Gesichtes gar schalkhafte, feine Blitze ab. Vergeblich brauchte der heitere Lebemann allerlei Mittel gegen das Fettwerden. Ein feiner Beobachter, gewandter, glücklicher Operateur und Accoucheur hatte er, dieser körperlichen Beschwerde ungeachtet, die ausgedehnteste Praxis. Auf seinem Sopha am runden Tische meditirte er die geistvollsten Vorträge, die seine Zuhörer ganz bezauberten. Sie flossen ihm in natürlicher Ungezwungenheit vom Munde, gar oft ohne daß ein geschriebenes Blättchen zu Grund gelegen wäre. Von Zeit zu Zeit that er dann einem seiner Lieblingsschüler, unter die auch mein älterer Sohn und dessen Freund der Herr Medizinal-Rath Hoffmann, jetzt in Landshut, gehörten, die Ehre an, sich ihre Hefte zu weiterer Benützung geben zu lassen. Er war ein Mann vom glücklichsten Humor, und, wenn ihm das Herz aufgieng, ein unvergleichlicher Gesellschafter. Die Nachmittage saß er gern in dem schönen Berggarten seines Freundes und Collegen, meines theuren Vetters, Herrn Professors Anatomiä Fleischmann, und wenn er aus den grünen Kirschbäumen auf das lachende Thal der Rednitz hinabsah, fielen ihm allerliebste Epigramme ein. Es ist schade, daß diese Ergüße seiner Laune nicht durch den Druck bekannt geworden sind. Ich will, um den Geist seiner Muse und manche seiner Gemüthszustände zu bezeichnen, einige Muster dieser Poesieen hier beibringen.

Der sterbende Held und seine Lorbeerzweige.

Held.

Ihr Lorbeerzweig'
Ich sterb auf euch.

Die Lorbeerzweige.

Und wir und wir,
Wir sterben auf dir.

Erlassene Militärpflicht.

Der fromme General! Er spricht die Clerisey
Mit Recht von Bürgerwachen frei.
Denn sagt, wer, wenn er sie von ihrem Posten riefe,
An Zions Thoren Schildwach schliefe?

Als Friedrichs Degen den Pariser Invaliden zugeschickt wurde.

Nicht als Trophäe sandt' im stolzen Muthe
Der Sieger, heil'ger Degen, dich.
Nein, nur zum Kuß empfangen sie die Ruthe,
Die sie in Deutschland strich.

Fragment eines Gevatterbriefs.

Sey zweiter Vater meinem Sohn;
Sein erster bist du schon.

Grabschrift.

Steh, Bauer, still und zieh' den Hut
Vorm gnädigen Junker, der hier ruht;
Denn hätt' ihn die Mama nicht todt geboren,
Er hätte dich, wie sein Papa, geschoren.

Der gerechte Richter.

Gerechte Richter sitzen nicht
Mit wächserner Nase zu Gericht;
Drum trank sich längstens Richter Hupfer
Die seinige massiv von Kupfer.

An Klimene.

Gleiche Fesseln tragen wir, ich und deine Zähne;
Beide bindest du mit Gold, künstliche Klimene.

Der Stadtgerichts-Assessor N.

Traun, es zürnte der Fürst, als zu Gericht er dich setzte;
Gnädiger hätte er sonst dich zu den Acten gelegt.

Judenliebe.

Sie: Du wohnst in meinem Herzen ewig, immer!
Er: Wie hoch die Miethe für das schlechte Zimmer?

Ars longa, vita brevis.

Kurz sey das Leben, lang die Kunst,
Sagt Vater Hippokrat. — Mit Gunst!
Wär kürzer deine Kunst,
Wär länger unser Leben.

Des Arztes Göttin.

Hilft Hygieia dir nicht, hilft doch der Göttinnen eine,
Atropos. Keinem so oft leiht sie die Scheere, als dir.

W u n s ch.

Gott, welch ein Wein! so glatt wie Oel;
Gib mir den Magen vom Kameel.

Wenn ich mir erlaubte, einige Mittheilungen über mehrere jener hochachtbaren Gelehrten der Universität zu machen, mit denen ich durch meine Verhältnisse oder durch die Wissenschaft in nähere Berührung kam, so muß ich noch zum Schluß eines Mannes gedenken, der mir, zwar in Beziehung auf die Wissenschaft, die er repräsentirte, ferne, aber durch die Freundschaft um so näher stand. Es ist der älteste aus jenem Kreise, der vor mir in den ewigen Osten eingegangen ist, und mit dem ich durch den Freimaurer-Orden auf das Innigste, bis zu seinem Tode vereint blieb, nämlich der Geheimehofrath Dr. Heinrich Friedrich Loschge. In Ansbach am 16. Februar 1755 geboren, studierte er auf hiesiger Universität, woselbst er auch das medizinische Doctorat erlangte. Zur weitern Ausbildung begab er sich nach Strasburg, und hier war es vorzüglich die Botanik, welcher er in seinen Mußestunden angehörte. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, erkannten besonders Schreber und Wendt sehr bald die vielseitigen Talente meines verstorbenen Freundes und veranlaßten ihn, ganz besonders der Erstere, später der Vocation als Prosector im Jahre 1784 hieher zu folgen. Seine große Gewandtheit im Zeichnen naturhistorischer Gegenstände machten ihn Schrebern ganz besonders werth, und so hat er, soviel ich weiß, sogar einige Gattungen für das große Schreber'sche Säugethier-Werk bearbeitet. Nach Isenflamms Tod erhielt Loschge die Professur der Anatomie und Physiologie, und er war Veranlassung, daß später ein eigenes anatomisch-pathologisches Museum dahier gegründet wurde. Die hier residirende Frau Markgräfin hatte ihn zu ihrem Leibarzte ernannt.

Am 12. Februar 1830 erlebte Loschge sein fünfzigjähriges Doctor-Jubiläum. Mein hochverehrter Freund Herr Dr. Gottfried Fleischmann, derzeit Professor der Anatomie und Director der anatomischen Anstalt dahier, feierte diesen Ehrentag

durch Verabfassung einer Gratulationsschrift, in welcher er einen geschichtlichen Ueberblick der k. anatomischen Anstalt zu Erlangen veröffentlichte. Einen noch schöneren Beleg seiner freundlichen und dankbaren Gesinnung gab Fleischmann dadurch, daß er seine anatomisch-pathologische Sammlung als Andenken dieses Festtages seines Lehrers und Freundes der hiesigen anatomischen Anstalt einverleibte. —

Loschge war von mittlerer Statur, fein gebaut, in seiner Erscheinung äußerst angenehm und gewinnend, im Gespräch sehr bestimmt und ohne überflüssige Worte, als Arzt von der größten Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit. Schon in seinen frühern Jahren war er mit Zittern der Hände behaftet, wodurch seine Handschrift, obwohl im Ganzen sehr deutlich und leserlich, doch einen ganz eigenen Charakter annahm. Früher hatten ihn schwere häusliche Leiden heimgesucht und später erschwerte seine zunehmende Harthörigkeit, sowie seine Kurzsichtigkeit den Umgang mit ihm. Uebrigens war über das ganze Wesen Loschge's eine große Ruhe und Freundlichkeit ausgegossen, und selbst in seinem höchsten Lebensalter war ihm die Wissenschaft lieb und werth. Professor Fleischmann und ich waren seine ältesten Freunde und unsere wöchentlichen regelmäßig wiederkehrenden Besuche waren ihm höchst lieb und angenehm.

Der Gegenstand unserer Unterredung war beinahe immer die Vergangenheit, und so entsinne ich mich unter Anderm noch einer Besprechung, in welcher ich Loschgen als Augenzeuge Mittheilung über die Art und Weise machte, in welcher früher die Legitimation der Leichname, bevor sie in das anatomische Theater aufgenommen wurden, stattfand. Da wohl sehr wenige Leser dieser Blätter mit dieser Anordnung aus einer vergangenen Zeit bekannt sind, so will ich darüber Folgendes mittheilen:

Das anatomische Theater der Universität befand sich gegenüber der Apotheke meines Onkels, und in den ersten Jahren meiner Lehre hatte ich öfter Gelegenheit, dem Ehrlichmachen der Cadaver beizuwohnen. Bekanntlich wurden zu jener Zeit die Wasenmeister und Alles, was mit ihnen in Berührung kam, für unehrlich gehalten. Um die Anatomie der Universität mit Cadavern zu versehen, hatte schon Markgraf Friedrich und später Markgraf Alexander befohlen, daß die Leichname der Selbstmörder und Hingerichteten (Todesurtheile vollzog man damals weit häufiger als jetzt) an die genannte Anstalt abgeliefert würden. Sobald sich also in den beiden Fürstenthümern ein derartiger Fall zugetragen hatte, wurde der Leichnam auf einem zweiräderigen Karren von einem Knechte des Wasenmeisters nach Erlangen gebracht. Vor dem großen Thore, welches zu dem anatomischen Theater führte, angelangt, mußte dieser ohne jede Beihülfe den Kasten abladen. Nachdem derselbe geöffnet war, legte der Ueberbringer den Deckel auf die Erde und auf denselben ebenfalls ohne jede Unterstützung den Cadaver. Bei Leichnamen, welche durch das Schwert hingerichtet worden waren, wurde der Kopf zwischen die Beine gelegt. Daß sich in einem solchen Falle eine große Anzahl neugieriger Zuschauer versammelte, brauche ich nicht zu erwähnen. Nun trat der Prosector, oder einer der ältesten Mediziner, zu meiner Zeit oft Schöpf, welcher später mit nach Nordamerika gieng, und unter uns durch seine Hängungsversuche, sowie in weiteren literarischen Kreisen durch seine Schriften über Schildkröten und amerikanische Arzneimittel bekannt ward, in Begleitung des Pedells Bremser in den Kreis. Beide entblößten das Haupt, was stillschweigend auch von allen Umstehenden erfolgte, und Ersterer verlas nun den vollständigen Titel des Markgrafen, und fügte hinzu, daß er von Seite des königlichen akademi-

schen Senates im Namen der medizinischen Facultät beauftragt worden sey, das vorliegende Cadaver durch Aufdrückung des Facultäts = Siegels zu legitimiren, damit ein jeder ehrbare Mensch an solchem zu handiren und zu arbeiten befugt sey. Neben ihm hielt der Pedell in der rechten Hand das Facultäts-Siegel mit einer auf Papier befindlichen feuchten Oblate, und überreichte es sofort dem treffenden Doctoranden, welcher durch Aufdrückung des Siegels auf die entblößte Brust des Leichnams die Legitimation bewerkstelligte. Der Knecht des Scharfrichters mußte während dieser ganzen Handlung mit seinem Gespann in der Entfernung, gewöhnlich an der damaligen Universitätskirche, warten, und nach vollzogenem Actus gab es Hände genug, die den jetzt ehrlich gemachten Leichnam auf dem Deckel in das nahe befindliche anatomische Theater trugen, um dort seiner Bestimmung zu verfallen. Befand sich unter den Leuten eines Nachrichters ein schön gewachsener hübscher Bursche, den man gerne unter dem Militär haben wollte, so ist es geschehen, daß nach einer ähnlichen Feierlichkeit vor der Fronte des Regimentes der Aspirant durch Anstoßen der Fahne auf den Kopf ehrlich gemacht wurde.

Kehre ich jedoch zu meinem edlen Freunde Loschge zurück, so wird es ein Beweis seiner milden und freundlichen Gesinnung seyn, wenn ich versichere, daß über die Lippen dieses Mannes nie ein unfreundliches Wort gegangen ist, und so wie sein Leben, so war auch sein Tod sanft. Er starb am 29. September 1840 in einem Alter von über 85 Jahren.

Erlangen beim Anfang der französischen Revolution.

Das erste Jahr meiner Ehe, welches in der Weltgeschichte durch die erste Coalition gegen Frankreich, durch die neue fran-

zösische Constitution, die Revolution in Polen, die blutigen Empörungen der Schwarzen in den französischen westindischen Inseln bezeichnet ist, bot uns in einer durch gegenseitige Neigung beseeligten Ehe doch auch schon mancherlei Unfälle und Prüfungen dar. Daneben fehlte es aber nicht an vielen schönen Stunden. Meine Muße begann ich nun vorzüglich auch dem Studium der Mineralogie zuzuwenden. Ich durchwanderte die Gebirge von Oberfranken und sammelte die dortigen mineralischen Reichthümer. Auch besuchte ich die Höhlen von Muggendorf, von welchen die Rosenmüller'sche die sehenswürdigste ist, die von meinem seligen Freund Magister Rosenmüller, nachmaligem Hofrath und Professor in Leipzig, entdeckt, gezeichnet und beschrieben wurde. Mit diesem Ehrenmann stand ich lange Zeit in freundschaftlichem Verkehr. Mit besonderem Fleiß und nicht ganz ohne Gefahr besuchte ich aber auch die Zoolithenhöhle zu Gailenreuth, eine Stunde von Muggendorf, aus der ich die Knochen und Zähne vorweltlicher Thiere, besonders einer untergangenen Bärenart, des Ursus spelaeus zu Tage förderte. Der Höhlenbär ist bekanntlich zuerst von dem in Wunsiedel verstorbenen Superintendenten Johann Friedrich Esper entdeckt und beschrieben worden in einem Werke unter dem Titel: „Ausführliche Nachricht von neuentdeckten Zoolithen unbekannter vierfüßiger Thiere, und denen sie enthaltenden, so wie verschiedenen andern denkwürdigen Grüften der obergebirgischen Lande des Markgrafthums Baireuth, mit 14 illuminirten Kupfertafeln in Fol. Nürnberg 1774.“ Meine mineralogischen Wanderungen wurden öfter wiederholt. Zwei weitere Reisen wurden im Jahre 1793 und 1794 zu Fuße durch einen Theil von Franken und Thüringen unternommen. Ich gieng über Kloster Banz, Coburg und Sonnenberg nach Saalfeld, überall bemüht, besonders die vorkommenden Fossilien zu sammeln. An letzterem Orte fuhr ich

in die reiche Kobaltgrube, die Pelikanzeche genannt, ein, wo aschgrauer Kobalt, Kupferkies und Falerz brechen. Auf dieser Reise beachtete ich auch die technischen Gewerbe, die hüttenmännischen Vorrichtungen und Prozesse u. s. w., indem mir bei dieser Unternehmung vorzugsweise die verwandten Schriften meines verehrten Gönners von Schrank, welcher die südlichen Gegenden von Bayern bereist und beschrieben hat, als Muster vorschwebten. Die Resultate dieser Reisen, welche ich unter der Form von Briefen aufgeschrieben hatte, sind im Jahre 1795 unter dem Titel: Mineralogische Wanderungen durch einen Theil von Franken und Thüringen in Briefen an einen Freund, im Verlage meines Freundes Walther erschienen.

Das Büchlein wurde dem Präsidenten der römisch kaiserlichen Akademie der Naturforscher von Schreber als Ausdruck aufrichtiger Verehrung gewidmet. Außer einem stummen Complimente erhielt ich keinen Dank für die Huldigung, was ich lediglich dem Umstande zuschreiben muß, daß ich die Standörter mehrerer seiner seltenen Lieblingspflanzen in der Gegend von Muggendorf besucht und angegeben habe, welche er aus einer eifersüchtigen Grille schlechterdings nicht bekannt gegeben wissen wollte.

Meine Neigung zur Mineralogie wendete sich vorzüglich auf die Bereicherung einer Mineraliensammlung, welche ich vermöge des bereits angeführten vielfachen Verkehrs bald so sehr vermehrte, daß sie der berühmte Schöpfer der neueren mineralogischen Wissenschaft, Werner aus Freiberg, bei seinen Anwesenheiten zu Erlangen zweimal mit einem Besuche beehrte, wobei ihn Präsident von Schreber begleitete. Beide Herrn pflanzten sich behaglich vor die Schubladen meiner Sammlung, die ich mit eben so viel Selbstgefälligkeit präsentirte, als eine Mutter ihr wohlgerathenes Söhnlein. Werner schaute die Sachen lange und scharf an, ehe er sich darüber aussprach,

und er gab seine Meinung niemals mit absprechender Zuversicht, sondern mit großer Bescheidenheit. Diese Zurückhaltung, dergleichen ich immer bei den größten Gelehrten gefunden habe, während sich Halbwisserei und Oberflächlichkeit in vielen wohlgesetzten Worten gefällt, fand einen gerechten Widerhall in meinem berühmten Schreber, der die Behutsamkeit aufs Aeußerste trieb. Man kann sich daher wohl denken, daß die beiden Koryphäen in keinen Streit mit einander geriethen. Vielmehr gaben sie gegenseitig rühmliche Beweise von Discretion und Bescheidenheit. Inzwischen trat der große Unterschied zwischen beiden Männern: die ruhige Sicherheit des Einen und die ängstliche Gewissenhaftigkeit des Andern in einem auffallenden Kontrast hervor. Es blieb mir nicht verborgen, daß aus Werner der Genius sprach, aus Schreber das Talent, welches lernte und einsammelte, Eines so respectabel als wie das Andere; denn Genie und Talent sind Gaben Gottes; wie sie aber ein Jeder in seinem Charakter anwendet und ausbildet, das ist persönliches Verdienst. Meine Einladung zu einem Glas Wein ward nur von Werner freundlich angenommen, und als wir zutraulich neben einander auf dem Kanapee saßen, und mein grundgelehrter Gast eine Menge Thatsachen und Beobachtungen erzählte, mit einer liebenswürdigen Heiterkeit und Anmuth, da gieng mir recht das Herz auf vor dem großen Mann. Dazwischen trat mein älterer Sohn, damals ein Knabe von etwa zehn Jahren, herein, schaute dem wohlwollend ernsten Fremden zutraulich ins Gesicht, und fragte, ob er etwa in dem Lande gewesen, wo man die Figuren geschnitzt, die auf dem Tische lagen (es waren Stücke aus chinesischem Bildstein). Darüber hatte der gute Mann eine kindliche Freude; er las dem Knaben ein ganzes Capitel über den Agalmatolith und über die Chinesen, und entließ ihn unter Segenswünschen und mit der Aufforderung, fein ja hübsch fleißig zu seyn. Werner war ein Kinder-

freund, hat es aber doch nicht gewagt, sich zu verheurathen; vielleicht hat ihn das Resultat seiner geologischen Untersuchungen über den Ursprung der Mutter Eva davon abgehalten.

Einen andern Besuch erhielt ich etwa um dieselbe Zeit in der Person des berühmten Königsberger Apothekers K. G. Hagen. Seit vielen Jahren hatte ich die innigste Verehrung für diesen vortrefflichen Mann gehegt. Sein Lehrbuch der Apothekerkunst, zuerst 1778 erschienen (es hat seitdem sieben Auflagen erlebt), war einer meiner sichersten Wegweiser gewesen. Später war ich auch mit dem Ehrenmanne in Correspondenz getreten; denn wir hatten beide eine gleich große Hingebung an die Ehre und Würde unseres Berufes und mußten für denselben mehr als eine Lanze brechen. Als daher einst ein großer magerer Herr mit feinen, wohlwollenden Gesichtszügen in meine Stube trat, und sich als Medizinalrath Hagen aus Königsberg vorstellte, da hatte ich eine große Freude; wir faßten uns zutraulich bei der deutschen Hand, als alte Freunde, und der Erzählungen, der Fragen und Antworten, gab es viel und mancherlei. Hagen war ein Mann von sehr ausgebreiteten Kenntnissen in den verschiedensten Fächern der Naturwissenschaften, und über die bürgerliche Stellung des Apothekers, über seine Verpflichtung und Bestimmung hatte er sehr richtige und wohlgeläuterte Ansichten, die ich mit Entzücken aus seinem Munde vernahm. Auf seiner ganzen Reise wurde er von allen Apothekern als der Schutzpatron der deutschen Pharmazie begrüßt und verehrt.

So lange die fränkischen Fürstenthümer Ansbach und Baireuth zur Krone Preußen gehörten, hatten viele Personen in den übrigen königlich preußischen Staaten irgend ein Interesse, diese südlichsten Provinzen des Reichs zu besuchen. Darum fehlten besonders während der Sommermonate fast niemals Fremde aus Westphalen, aus der Mark, aus Schlesien oder

dem Königreiche Preußen. Die Natur und der Volkscharakter des Landes gewährte ihnen Mancherlei, was sie als verschieden von der Heimath betrachten mußten, und namentlich fand die fröhliche, heitere, bewegliche Art des Franken gar vielfache Anerkennung.

Inzwischen hatte sich das tragische Schauspiel der französischen Revolution immer weiter entwickelt und war in seinen Folgen der friedsamen Stadt Erlangen näher gerückt. Das Haupt Ludwig XVI. war am 21. Januar 1793 auf der Guillotine gefallen, die französische Republik hatte fast ganz Europa und so auch das deutsche Reich gegen sich in die Schranken gerufen. Die deutschen Armeen erlitten mehr als eine Niederlage und einzelne Zersprengte erschienen in unserer Nähe. Mehrere flüchtende französische Familien kamen sogar bis in unsere Gegend, um hier ihren Wohnsitz aufzuschlagen. Uebrigens hatten damals die Bewohner der Stadt noch gar oft Zeit, bei einem Glase Bier und einer Pfeife Tabak zu besprechen, was ihre deutschen Mitbrüder am Rhein und Main, im Schwarzwalde oder in Bayern von diesen Kriegstroublen zu leiden hatten. Die Heer-Massen waren noch nicht so gewaltig groß und bewegten sich nicht mit so erschütternder Schnelligkeit über das durch allgemeine Noth entmuthigte Vaterland hin.

Nachdem Preußen, dem Beispiel des Großherzogs von Toscana folgend, am 5. April 1795 mit der französischen Republik Friede geschlossen hatte, genossen die fränkischen Fürstenthümer einer ihnen allerdings wohlthätigen Neutralität, während alle benachbarten Reichslande, wie namentlich die Reichsstadt Nürnberg und das Fürstbisthum Bamberg, gar viele Kriegsnoth über sich ergehen lassen mußten. Wer immer im Stande war, sich von seiner besten Habe zu trennen, flüchtete sie auf neutralen Grund. Ich hatte die Schätze des Klosters Weißenohe in mein Haus aufgenommen. Die Vasa sacra und andere Kostbarkei-

ten kamen, um Aufsehn zu vermeiden, in Bierfässer verpackt bei mir an, und wurden im Keller aufbewahrt.

Auch Herzog Friedrich, der spätere König von Würtemberg, hatte sich im Jahr 1800 nach Erlangen geflüchtet, wo er mit seiner Gemahlin und der Prinzessin Katharina das von Khuon'sche Haus in der Friedrichsstraße bezog, während die beiden Prinzen, der eine in dem Oertelschen Bräuhaus, der andere in dem jetzigen Gasthof zum bayerischen Hof logirte. Der Herzog hatte nur einen kleinen Hofstaat bei sich; Graf von Zeppelin war Hofmarschall; der Hof selbst lebte sehr eingezogen. Man kann wohl denken, daß ein so kräftiger und charaktervoller Herr, wie Herzog Friedrich, es tief empfand, daß er auf seiner Flucht vor den Franzosen sein schönes Land mit dem Rücken ansehen mußte. Den Erlangern fiel es manchmal ein, daß er wohl selbst unter dem Schutze preußischer Neutralität nicht gar zu sicher vor den Neufranken seyn möchte, und daß diese ihn bei einem plötzlichen Ueberfalle seiner gewichtigen Corpulenz unerachtet dennoch aufheben könnten. Inzwischen zeigte der Herzog, wenn er öffentlich erschien, immer eine sehr gefaßte und zuversichtliche Haltung. — Was in unserer Stadt auffiel, war der schöne Marstall, den der Herzog bei sich führte; in ihm befand sich unter andern edlen Thieren der prächtigste und schönste Schimmel, den ich in meinem Leben gesehen habe, und brauchte dieser Herr wegen seiner Corpulenz auch ein kräftiges Pferd.

Bekanntlich war auch der Herzog ein großer Freund von lebenden Thieren, und so brachte er unter Anderem auch zwei Känguru mit, die durch ihre sonderbaren Sprünge im Hofe die Neugierigen ergötzten.

Die niedern Hofbediensteten, welche theilweise mit der Ausübung von Handarbeiten mannichfacher Art sich in ihren Freistunden beschäftigten, lehrten die Erlanger Frauenzimmer

unter Andern auch eine neue Art, Geldbörsen aus seidenen Schnürchen zu knüpfen.

Ein Unfall eigner Art, welcher sich vor den Augen des Herzogs ereignete, war folgender: Ein Graf von Gronsfeld aus Westphalen, der mit seiner Familie hier privatisirte, ritt vor der Wohnung des Herzogs vorüber, als dieser eben am Fenster stand. Gronsfeld zog seinen Hut ab und becomplimentirte den Herzog mit einer Verbeugung, wobei er wahrscheinlich auch seinem Pferde die Weisung gegeben haben mag, seine Kunst im Traversiren zu zeigen. Sey es nun, daß das Pferd dieß nicht verstand, kurz der ungeschickte Holsteiner bäumte und überschlug sich mit seinem Reiter. Mit dem Hufe beschädigte er den Grafen so am Kopfe, daß dieser, trotz dem, daß ihn die geschickte Hand Schregers trepanirte, doch einige Tage darauf seinen Geist aufgab. Der Herzog war von diesem Unfall tief ergriffen, sowie auch die ganze Einwohnerschaft, welche diese treffliche Familie hoch verehrte, den innigsten Antheil an diesem Trauerfalle nahm.

Die französischen Familien, welche damals ihren Aufenthalt in unserer Stadt nahmen, es waren deren einstmals nicht weniger als vierzig, gehörten fast ohne Ausnahme höheren Ständen an, und waren keineswegs lauter legitimistische Enragés, welche in den ungeheuern Bewegungen der Revolution alle Schuld auf Seiten des Volkes sehen, und den Adel als schuldlos nur im Glanze der alten Feudalverhältnisse anerkennen wollten. Vielmehr befanden sich unter ihnen viele gemäßigte und durch ihre sittliche Aufführung, sowie durch ihren Fleiß verehrungswürdige Personen. Diese schämten sich nicht ihren Lebensunterhalt auch durch Arbeit: feine Stickereien, Mignaturmalereien u. s. w. zu gewinnen, treu ihrem König und ihren politischen Prinzipien. Solche Gesinnungen verfehlten auch nicht die Einwohnerschaft von Erlangen günstig für die armen Flüchtlinge zu

stimmen, während der Uebermuth, die Liederlichkeit und Charakterlosigkeit zahlloser Schaaren von Emigrirten, welche sich in den ersten Revolutionsjahren in den westlichen Theilen des Reiches und an mehreren kleinen Höfen wie Schwärme lästigen Ungeziefers angehäuft hatten, in den Herzen der Deutschen Verachtung und Erbitterung hervorriefen. Als eine ganz besonders würdige Emigrantenfamilie nenne ich die des Marquis de Vezet, Präsidenten des Parlaments in Besançon, welche noch zur Stunde die achtungsvollste Erinnerung unter den Erlangern zurückgelassen hat. Sie gab das edelste Beispiel von Delicatesse, ehelicher und älterlicher Treue und einer rührenden Standhaftigkeit in den Leiden des Exils, wo sie, früher reich und vornehm, sich mit anständiger Einfachheit benahm.

Die Geschäfte meiner Offizin waren in jener Zeit, während so schwankender politischer Verhältnisse, nicht immer ohne schwere Sorgen zu führen. Vom Jahre 1796 (1. Juli) an, besorgte ich sie, dem Wunsche meiner Schwiegerältern gemäß, allein, indem sich mein Onkel Weinl, an Jahren bereits vorgerückt, davon zurückzog. Er bewohnte nun mit meiner guten Schwiegermutter ein kleines Haus, das er in meiner Nachbarschaft erkauft hatte, und beschäftigte sich, sobald es die Witterung erlaubte, in seinem Garten, oder half mir bei den Schreibereien des Geschäftes. Wir bildeten demnach gewissermassen immer noch eine Familie, und namentlich die Abende nach dem Nachtessen wurden, bei einer Pfeife Tabak, bei den wackern Schwiegerältern hingebracht. Dankbar erkannte ich den Segen, womit die gütige Vorsehung nach und nach meine Thätigkeit belohnte. Gleichwohl trafen mich in jenem Jahre sehr harte Prüfungen. Ich erlitt einen Kassediebstahl durch einen Hausdieb; ich hatte mich über einige sehr sittenlose Gehülfen zu beklagen. Dazu kam die Theuerung aller Lebensmittel, welche sich in Folge des immer drohender und

unglücklicher heranwogenden Krieges vom Rhein her weiter gegen die östlichen Reichslande ausbreitete. Die französischen Durchzüge ließen die Viehseuche im Lande zurück. Ein sehr großer Theil der Bauernschaft, besonders in dem benachbarten Fürstbisthum Bamberg, verlor all' sein Hornvieh, und mußte sich aus Polen mit neuem versehen. Mehrere Jahre lang sah man hier die Raçe der langhaarigen polnischen Ochsen, bis sie wiederum in der Vermischung mit der Landraçe verschwanden.

Inzwischen gelang es mir am Schlusse des Jahres 1796 eine Sache durchzusetzen, welche ich, durchdrungen von der Würde meines Standes, schon lange zu Herzen genommen hatte, nämlich die Aufhebung der Neujahrsgeschenke an Aerzte und an das Publikum. Dieser entwürdigende Gebrauch, früher durch ganz Deutschland verbreitet, sah immer wie eine Bestechung aus, und mußte das Publicum in der Meinung bestärken, daß der Apothekerstand sich auf andere, eben nicht ehrenwerthe Weise, entschädigen werde. Nicht ohne Mühe gewann ich meine drei Herrn Collegen für meine Ansicht. Es bedurfte eines großen Hutes, um neben dem meinigen auch ihre drei Köpfe darunter zu bringen. Nach vielen Verhandlungen und schriftlichen Reversirungen auf Treue und Glauben wurde endlich eine Broschüre, die ich unter dem Titel „Ein Wort zur Beherzigung an unser verehrliches Publicum" verfaßt hatte, von den vier Mitgliedern des Apothekergremii unterschrieben. Die Broschüre wurde sogleich gedruckt und an das Publicum zum neuen Jahre mit der Medizin-Rechnung statt der sonst üblichen wohlschmeckenden Gegenstände, des Räucherwerks u. s. w. übersendet. Es versteht sich von selbst, daß es bei dieser Gelegenheit an scheelen Gesichtern und Kritiken mancher Art nicht fehlte. Gar Mancher nahm sich das „Wort der Beherzigung" nur ungern zu Herzen und hätte lieber den Magen mit den früher gewohnten Magen-Morsellen befriedigt. Dafür

aber wurden die Erlanger Apotheker mit dem Beifalle einsichtsvoller und uneigennütziger Personen entschädigt, und jene von Nürnberg und Regensburg folgten sogleich unserem Beispiele. Durch jene Schrift, welche die Palmische Buchhandlung auch in Verlag nahm, wurde die preußische Regierung, deren Verordnungen hoher Gerechtigkeitssinn charakterisirte, veranlaßt, ebenfalls ein Verbot gegen diese mittelalterliche Tributpflichtigkeit ergehen zu lassen. Mein Wort der Beherzigung ist in den zweiten Band der pharmazeutischen Correspondenzblätter für Süddeutschland 1842 S. 161 aufgenommen worden.

Während der Jahre, von welchen so eben die Rede gewesen, erfreute sich die hiesige Universität einer nicht unbedeutenden Blüthe. Die Zahl der jährlichen neuen Immatriculationen belief sich im Durchschnitte auf 150 und die Gesammtfrequenz auf 350 bis 400. Es befanden sich damals unter den Studierenden Ungarn, Westphalen, Kur- und Liefländer. Man darf wohl sagen, daß der Geist an der hiesigen Hochschule in glücklichem Verhältniß das Mittel gehalten hat zwischen einer stillen und abgeschlossenen fast klösterlichen Haltung, wie man sie damals in den österreichischen Universitäten fand, und zwischen jener lebhaften sich oft mit jugendlichem Uebermuthe äußernden Bewegung, wie sie auf einigen andern deutschen Universitäten sich kund gab. Ich hörte nicht selten sagen, daß sich Erlangen rücksichtlich des herrschenden Geistes am nächsten an Halle anschlöße. In wie fern dieß wahr gewesen, muß ich unentschieden lassen. So viel ist gewiß, daß ich an den hier Studierenden weder grobe Unsittlichkeiten, noch auffallende Rohheit bemerkt habe, dagegen ein recht munteres lebensfrohes Betragen. Der Fleiß war im Allgemeinen groß, was theilweise auch darin seinen Grund hatte, daß manche Studenten schon 25 Jahre alt die Universität bezogen; besonders die Ungarn und Siebenbürger, auch manche Westphalen

kamen als gestandene bärtige ernste Männer auf die Universität.

Auffallend ist die Erscheinung, daß sich zu Erlangen schon von den früheren Jahren nach Gründung der Universität an fast immer Studenten = Verbindungen zusammen thaten, welche den Charakter von geheimen Orden annahmen. Man sprach zu meiner Zeit von dem Orden der schwarzen Brüder oder der Harmonisten, von den Constantisten, Amicisten, Concordisten, sowie früher von einem Kreuzorden, Lilien = und Faßbinder = Orden. Die Insignien des letzteren (ein goldnes Fäßchen) sah ich selbst noch an einem Liefländer Gorreisky, Stubenburschen meines Vetters Elbel. Die Satzungen aller dieser geheimen Verbindungen sind nicht veröffentlicht worden; es ist aber wahrscheinlich, daß manche von ihnen nicht ohne politische Tendenzen waren; besonders versprachen sie sich ein festes Zusammenhalten und brüderliche Unterstützung auch nach Beendigung der akademischen Studienzeit. Nach dem Ausbruche der Revolution fiengen die Ideen von Freiheit und Gleichheit an auch in den Köpfen der jungen Leute zu gähren, und es bemächtigte sich ihrer ein sonderbares Weltbürgerthum. Wahrscheinlich fanden die deutschen Regierungen hierin Gefahr; denn der Reichstag beschloß um das Jahr 1795, daß alle Studentenverbindungen auf das Strengste verpönt und aufgehoben werden sollten. Es scheint auch, daß ein Gebot, welches von der höchsten Reichsbehörde ausgieng, von den akademischen Bürgern, wenigstens in Erlangen, gewissenhaft geachtet worden ist; denn alsbald verschwanden alle Spuren von jenen Verbindungen, und es traten nun verschiedene Landsmannschaften auf, wie die Ansbacher, die Baireuther, Westphalen, Rheinländer, Franken. Der Charakter dieser Verbindungen war blos geselliger Natur, insbesondere aber machten sie es sich zur Aufgabe, den s. g. Comment aufrecht zu erhalten.

Die Gesellschaften standen manchmal in gutem Vernehmen mit einander, manchmal einander feindlich gegenüber. Diejenigen Studenten, welche nicht zu den Gesellschaften gehörten, hielten sich entweder ganz entfernt von ihnen und besuchten niemals ein Commerçehaus, oder sie unterhielten eine Verbindung mit dem Verein gleichsam als Halbangehörige. Man nannte diese Renonçen. Nachdem die geheimen Studentenorden um 1795 und 1796 aufhörten und die besagten Landsmannschaften an deren Stelle traten, wurden keine politischen Umtriebe unter den Studenten mehr bemerkt und erst eine viel spätere Zeit brachte in der s. g. deutschen Burschenschaft gewisse Ideen von der Einheit und politischen Reform Deutschlands auf das Tapet.

Die Anerkennung der Landsmannschaften durch die Regierung erfolgte, nachdem jene ihre Statuten zur Einsicht vorgelegt hatten, vorzüglich in Folge der gründlichen und umsichtigen Berichte des berühmten Theologen, Geheimekirchenrath Seilers. Die nun gesetzlich recipirten Landsmannschaften pflegten sich auch durch eine Art von Uniformirung auszuzeichnen. Diese Kleidung war mehr oder weniger militärisch; sie bestand bald in einem dreieckigen Hute mit großem Federbusch, bald in einem Casquete, oder einer eigenthümlichen Mütze und in einem uniformähnlichen kurzen Rocke mit Aufschlägen und manchmal mit Stickereien. Dazu gehörten gelb- oder weißlederne Beinkleider und ungeheuere sogenannte Kanonenstiefel, an welchen gewaltige Sporen klirrten. Die Chargirten, welche bei jedem öffentlichen Aufzuge immer in solchen Uniformen erschienen, hatten auch reiche silberne oder goldene Epaulette auf dem Leibe. Jede Landsmannschaft hatte eine bestimmte Farbe, welche die Mitglieder früher nicht blos wie jetzt durch ein kleines Band um die Brust, sondern wohl auch durch eine Kokarde an den Tag legten. Die Uniformen entsprachen diesen Farben; so trugen die Ansbacher weiß mit rothen Aufschlägen

und als Interims-Uniform schwarz mit hellblau; die Westphalen dunkelgrün mit Silber, die Baireuther schwarz mit grünen Aufschlägen und Gold gestickt. — Bei allen feierlichen Umzügen und andern öffentlichen Gelegenheiten, sogar bei dem Vortanzen auf Bällen nahmen diese Landsmannschaften den Vortritt in Anspruch, was nicht selten Veranlassung zu Händeln gab.

Mit den zu Erlangen garnisonirenden markgräflichen und später königlich preußischen Truppen standen die Studenten-Verbindungen im Allgemeinen, wenn auch nicht in freundschaftlichem, doch in gegenseitig achtungsvollem Benehmen. Die königlich preußische Garnison bestand in den beiden Grenadier-Compagnien des Regimentes Ansbach und jenen des Regimentes Baireuth. Die Mannschaft dieses Grenadier-Bataillons war in der Zahl von 800 Mann ziemlich complett vorhanden. Unter den Offizieren dieses Corps befanden sich viele feingebildete Männer, großentheils Adelige aus den Fürstenthümern, aus Schlesien und der Mark, welche es sich angelegen seyn ließen, ein anständiges Einverständniß mit den Studenten zu erhalten; dagegen fanden einigemal ziemlich tumultuarische Auftritte zwischen den Musensöhnen und den Bürgersöhnen statt.

Mein Eintritt in die Freimaurerei 1798.

Es war im Jahr 1798, daß ich in die Freimaurerloge Libanon zu den drei Cedern in Erlangen durch den damaligen Meister vom Stuhl Geheimenrath Freiherrn Buirette von Oehlefeld aufgenommen wurde. Die hiesige Freimaurerloge hatte sich gleich bei ihrer Stiftung des Protectorats des Markgrafen Friedrich zu erfreuen, so wie auch nach dessen Tode Markgraf Alexander von Ansbach dasselbe übernahm. Die

Verbindung mit diesem alten und ehrwürdigen Orden hat einen wesentlichen Einfluß auf meine moralische Ausbildung gehabt, und ich bin dadurch verpflichtet, mich einigermaßen über den Orden und zunächst über sein Verhältniß zum Staate auszusprechen.

Die Krone Preußen hatte die Freimaurerei niemals mit ängstlichen oder eifersüchtigen Augen betrachtet; Markgraf Friedrich von Baireuth, der Stifter der hiesigen Universität, war von seinem Schwager, König Friedrich dem Großen, in den Orden aufgenommen worden. Im Königreiche Preußen blühte derselbe; er gieng vorzugsweise von dort über das übrige Deutschland aus. In den beiden fränkischen Fürstenthümern bestanden, sowie zu Nürnberg, Logen, als jene Länder an die Krone Preußen übergiengen, und während des Besitzes hatte sich die preußische Regierung niemals über den Geist zu beklagen, welcher im Orden herrschte. Immer hat er sich frei gehalten von jeder unsittlichen oder politischen Tendenz, und namentlich kann erwähnt werden, daß in der Periode der Revolution und der napoleonischen Kriege die genannten Logen, sowie überhaupt die ganze deutsche Freimaurerei, niemals von dem rechten Wege abgewichen sind. Unverbrüchliche Treue für König und Vaterland mußte bei der Aufnahme, sowie auch noch heute, beschworen werden, und dieser Schwur ist redlich gehalten worden. Deß gibt die ganze Geschichte des Ordens in Deutschland sicheres Zeugniß. Ich will damit nicht sagen, daß nicht in außerdeutschen Ländern, namentlich in Italien, Portugal und Spanien, sowie in Frankreich selbst, die Freimaurerei von verschiedenen Interessen mißbraucht worden sey. Die französischen Heere führten selbst Logen mit sich, welche wohl nie den reinen Geist der Maurerei so aufgefaßt haben, wie die deutschen. Sie waren mehr gesellige als moralische Verbrüderungen, und einem Manne wie Napoleon gegenüber ist es wohl natürlich, daß diese ambulanten Logen auch benützt wurden, in die

bürgerlichen Verhältnisse Deutschlands Einsicht zu erhalten, und auf die deutsche Stimme zu influenziren. Wie wenig sie diesem Zweck entsprachen, lehrt uns der Befreiungskrieg, indem aus den gebildeten Ständen zahlreiche deutsche Maurer gegen die Franzosen fochten, und sich das eiserne Kreuz verdienten. In der pyrenäischen Halbinsel wurde diese französische Freimaurerei ebenfalls durch den Krieg eingeführt und alsbald der Deckmantel schlimmer politischer Ränke, wie ich denn ganz bestimmt durch meinen Sohn weiß, daß die portugiesische Revolution im Jahre 1820 von Leuten betrieben wurde, welche sich den falschen Namen der ächten Freimaurer gaben. Mit allem diesen hat die deutsche Freimaurerei nichts zu schaffen, und so konnte sie denn auch die preußische Regierung in den fränkischen Fürstenthümern eben so gut bestehen lassen, wie in den übrigen Landen der Monarchie. Ja sogar einige neue Logen entstanden bald nach dem Uebergang an die Krone Preußen. Auch in gegenwärtiger Zeit besteht in Preußen dasselbe der Maurerei günstige Verhältniß, indem Seine Königliche Hoheit der Prinz von Preußen am 22. Mai 1840 als Freimaurer aufgenommen wurde, und zugleich auch auf ausdrückliches Verlangen seines höchstseligen Herrn Vaters das Protectorat über alle Logen der preußischen Monarchie übernommen hat.

In den altbayerischen Landen und selbst in der Hauptstadt München befanden sich in frühern Zeiten Freimaurerlogen; sie wurden aber im Jahre 1784 von Churfürst Carl Theodor durch ein Decret vom 22. Juni aufgehoben, welches unter dem 2. März 1785 wiederholt promulgirt worden ist. Es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß diese gegen den Freimaurer-Orden gerichteten Verfügungen durch die gefährliche und wohl besonders gegen die damaligen Regierungen gerichtete Association der Illuminaten verursacht wurden, welche in ihre niedrigste

Stufe, oder unter die sogenannten Minervalen, Leute aufzunehmen trachtete, die dem Freimaurer-Orden angehörten. Diese Illuminaten beabsichtigten geradezu politische Veränderungen, denen allerdings die Regierung nicht gleichgültig zusehen konnte. Und wenn das Haupt derselben, Professor Weißhaupt, nach dem Tode des Churfürsten Karl Theodor von dem milden und hochsinnigen Maximilian Joseph mit einer Pension begnadigt wurde, so geschah dieß wohl nur, um die Reaction gegen den Obscurantismus, welcher unter der vorigen Regierung Platz gegriffen hatte, eine Reaction die ganz in dem Sinne des freisinnigen Fürsten, sowie seines Ministers Freiherrn von Montgelas war, anzuerkennen. Diese beiden hochgestellten Personen gehörten, wie man sagte, dem Freimaurer-Orden ebenfalls an, und der Letztere soll auch zu den Illuminaten gehört haben. Als eine wenig bekannte Sache führe ich an, daß der als National-Oekonom und Beförderer der inländischen Industrie in Bayern rühmlich ausgezeichnete bayerische Geheimerath Utzschneider sich ebenfalls in den Illuminaten-Orden hatte aufnehmen lassen, sofort aber gegen ihn gezeugt haben soll. Ich lasse dahin gestellt seyn, in wie weit der Illuminaten-Orden es versucht hat, die reinen Zwecke der Freimaurerei für seine Interessen zu benützen und sie dadurch in Mißcredit bei der Regierung zu setzen; soviel ist gewiß, daß die Freimaurer-Verbindung in den churpfalzbayerischen Landen durch die erwähnten Verordnungen verpönt und aufgehoben worden ist. Alle Mitglieder der churfürstlichen Collegien mußten „binnen acht Tagen erklären, ob sie das schändliche Handwerk der Freimaurerei trieben und zu dieser Secte gehörten, oder ob sie davon abstehen und ihren Fehler bereuen wollten." Als besonders feindlich gegen den Orden gesinnt werden der Geheimerath von Kreitmayr und der Exjesuit Pater Frank genannt. Merkwürdig ist in Beziehung auf

dieses Verbot ein Schreiben, welches der berühmte Metallurg und kaiserlich österreichische Hofrath Ignatz von Born zu Wien unterm 2. September 1785 an den Präsidenten der ökonomischen Gesellschaft zu Burghausen in Bayern und an die Akademie der Wissenschaften zu München erlassen hat. Er sagt hierin, „daß er von der churfürstlichen Verordnung in öffentlichen Blättern gelesen; in der Vermuthung, daß die Akademie zu den churfürstlichen Collegien gehöre, eile er, um den peremtorischen Termin nicht zu versäumen, zu erklären und zu manifestiren, daß er ein Freimaurer sey, daß er dieß nicht nur nicht bereue, sondern sich zur Ehre rechne, einer Verbindung anzugehören, deren wesentliches Merkmal Rechtschaffenheit ist, und deren vorzügliche Pflichten Gottesfurcht, Treue gegen den Landesfürsten, und Wohlthätigkeit gegen den Nebenmenschen sind. Er ersuche daher den Herrn Präsidenten, diese seine Erklärung dem Herrn von Kreitmayr, dem Exjesuiten Frank und dem Pater Grueber sobald als möglich bekannt zu machen. Um sich aber aller Jurisdiction, die man sich etwa in Bayern über ihn, oder über die Denkart und die Grundsätze eines churfürstlichen Akademikers erlauben möchte, ganz zu entziehen, werde er ihnen mit nächstem Postwagen seine Diplome zurücksenden und ersuche angelegentlichst, seinen Namen aus dem Verzeichnisse der Mitglieder der churfürstlichen Akademie auszustreichen. Zu der Zeit, als die erlauchte Akademie ihn in ihre Gesellschaft aufgenommen, habe ein Streben nach Aufklärung und Verbreitung nützlicher Kenntnisse in Bayern hervorgeblickt, und er sey stolz darauf, daß man ihn damals würdig gehalten habe, an ihren rühmlichen Bemühungen Theil zu nehmen. Die angeführte churfürstliche Verordnung raube ihm diesen schmeichelhaften Vorzug; sie könne ihn aber unter dem mächtigen Schutze und der weisen Regierung Josephs nicht hindern, nach seinen geringen Kräften Jesuitismus, Fanatismus, Intoleranz,

Aberglauben und Unwissenheit ununterbrochen zu bekämpfen, und dadurch wenigstens mittelbar den Absichten der churfürstlichen Akademie zu entsprechen, das ist, der Weisheit und Wahrheit in Bayern empor zu helfen."

Durch die angeführten Verfügungen war also die Freimaurerei in den altbayerischen Landen aufgehoben; jedoch wurde sie durch die Gnade des höchstseligen Königes Maximilian Joseph in den ehemaligen fränkischen Fürstenthümern Baireuth und Ansbach, in Regensburg, Nürnberg und im Rheinkreise erhalten. Eine königliche Verordnung schließt jedoch sämmtliche Staatsdiener aus, da sie beim Antritt ihres Amtes auf ihren Diensteid erklären müssen, keiner geheimen Verbindung anzugehören. Zur Zeit bestehen in Bayern Logen zu Ansbach, Baireuth, Erlangen, Frankenthal, Fürth, Nürnberg, Hof, Pappenheim und Regensburg.

Die Erlanger Loge, welcher ich einverleibt wurde, hat sich sowohl in der früheren Periode, da die markgräflichen Geheimenräthe von Superville und Freiherr von Seckendorf und der preußische Minister von Hardenberg dem Orden angehörten, als auch in der späteren Zeit fortwährend auf dem reinen und unbescholtenen Wege der ächten Freimaurerei erhalten. Mehrere ausgezeichnete akademische Lehrer kamen schon als Freimaurer hieher, und andere wurden aufgenommen. So stand die hiesige Freimaurerloge bis zum Jahr 1813, wo auf den angeführten allerhöchsten Befehl diejenigen Lehrer, welche dem Orden angehörten aus der Verbindung treten mußten, wodurch die Loge einen schmerzlichen Verlust erlitt. Loschge legte als Meister vom Stuhl sein Amt nieder, und mir wurde die Ehre zu Theil an seine Stelle gewählt zu werden. Wohl eingedenk, wie schwer es sey, die Stelle eines so kenntnißreichen Mannes zu ersetzen, wagte ich es doch dieses Amt zu übernehmen, das ich aber nicht länger als

bis zu Anfange des Jahres 1815 bekleiden konnte, indem das Geschick es wollte, daß ich bei der damals organisirten Landwehr als Hauptmann angestellt wurde, und ein damaliger königlicher Polizeibeamter in dieser Stellung mich mit Gewalt zum Staatsdiener stempelte. Dieses und einige unangenehme Erfahrungen bestimmten mich, an den regelmäßigen Logenarbeiten nicht mehr Theil zu nehmen, aber gleichwohl ertheilte man mir als Senior der Loge die Ehrenmitgliedschaft.

Die jugendlichen Gemüther wenden sich dem Heiligen und Geheimnißvollen mit einer energischen Neigung zu. So zeigten denn auch viele Studierende das Streben, sich durch Theilnahme an dem Orden zu veredeln, und die Erlanger Loge ist für manchen jungen Mann eine moralische Schule gewesen. Um so unbedenklicher mußte die Wirkung auf denselben seyn, als er nur nach einer gewissen Reife hinzutreten durfte, da es Ordensregel ist, welche insbesondere von der preußischen Regierung mit Gesetzeskraft aufrecht erhalten wird, daß man nur nach dem zurückgelegten fünfundzwanzigsten Jahre in den Orden aufgenommen werden kann.

Die Freimaurerei ist eine Schwester der christlichen Kirche auf Erden. Die Kirche lebt in der Idee Gottes, welche sich bestrebt, die Menschheit durch Erkenntniß und Liebe Gottes zu veredeln und zu beseligen. Der Bund der Freimaurerei dagegen umfaßt die Idee der reinen Menschheit. Er bestrebt sich, den Menschen durch moralische und intellectuelle Vervollkommnung einer hohen Glückseligkeit entgegenzuführen. Glaube, Liebe und Hoffnung sind die Elemente der Christuslehre und auch des Maurerthums. Der ächte und wahre Freimaurer, durchdrungen von religiösen Ideen, erkennt daher auch ganz allein die christliche Religion als die seligmachende, Christum, den uns der Vater gesandt hat, als den erhabenen Stifter der ehrwürdigen Verbrüderung. Die christliche Kirche und

der Bund der Freimaurer verehren und erkennen Gott ohne alle Beiziehung der verschiedenen, in das Christenthum eingetretenen Confessionen, als den höchsten Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes mit dankbarster Verehrung.

Die Freimaurerei nimmt sich des ganzen Menschen als Menschen an. Gebiet ihrer Werkthätigkeit ist die ungetheilte Menschennatur, alles rein Menschliche. So wird sie eine Schule der Humanität. Sie vereinigt in ihrer Brüderschaft die Menschen nur als völlig gleiche Menschen. Ihre Verfassung ist frei, offen und gerecht; ihr Bund ist allgemeine Menschenliebe, ihre Kraft das gemeinsam erkannte Gute, Wahre und Schöne.

Um dieser edlen Verbrüderung gerecht zu seyn, muß ich erklären, daß ich ihr das reinste Vergnügen meiner Seele und die erfolgreichsten Mittel zu meiner Selbstvervollkommnung danke, während sie so häufig verkannt, mit Irrthum und Lüge verwechselt und gelästert wird.

Gar Vieles ist über den Orden Gutes und Wahres, Unrechtes und Falsches geschrieben worden. Die angeführte historische Thatsache, daß deutsche Fürsten, Glieder von alten Regentenfamilien, an der Spitze des Ordens standen oder stehn, die also sicherlich Nichts gestattet haben würden, was dem Princip der Monarchie entgegen wäre, und die Lehren selbst, welche ich hier wiedergebe, sprechen hinreichend für die Güte und Reinheit der Sache. Ich selbst habe in meinem langen Leben in der Bestimmung und in der Werkthätigkeit der Verbrüderung nur Gutes und Reines gefunden. Wie möchte ich mich sonst wohl so gerne dafür aussprechen? Daß unter den Freimaurern nicht lauter Tugendhelden sind, ist natürlich. Es giebt keinen Stand, auch den würdigsten und heiligsten, in welchem es nicht räudige Schafe gäbe. Wie wäre es möglich, daß eine so zahlreiche Verbindung nicht neben den edelsten,

wohlwollendsten, tugendhaftesten Männern, falsche, hinterlistige, scheinheilige und lasterhafte enthielte? In meinen hohen Jahren darf man mir wohl nur ein aufrichtiges Bekenntniß und kein Zeugniß zutrauen, welches ich in dem mir nahen Jenseits nicht verantworten möchte.

Sophie Carolina Marie, Markgräfin von Brandenburg, in Erlangen. 1764—1817.

Sophie Carolina Marie, eine geborne Prinzessin von Braunschweig=Wolfenbüttel, die älteste Tochter des Herzogs Carl von Braunschweig, erblickte das Licht der Welt am 8. October 1737. Nach dem Ableben der ersten Gemahlin des regierenden Markgrafen Friedrich von Baireuth vermählte sie sich mit diesem am 29. November 1758. Als sodann der Tod des Markgrafen am 16. Februar 1763 erfolgte, so begab sich die Fürstin nach Erlangen. Sie war eine mit geistigen Vorzügen ausgestattete Fürstin, welche, schon mit dem sechs und zwanzigsten Jahre Wittwe geworden, diese, sowie ihre äußeren nicht gewöhnlichen Reize bis in das spätere Alter erhielt. Ihr eigentlicher Wittwensitz war Neustadt an der Aisch; doch hatte sie noch bei Lebzeiten ihres Gemahls sich die Erlaubniß erwirkt, gegen diesen einsamen und kleineren Ort die Musenstadt Erlangen vertauschen zu dürfen. Sie war von großer imposanter und voller Gestalt und von schönem Ebenmaaß der Glieder, besaß einen sehr kleinen und zierlichen Fuß, volle Arme und schöne Hände. Ihre Gesichtszüge waren edel, ihr ovales Antlitz hatte die in der braunschweigischen Familie erbliche mächtige Nase. Ihre hellblauen Augen waren von einem eben so sanften, als lebhaft sprechenden Ausdruck; ihr Mund war feingeschnitten und von heiterer Beweglichkeit; bis ins

späte Alter erhielt sie ihre schönen Zähne. Die hohe Stirn und die ganze Haltung der Dame entsprachen einer vornehmen und wahrhaft fürstlichen Person. In jüngeren Jahren hatte sie ein sehr reiches und schönes dunkelbraunes Haar. Als dieses dem zunehmenden Alter den Tribut des Silbers abtragen mußte, war ich so glücklich, durch ein angemessenes Mittel die wohlbeliebte Schwärze zurückführen zu dürfen.

Diese ausgezeichnete Fürstin war der französischen, englischen und italienischen Sprache vollkommen mächtig, und schrieb sie, wenn auch nicht correct, doch mit leichtem und natürlichem Ausdruck. Sie konnte nicht einen Augenblick müssig seyn. Täglich wurden mehrere Stunden mit weiblichen Handarbeiten, welche sie bis in ihr spätestes Lebensalter fortsetzte, und mit der Lectüre in verschiedenen Sprachen hingebracht; denn sie war durch den frühen Wittwenstand darauf hingewiesen worden, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Sie fand sich nur durch eine gute Literatur angezogen und befriedigt. Deshalb wurde eine ziemlich reiche und ausgewählte Bibliothek von Belleslettres angeschafft, welche großentheils in rothem Leder elegant gebunden, später, soviel davon aus dem Schloßbrande im Jahre 1814 gerettet werden konnte, in die hiesige Universitäts-Bibliothek übergegangen ist. Die Fürstin correspondirte meistens in französischer Sprache. Sogleich nach Empfang eines Briefs beantwortete sie denselben, sendete jedoch die Antwort nicht sogleich, sondern erst, nachdem sie einige Tage versiegelt gelegen. Die empfangenen Briefe wurden sofort vernichtet. Mit dem Papier war sie sehr sparsam, und überhaupt pflegte sie der größten Ordnung in ihrem Haushalte. Die empfangenen Rechnungen wurden sogleich berichtigt, so daß nach ihrem Tode keine Schulden sich vorfanden. Als eine große Kinderfreundin liebte sie beständig von einem oder zweien umgeben zu seyn, und zwar zog sie die lebhaften und dreisten Knaben den Mädchen vor.

In den achtziger Jahren hatte sie eine Reise nach Italien unternommen und daselbst ihre Neigung zu den bildenden Künsten genährt und ihren Geschmack ausgebildet. Prof. Naumann aus Ansbach mußte sie als Maler und wissenschaftlicher Cicerone begleiten. Seine Heiligkeit Pius VI. empfieng die geistreiche Fürstin mit der ihrem Stande gebührenden Rücksicht, und beschenkte sie mit einem Mosaikgemälde. Dieses litt auf dem Transport etwas, worauf ich es, da Ihre Durchlaucht von meiner Liebhaberei für Gemmen Notiz genommen hatte, zur Ausbesserung bekam, was ich auch zu bewerkstelligen so glücklich war.

Ihre Durchlaucht war von einem sehr menschenfreundlichen Charakter, ihr Benehmen leutselig und offen. Sie nahm warmen Antheil an Leid und Freud der Familien, welche sie persönlich näher kannte, und bisweilen mit einem überraschenden Besuche beehrte.

Der kleine, aber sehr anständig gehaltene Hof der Frau Markgräfin verlieh der Stadt einen besonderen Glanz, und trug wohl auch nicht wenig dazu bei, hoffähige Cavaliers und sogar fürstliche Personen der hiesigen Universität zuzuführen, weil sie Zutritt an dem markgräflichen Hofe erhielten.

Der Hofstaat selbst war aus zwei Hofcavalieren und zwei Hofdamen nebst dem nicht unbeträchtlichen Dienstpersonale gebildet. Er konnte an und für sich nichts zu der Würde einer Fürstin hinzuthun, welcher Vornehmheit und adeliges Wesen angeboren war. Aber die fürstliche Hofhaltung hatte doch einen sehr günstigen Einfluß auf die geselligen Verhältnisse der Stadt und Universität, wie sie denn auch andererseits die Gewerbe in mehrfache Nahrung setzte. An Sonntagen fuhr Ihre Durchlaucht in einem Staatswagen, umgeben von Heiducken und Läufern und gefolgt von einem zweiten Wagen mit den Hofdamen, in die Sophien- oder Universitäts-

Kirche, in welcher während jener Zeit von einem Universitätsprofessor die Predigt gehalten wurde. In der Neustädter Hauptkirche empfieng sie alljährlich mit ihrer nächsten Umgebung das heilige Abendmahl. — An Sonn- und Feiertagen waren stets einige Professoren, Stabs-Offiziere von der Garnison und hoffähige Studierende zur Tafel geladen, welche ohne übermäßigen Luxus, aber in wahrhaft fürstlichem Sinne servirt wurde. Nach dem Kaffee, welcher im Sommer bei gutem Wetter in der sogenannten Orangerie des Schloßgartens (einem Pavillon, wo gegenwärtig sich das anatomische Theater befindet) eingenommen wurde, entließ Ihre Durchlaucht die Gesellschaft. Wenn kein Theater war, machte die Fürstin Abends ihre Parthie Whist mit Herrn und Damen des hier wohnenden Adels.

Von ganz besonders segensreichem Einfluße war dieser kleine Hof in früherer Zeit durch seine Verbindung mit der königlich preußischen Familie, später durch das Beispiel von Standhaftigkeit, welches die Fürstin während der Bedrängnisse der französischen Kriegsjahre der Bürgerschaft gab. Sie erlebte in dieser Zeit viel Trübes. So verlor sie ihren Bruder, den bekannten Herzog Ferdinand von Braunschweig, welcher seine militärische Carrière in dem preußisch-französischen Kriege auf eine so unglückliche Weise schloß, da er, am 14. October 1806 in der Schlacht bei Auerstädt verwundet, später in fremden Landen starb. Weil in der Periode der Occupation die Apanage nicht regelmäßig ausbezahlt wurde, so sah sich die vortreffliche Frau gezwungen, ihre in Oesterreich angelegten Capitalien an sich zu ziehen; aber sie hörte auch in dieser traurigen Epoche niemals auf, Schutz und Trost für die hiesigen Armen zu seyn, deren Zahl sich natürlich in so unglücklichen Zeitläuften vermehren mußte. Von der königlich preußischen Familie erfuhr sie stets die verehrungsvollste Behandlung, wie sie die verwandtschaftlichen Verhältnisse und die Tugend der Fürstin verlangten.

So oft der König von Preußen Friedrich III. (1799 und 1805) mit seiner Gemahlin die fränkischen Fürstenthümer besuchte und bei Fürth Revue über das zusammengezogene Truppenkorps hielt, wurde von der preußischen Königsfamilie bei der Frau Markgräfin eine Collation eingenommen und sie zum Besuche des Lagers und zur Ansicht der militärischen Uebungen eingeladen. Bei der letzten Anwesenheit der königlichen Familie vereinigte das markgräfliche Schloß die drei Schwestern, Louise, Königin von Preußen, die Fürstinnen von Thurn und Taxis und von Solms, nachmalige Königin von Hannover. Die Erscheinung dieser schönen Damen machte einen tiefen Eindruck auf die Bevölkerung Erlangens, besonders wegen der schwesterlichen Eintracht und Liebe, die sich bei dieser Zusammenkunft kund that. Man sieht gerne Geschwisterliebe und eheliche Zärtlichkeit bei den höchsten Herrschaften, weil sie darin den Guten im Volke gleich kommen. In der Liebe sollen besonders diejenigen nicht übertroffen werden, die man als von Gott eingesetzte Vormünder des Rechts und der Gnade verehrt. Es ist heute noch die Menschenfreundlichkeit und weibliche Würde der Königin Louise von Preußen in gutem Andenken bei den Bewohnern der Fürstenthümer.

Die Frau Markgräfin war eine große Freundin der Musik und des Theaters, und unterstützte die Nürnberger Schaubühne, welche während der Sommermonate in dem hiesigen Theater dramatische Vorstellungen und Opern gab. Die Nürnberger Bühne, unter der Direction des thätigen Reuter, eines guten Bassisten, und unter der Mitwirkung von Eßlair, Anschütz, Spitzeder, Roland, Mietke, des vortrefflichen Komikers Braun, eines sehr braven und jovialen Mannes, der noch in München lebt, des jetzt in Frankfurt befindlichen Musikdirectors Guhr und seiner Frau, war als Provinzialbühne ausgezeichnet.

Am 14. Januar 1814 kam durch einen unglücklichen, nicht erklärten Zufall in dem Schlosse Feuer aus. Es war kurz nach 12 Uhr Mittags, da wir uns gerade beim Essen befanden, als der Ruf „Feuer" erscholl. Wir Alle, darunter auch mehrere junge Männer, welche bei mir Kostgänger waren, eilten zum Schloß, wo schon dicker Rauch auf der rechten Seite des Dachstuhles in die Höhe wirbelte. Dr. Klinksieck, jetzt Apotheker in Nürnberg, hatte im ersten Augenblicke die Besonnenheit, der Fürstin anzutragen, ihm die Rettung ihres Schmuckes zu vertrauen. Sie frug nach seinem Namen, und auf sein Erwiedern, daß er Student und bei mir Kostgänger sey, ließ sie ihm den Schmuck aushändigen, und Klinksieck war denn auch so glücklich, denselben in das Kaufmann Paulische Haus zu retten. Einige Tage nachher ließ die Durchlaucht meine Frau zu sich rufen, und erkundigte sich über die Verhältnisse des jungen Mannes, welcher so resolut die Rettung ihres Schmuckes bewerkstelliget habe. Auf die Nachricht, daß er sich in sehr behaglichen Verhältnissen befinde, und daß von keiner Belohnung die Rede seyn könne, ließ sich's die Fürstin nicht nehmen, seine kluge Entschlossenheit durch ein freundliches Andenken zu ehren. Der Brand des Schlosses verbreitete sich mit großer Schnelligkeit, besonders, weil, nach älterer Bauart, die Zwischendecken nicht mit Urbau, sondern mit Sägspänen ausgefüllt waren; aber die Durchlaucht verließ das Gebäude nur, nachdem sie über das persönliche Schicksal aller Angehörigen beruhigt war. Sie zeigte die größte Ruhe und Gleichmuth und begab sich in das v. Ausin'sche Haus, woselbst sie die ersten Tage verblieb. Mancher Mann hätte sich an dem kaltblütigen Muthe der schon bejahrten Fürstin ein Muster nehmen können. Die ganze Einwohnerschaft, unter der sich ganz besonders die Studierenden hervorthaten, war unermüdet beim Löschen. In den Reihen, welche die Wassereimer hin- und hergehen ließen,

standen unter den Bürgern und Studierenden die Frauen und Töchter der Universitäts-Angehörigen; allein bei einer Kälte von 13 Graden, welche die Schläuche gefrieren machte, war wenig zu thun, und man mußte sich auf's Retten beschränken. Die Gegenstände wurden in dem Schloßgarten aufgehäuft, oder in den nächsten Häusern untergebracht, und als ein Beweis von der Anhänglichkeit der Einwohnerschaft mag angeführt werden, daß nicht das Geringste entwendet wurde. Aber dennoch gieng Vieles zu Grunde, wodurch der Fürstin mancher empfindliche Verlust erwuchs. Nachmittags nach 4 Uhr stürzten die Decken des Mittelbaues zusammen, indem sie das Hauptgewölbe durchschlugen. Abends $^1/_2$7 Uhr stand das ganze 216 Fuß lange Gebäude in vollen Flammen. Ein Glück konnte es genannt werden, daß die Dächer der benachbarten Häuser mit einem Fuß hohen Schnee bedeckt waren, wodurch die Weiterverbreitung der Flammen verhindert wurde. Nach einer angstvoll und anstrengend hingebrachten Nacht wurde am andern Tage durch den zufällig hier befindlichen Major v. Falkenhausen darauf aufmerksam gemacht, daß man bei dem sich erhebenden Winde der Brandstätte eine größere Aufmerksamkeit zuwenden möge. Der erschöpften Einwohnerschaft wurde eine Anzahl Rekruten, welche von Forchheim gekommen waren, zum Löschen beigegeben, wodurch es gelang, alle weiteren nachtheiligen Folgen zu beseitigen. Das ganze Innere des Schlosses war bis auf die vier Mauern in Asche gelegt. Durch die ungeheure Menge von Asche und Ruß, welche bei dem Brande entstanden, besaßen die Schneefelder um die ganze Stadt, besonders aber nach Büchenbach zu, ein mehr oder weniger grauliches Ansehen. Die Fürstin ward nach dem Brande von mehreren Nachbarstädten, sowie von Sr. Majestät dem König Max Joseph eingeladen, sich eine andere Residenz zu wählen, zog es aber vor, in einer Stadt zu verweilen, von welcher

sie so manche Beweise loyaler Anhänglichkeit erhalten hatte. Sie bezog das Großische Haus auf dem Markte, jetzt das städtische Rathhaus, wo sie einer Deputation der Bürgerschaft, welche ihr die Theilnahme an dem erlittenen, schweren Verluste ausdrückte, ihren Willen dahin erklärte, die ihr werthgewordene Stadt niemals mehr verlassen, und ihr sogar im Tode angehören zu wollen.

Die Leichen der fürstlichen Personen aus dem Hause Brandenburg-Onolzbach wurden in der Fürstengruft zu Ansbach und in der alten Kirche zu Kloster Heilsbronn beigesetzt, auf welche letztere, als für die Hohenzollern'sche Fürstengeschichte merkwürdig, in neuester Zeit durch den kenntnißreichen, auch von mir gekannten und hochgeschätzten Herrn Baron v. Stillfried aufmerksam gemacht worden ist, und welche dermalen auf Staatskosten renovirt wird. Für die Linie Culmbach-Baireuth dagegen bestanden Ruhestätten in den Baireuther Kirchen und in der zu Himmelskron. Als ich vor etwa zehn Jahren die letztere, eine sehr alte Kirche besuchte, wies man mir in der Fürstengruft vier Särge: des apanagirten Prinzen Christian Heinrichs, Georg Friedrich Carls des Frommen, Albrecht Wolfgangs, der bei Parma gegen die Franzosen geblieben, und Friedrich Christians, des letzten regierenden Markgrafen von der Culmbach-Baireuther Linie. Seines Vorgängers Markgrafen Friedrich und dessen erster Gemahlin Marmorsärge stehen zu Baireuth in der ehemaligen Schloß- jetzt katholischen Kirche zu Tage. Dieser Fürstenlinie letztes Glied war nun unsere Frau Markgräfin. Sie segnete das Zeitliche am 22. Dezember 1817, und wurde ihrem Wunsch gemäß in der Neustädter Kirche beigesetzt. Ihr Leibarzt Loschge machte die Section, und Herr Professor Fleischmann nebst meiner Wenigkeit hatten das traurige Geschäft, den Leichnam einzubalsamiren. In einem mit blauem Sammt beschlagenen und

mit silbernen Tressen besetzten Sarge lag die Leiche auf dem Paradebette, und die dankbaren Bewohner Erlangens wallfahrteten in großen Zügen, um der irdischen Hülle einer so verehrten Fürstin die letzte Huldigung zu bringen. Am Abend, bei Fackelschein, unter Begleitung der städtischen Behörden, der Universität, der Landwehr und vieler Bürger erfolgte die Beisetzung in der vollbeleuchteten Kirche. Die Parentation und Einsegnung hielt Professor Lippert.

Da das abgebrannte Schloß während der Fürstin Lebzeit nicht mehr in Stand gesetzt werden konnte, so verweilte sie bis an ihr Ende in dem erwähnten Großischen Hause. Hier war es, wo Ihre Durchlaucht im Jahre 1816 einen Besuch von dem Kronprinzen Ludwig von Bayern, jetzt regierendem König, erhielt. Da die öffentlichen Behörden der Stadt Sr. königlichen Hoheit ihre Aufwartung machten, hatte ich in meiner Eigenschaft als Hauptmann der Landwehr mit dem übrigen Offiziercorps ebenfalls die Ehre; wobei der Kronprinz, als oberster Chef der allgemeinen Landesbewaffnung, meinen militärischen Beruf durch die Bemerkung bekräftigte, „daß ich auch einen sehr martialischen Namen besäße." Erst nach dem Tode der Frau Markgräfin ward das Schloß wieder vollständig aufgebaut und, nachdem es 1822 den neuen Dachstuhl erhalten, der Universität als Universitäts-Gebäude überwiesen. Mein werther Freund, Herr Bürgermeister Lammers, hat in seiner Geschichte der Stadt Erlangen auch über die Geschichte jenes Gebäudes gehandelt. Inzwischen mag Einiges hierauf Bezügliche hier seine Stelle finden. Die Stadt Erlangen verdankte ihre Zunahme und Vergrößerung vorzüglich der Intoleranz Königs Ludwig XIV. von Frankreich. Als nämlich derselbe 1685 durch Widerrufung des Edictes von Nantes viele wackere, arbeitsame Einwohner calvinistischen Bekenntnißes zur Auswanderung veranlasste, kam eine große Anzahl derselben auch nach

Erlangen, wo ihnen Markgraf Christian Ernst durch ein Decret vom 6. Dec. 1686 außer freier Religionsübung auch viele Begünstigungen und Freiheiten zugesichert hatte. Durch diese französischen Refugiés und durch die gleichzeitig eingewanderten Schweizer reformirten Glaubens wurde die Stadt, unter fortwährender Unterstützung des Markgrafen, wohl um die Hälfte vergrößert, und der neuangebaute, südliche Theil, zum Unterschied von der Altstadt, Christian-Erlangen genannt.

Unter den Ansiedlern befanden sich vorzüglich viele Strumpfwirker, deren schönes Fabricat solchen Ruf erhielt, daß nach und nach gegen sechshundert Wirkstühle aufgestellt wurden, alle von der in Frankreich üblichen Bauart. Dieser Fabricationszweig hat sich bis auf den heutigen Tag in großer Ausdehnung erhalten. Auch die Hutmacher zeichneten sich durch gute Arbeit aus, so daß man diese besonders auf den Mainzer und Frankfurter Messen aufsuchte. In neuerer Zeit wurde dieser Fabrikzweig von Filzhüten durch den Gebrauch von Mützen und Strohhüten sehr beschränkt. Man liebt jetzt mehr eine leichte und kühle Kopfbedeckung, entweder, weil die künstlichen Haartouren, zu deutsch Atzeln, auch bei jüngeren Leuten mehr zugenommen haben, oder die Köpfe schwerer und heißer geworden sind. Einen andern Industriezweig verfolgten die, ebenfalls zahlreich eingewanderten, Weißgerber, welche die Ziegenfelle besonders gut zu bearbeiten verstanden, worauf die verschieden gefärbten oder noch weißen Felle zu den glaçirten Handschuhen verwendet werden. Im Verfolge der auf diese Art eintretenden Zunahme und Verschönerung der Stadt legte der Erbprinz Georg Wilhelm am 12. Juli 1700, unter Gutheißung seines Vaters, Markgrafs Christian Ernst, den Grundstein zu dem Schloß. Eh' jedoch das Gebäude fertig war, übernahm es der Vater käuflich, und schenkte es seiner kürzlich angetrauten dritten Gemahlin, Elisabetha Sophia. Im Schenkungsbrief

d. d. 17. Sept. 1703 erhielt das Schloß den Namen „Elisabethen-Burg.“

Mit dem Schloßbau entwickelten sich auch die Anlagen zum Schloßgarten. Auf dem freien Platz zunächst dem Schloß erhob sich eine Fontäne, die aus fünf und vierzig steinernen Statuen, mannigfach gruppirt, Herrn und Damen in der Kleidertracht der Refugiés oder in dem sogenannten Rococo-Styl, besteht. Dieser Garten ward, nach Ueberweisung der Baulichkeiten an die Universität, theilweise zum botanischen Garten verwendet, indem der von Schreber vor dem Nürnberger Thor angelegte Garten, unter der thätigen und einsichtsvollen Leitung des würdigen und hochverehrten Herrn Geheimenhofraths Dr. Koch, des größten Kritikers auf dem Gebiete der deutschen Flora, dahin versetzt wurde. Hier hat denn der botanische Garten nicht blos einen besseren Boden, sondern auch eine ungleich vollkommnere Bewässerung gefunden, indem die Wasserleitung und das Druckwerk in der Thalermühle und auf dem Wasserthurme die Fontänen und die übrigen Bassins hinreichend mit Wasser speiset. In der Allee, die längs dem botanischen Garten hinläuft, befand sich in früherer Zeit eine sogenannte „Maille-Bahn“, eine mit zwei bis drei Schuh hohen Brettern eingefaßte Bahn, worauf der Markgraf mit seinen Cavaliers, um sich nach der Tafel eine Bewegung zu machen, hölzerne Kugeln mit einer Art von Schlägeln forttrieb. Am obern Ende des Schloßgartens, wo jetzt das Krankenhaus steht, war ein natürliches Theater von Waldbäumen angepflanzt, auf welchem bisweilen auch gespielt wurde. Schade, daß Schiller damals seine Räuber noch nicht geschrieben hatte. Man begnügte sich in jener harmlosen Zeit wahrscheinlich mit zärtlichen Schäferspielen. Die ehemaligen Umgebungen des Schloßgartens erfuhren bei der Verwendung für Universitätszwecke ebenfalls günstige Veränderungen. Die Orangerie wurde zu einem aus-

gedehnten, höchst zweckmäßigen anatomischen Theater umgeschaffen. Die gegenüberliegende sogenannte Schloß- oder Concordien-Kirche, die schon längere Zeit eingegangen und nur noch zu einem Kohlenmagazin gebraucht war, ist nun in das sogenannte Museum ausgebaut worden, und enthält eine Reihe schöner Gemächer, die als Auditorien dienen, und ein zweckmäßiges, chemisches Laboratorium. In einem der größeren Säle ist durch besondere Vergünstigung des akademischen Senates die pharmakognostisch-pharmazeutische Sammlung meines Sohnes Theodor aufgestellt.

Die Frau Markgräfin war eine große Freundin von neuen Erfindungen. Vieles, was in dieser Beziehung öffentlich besprochen wurde, entgieng auch ihr nicht, und so hat sie denn auch mich zu mehreren chemischen und pharmazeutischen Arbeiten veranlasst, deren ich hier Meldung thun muß. Einstmals schickte sie mir ein äußerliches Heilmittel, welches aus England unter dem Namen Opodeldoc kam, mit dem Auftrage, es zu untersuchen und ebenfalls herzustellen. Das Glas dieses Arzneimittels, welches früher in Deutschland nicht bekannt gewesen war, wurde aus der Bestelmeier'schen Handlung zu Nürnberg um einen bayerischen Thaler bezogen. Ich fuhr mit der Arbeit über diese eigenthümliche seifenartige Substanz so lange fort, bis ich so glücklich war, sie in vollständiger Identität mit dem englischen Producte, welches ein gewisser Dr. Steer erfunden hatte, herzustellen, worauf es von mir auch in gleichen Cylindergläsern in den Handel gebracht worden ist. Das Opodeldoc wurde später auch in mehrere Dispensatorien aufgenommen. Der Pariser Galanteriehandel brachte damals unter dem Namen Briquets suroxygénes die ersten chemischen Feuerzeuge zu uns, deren Zündhölzer durch die Berührung mit concentrirter Schwefelsäure zum Brennen gebracht wurden. Da Ihre Durchlaucht auch deren Herstellung von mir wünschte, so unterzog ich mich

diesem Auftrag. Weil das dazu nothwendige Präparat, damals noch wenig bekannt, nur mühsam bereitet werden konnte, während es jetzt als ein wohlfeiles Chemical unter dem Namen chlorsaures Kali im Handel vorkommt, so schickte ich mich an, es im Größern anzufertigen, woraus denn die Zündhölzer hergestellt wurden. Bald nachher kam ein Herr Wagemann aus dem Würtembergischen nach Erlangen, der die Herstellung solcher Feuerzeuge ins Große trieb, und später in Berlin eine ansehnliche Fabrik errichtete. Es war ein kenntnißreicher, praktischer Mann, mit dem ich manche interessante chemische Operation ausführte. Die Chemie war in jener Zeit für mich nicht blos eine Angelegenheit des Berufs, sondern auch des Vergnügens, weßhalb ich meinen Hausfreunden und einigen Familien einigemal die Winterabende mit chemischen Experimenten und Erläuterungen verkürzte. Meine kleine Hauscapelle, die Söhne und einige ihrer Schulfreunde, ließ sich in den Zwischenacten vernehmen. Was aber zunächst jenes Feuermachen auf chemischem Wege betrifft, so gesteh' ich, daß das Feuerschlagen mit Stahl und Stein der alten Zeit, diese bedächtliche Uebung, doch auch viel unbedenklicher und minder gefährlich war, als die jetzige mit den Streichzündhölzchen, die zwar große Bequemlichkeiten darbieten, aber angewendet von unmündigen und unwissenden Kindern zu vielen Bränden in Gebäuden Anlaß gegeben haben, und noch ferner geben werden, wenn nicht anders strengere Gesetze über ihren Gebrauch und ihre Aufbewahrung erscheinen. Die obenerwähnte Sorte von Zündhölzchen mit chlorsaurem Kali ist nach und nach von andern verdrängt worden, die mit Phosphor und Blei- oder Braunstein-Oxyd, oder mit Schwefel-Phosphor bereitet werden. Die letzteren bringen neben der Erreichung ihres Zweckes, einer gar leichten und schnellen Entzündung, noch ein anderes, früher ganz unbekanntes Uebel in die Welt. Ich meine die schreckliche

Krankheit der Kieferknochen, welche, wie zuerst Dr. Lorinser in Wien und Prof. Dr. Heyfelder in Erlangen nachgewiesen haben, die traurige Wirkung der Arbeit in den Fabriken der Phosphor-Zündhölzchen ist. Abermals ist also ein neues Uebel über die Menschheit gekommen, während sie von ihrem Vorrechte Gebrauch macht, Licht zu machen und Feuer zu entzünden!

Ein ausgezeichneter Dentist, Carnelli aus Marseille, welcher in Regensburg krank wurde, wo ich mich seiner annahm, theilte mir aus Dankbarkeit die Vorschrift zu einem Zahnmittel mit, das er unter dem Namen „Elixir dentifrice“ verkaufte. Nachdem ich meinem verehrten Freunde, Hofrath Hildebrandt, die Vorschrift zu dieser Composition bekannt gegeben, legte der ausgezeichnete Arzt und Chemiker ein so günstiges Zeugniß darüber ab, daß ich es ebenfalls anfertigte. Dieß Mittel hat nicht aufgehört, die Anerkennung der Zahnärzte zu erhalten.

Mein Hauswesen.

Es wird jetzt an der Zeit seyn, daß ich meine Erinnerungen von den äußern Dingen übertrage auf Haus und Familie, und schreibe, wie ich es hier gehalten, nachdem ich das Geschäft von meinem lieben Oheim und Schwiegervater käuflich übernommen und allein weiter geführt habe. Hier muß ich denn vorerst der treuen, liebevollen und umsichtigen Beihülfe meiner guten Frau in aller Dankbarkeit gedenken; denn sie ist mir immer, in guten und schlechten Tagen, als eine vortreffliche Hausfrau zur Seite gestanden, für welchen Segen ich Gott nicht genug danken kann.

In der Erziehung meiner Kinder suchte ich zuerst auf ihren Charakter zu wirken. Wahrheit und Offenheit gegen die Aeltern habe ich stets als die erste Bedingung der Morali-

tät und eines glücklichen Erfolgs in der Erziehung angesehen. Liebe und Sorgfalt der Aeltern hat auch zur Folge gehabt, daß die Herzen meiner Kinder immer wie ein offenes Buch vor mir und meiner Frau lagen. Dieß hat sich Gott Lob! bis auf den heutigen Tag erhalten, und ohne Geheimnisse vor einander haben wir die gegenseitige Liebe nur gestärkt. Lüge ist, Gott sey Dank, in meiner Familie niemals vorgekommen. Für ein frommes und dankbares Gemüth sorgte meine gute Frau zunächst bei den Kindern dadurch, daß sie mit ihnen in der Stille am Morgen und Abend betete. Meine Knaben hielt ich vor Allem zur Ordnung an. Sie mußten sich in allen Dingen der Hausordnung fügen. Ihren ersten Unterricht erhielten sie, eben so wie meine Tochter, in der Schule des ehrwürdigen Dr. Pöhlmann, der sich einen guten Namen unter den Pädagogen nach Pestalozzischer Methode erworben hat. Später schickte ich die Knaben in das Gymnasium, unter Rector Besenbeck, und gab ihnen zugleich Privatlehrer, unter denen sich besonders der Subconrector Dr. Lorenz Richter um den ältern verdient gemacht hat. Richter war ein guter Lateiner, und, wenn auch gerade nicht geschmackvoll, ein strenger deutscher Grammatiker. Meine Kinder hatten das Glück, gute Freunde im Hause zu haben; denn es wohnte bei mir die vortreffliche Familie des Herrn Professors der Theologie Hänlein, später Consistorial-Directors zu München, mit dessen Söhnen die meinigen in kindlicher Freundschaft aufwuchsen. Die Familien Klüber, Abegg, Hildebrandt und Meynier, alle in der Nachbarschaft wohnhaft, stellten ihr Contingent zu dem Convent der Knaben, und da gab es denn allerlei Spectakel und manchmal einen Höllenlärm im Hause. Aber was verträgt nicht die Liebe der Aeltern; und am Ende wären uns die Buben nicht recht gewesen, hätten sie den Kopf gehängt. Meine Tochter blieb immer unter den Augen der Mutter, die sie vor Allem zum

Hauswesen anhielt; denn darauf kommt es doch bei einem Mädchen am allermeisten an. Die Zugaben von Musik, Zeichnen und andern schönen Künsten fanden sich daneben wie von selbst ein. Ein gutgeartetes Mädchen, dem das Talent nicht fehlt, wird auch ohne eine gelehrte Erziehung Alles erhalten, was einen Mann glücklich machen kann. Gottlob, die Erfahrung hat auch gelehrt, daß unsere Erziehungsgrundsätze die rechten waren.

Nachdem ich in früheren Jahren so häufig die Nacht zu Tag gemacht und unter Arbeiten hingebracht hatte, glaubte ich jetzt meiner Verbindlichkeit als Hausvater genug zu thun, wenn ich im Sommer um sechs Uhr, im Winter um sieben Uhr mein Schlafgemach verließ, wo ich, nach einem kurzen Gebet in aller Stille, mir auch schon die Reihenfolge der Geschäfte für den Tag ausgedacht und vorgezeichnet hatte. Mein erster Gang war täglich in die Materialkammer, um daselbst die Tags vorher defect gewordenen Arzneistoffe und Präparate aus den größern Vorräthen zu ergänzen. Die neu anzufertigenden Präparate wurden nach dem jeweiligen Befunde ausgezeichnet, und der Defectarius mit deren Herstellung beauftragt, und nach Bedürfniß dabei berathen. In Sommerszeit stellten sich schon zu früher Tagesstunde oft sechs bis acht Kräuterweiber, mit ihren offizinellen Vegetabilien, ein, von welchen hier die Kamillen (Flores Chamomillae) genannt sein mögen, weil sie, aus dem nahgelegenen Bamberger Lande in großer Menge hierhergebracht, sofort durch mich getrocknet, an mehrere meiner Collegen weiter versendet wurden. Der Gebrauch von inländischen Vegetabilien in den Offizinen war damals viel größer, als gegenwärtig, wo nur wenige Kräuter, Wurzeln und Blumen ihren Werth erhalten haben, und namentlich auch die Zubereitungen mit Zucker (Conserven) aus der Uebung gekommen sind.

Unser Frühstück bestand in Haysan-Thee, was ich er-

wähne, weil ich seit mehr denn sechzig Jahren den Thee als sehr geeignet für einen Geschäftsmann gefunden habe. Vom Kaffee kann ich nicht Gleiches rühmen, wenn schon auch viele Leute, besonders Gelehrte, dabei recht alt werden. Nach dem Frühstücke ließ ich mir zunächst die Geschäfte im Laboratorio angelegen seyn, und besorgte auch die Eintragung der am vorigen Tage angefertigten Recepte in das Contobuch. Um zwölf Uhr wurde zu Mittag gespeißt. Am Tische saßen nicht nur die Glieder meiner Familie und die Gehülfen und Lehrlinge, sondern auch mehrere Studierende von der Universität, als Kostgänger. Da ich von Jugend auf ein Freund der Musik gewesen, so hatte ich meine Kinder darin unterrichten lassen, und es war für mich eine angenehme Stunde nach dem Essen, wenn diese mit ihrem Lehrer und einem oder einigen ihrer Freunde ein Quartett oder ein kleines Concert aufführten. Ein braver, preußischer Edelmann, Baron Reichenbach, der bei Jena ein Bein gelassen hatte, und nun hier studierte, gehörte auch zu dieser Hauscapelle, während deren Executionen ich ein Pfeifchen rauchte und Kaffee trank. Darnach aber kehrte Jedes wieder zu seiner Arbeit zurück, bis zum Abendessen, welches zeitig genommen wurde. Die spätern Abendstunden gehörten den Gehülfen und Lehrlingen zu ihrer Lectüre, welche ich größtentheils aus meiner kleinen chemisch-pharmazeutischen Bibliothek unterstützte.

Zu meinem Geschäft bedurfte ich zwei Gehülfen und einen Lehrling. Bei der Einführung der Haus- und Geschäftsordnung nahm ich mir meinen verehrten Freund Hecht in Strasburg zum Vorbild. Receptarius und Defectarius theilten sich wochenweise wechselnd in die Geschäfte; doch wenn sich momentan die Arbeiten am Receptirtische häuften, so wurde auch die Hülfe des Defectarius in Anspruch genommen. Am Sonntage wechselten die Gehülfen im Ausgehen mit einander ab; überdieß

hatte jeder von ihnen wochentlich einen halben Tag, und der Defectarius konnte des Abends, nach dem Nachtessen, ausgehen. Außer diesen Erholungsstunden aber mußte Jedermann strenge auf seinem Posten seyn, so wie ich selbst es war.

Die Lehrlinge unterrichtete ich, indem ich ihnen schriftliche Aufgaben ertheilte und mich darüber mit ihnen besprach, oder indem ich ihnen die vorzunehmenden oder ausgeführten chemischen Processe erläuterte. Nach dem Grade ihrer Ausbildung ließ ich sie selbstthätig an chemischen Arbeiten und am Receptirtische Theil nehmen. Gerne genügte ich ihrem Wunsche, bei schicklicher Gelegenheit meine Mineralien-Sammlung zu betrachten, oder, wenn sie Freude an der Kräuterkunde hatten, mein Herbarium zu mustern und manchmal botanische Excursionen zu machen. Diese mir anvertrauten jungen Leute behandelte ich ganz vorzugsweise als Glieder meiner Familie. Je mehr sie sich an mich und, beim Heranwachsen meiner Söhne, an diese anschlossen, um so lieber war es mir. Während meiner dreiunddreißigjährigen Geschäftsführung hatte ich zwölf Lehrlinge, deren mehrere nach vollbrachter Lehre noch als Gehülfen bei mir standen. Sie haben sich größtentheils in der Folge als geschickte Apotheker bewährt, und zum Theil auch als wissenschaftlich gelehrte Männer ausgezeichnet. Ich kann es mir nicht versagen, einige von ihnen hier zu erwähnen. Vom Jahre 1797 bis 1802 lernte bei mir Johann Christian Heinrich Wolf, aus Limmersdorf in der Grafschaft Giech, der brave Sohn meiner lieben Schwester. Nachdem er sich bis 1817 in Regensburg, Fürth, Biel, Basel und Bern als Gehülfe und Provisor umgethan, etablirte er sich durch die Verheurathung mit einer würdigen Frau in Nördlingen, wo er noch lebt und als Magistratsrath und städtischer Abgeordneter zur Ständeversammlung auch in größeren Kreisen seinen Mitbürgern in allen Ehren zu dienen beflissen ist. Der Würde des Apothekerstandes

hat er sich immer mit Eifer angenommen, und gegen Arznei-Charlatanerie eine besondere Schrift veröffentlicht. Andere Aufsätze aus seiner Feder stehen in den pharmazeutischen Correspondenzblättern für Süddeutschland. — Wilhelm Raab aus Kirchleus bei Culmbach, der ihm in der Lehre folgte, hat ebenfalls in mehreren größeren Städten Deutschlands und der Schweiz conditionirt, nachdem in Bayern den Pharmazeuten ein zweijähriger Universitätscursus vorgeschrieben wurde, diesen in Erlangen gemacht, und 1830 eine neue, sehr wissenschaftliche Bearbeitung der vierten Auflage der Pharmacopoea borussica (Nürnberg, bei Stein) herausgegeben. Allgemein wurde er als einer der wissenschaftlichsten Pharmazeuten in Bayern anerkannt, und sein früher Tod ist daher von seinen Standesgenossen aufrichtig beklagt worden. Er starb am 14. December 1835 in Baireuth. — Friedrich Nees von Esenbeck, auf dem Bergschlosse Reichelsberg im Odenwalde geboren, aus welchem vor jedem Kriege in Deutschland der fabelhafte Ritter mit dem wilden Heere auszieht, kam 1805 zu mir. Er brachte aus dem Unterrichte seines ältern Bruders, des Präsidenten der Kaiserlichen Academia Naturae Curiosorum, eine sehr classische Bildung und reiche Kenntnisse in den Naturwissenschaften mit in die Lehre, und bildete sich hier, wie als conditionirender Pharmazeut in Basel und Hanau, so sehr aus, daß er 1817 als Inspector des botanischen Gartens nach Leyden zu Professor Brugmans berufen und 1822 als Professor der Pharmazie und pharmazeutischen Botanik in Bonn angestellt wurde. Seine Thätigkeit als Lehrer und Schriftsteller war eben so mannigfaltig als gründlich und fruchtbar. Er nahm bald einen der ersten Plätze unter den deutschen Botanikern ein, und gewann überdieß bei allen, die ihn kannten, durch seinen sanften, rein sittlichen und aufopfernden Charakter hohe Achtung, weßhalb ich denn nicht verfehle, seiner in Liebe und Ehre zu gedenken. Leider ist er

auch nicht mehr unter den Lebendigen. Er starb 1837, 12. December zu Hyères, wohin er sich zur Linderung eines mehrjährigen Brustleidens begeben hatte. — Von allen zwölf jungen Männern, die bei mir in die Pharmazie eingeführt wurden, leben jetzt nur noch drei: Wolf und Stobäus aus Dinkelsbühl, jetzt Apotheker in Melrichsstadt, und mein zweiter Sohn, der vom Jahre 1811 an sich der Pharmazie bei mir widmete. Das ist ein denn allerdings bedeutsames Memento mori für den neunzigjährigen Lehrer.

Unter den zahlreichen Gehülfen, welche während einer so langen Geschäftsführung bei mir gestanden, waren viele ausgezeichnete Pharmazeuten, die jetzt theilweise auch schon wieder gestorben, oder in Deutschland und der Schweiz noch ansäßig sind. Gleichwie die Ehen nach dem Sprüchwort im Himmel geschlossen sind, so ist auch die gegenseitige Anziehung unter Männern einer gewissen Vorbestimmung unterworfen. Dieß hat sich in meinen Verhältnissen zu jüngeren Standesgenossen besonders mit Herrn Hofapotheker Dr. G. W. Lammers bewährt, dessen Schicksal mit dem meiner Familie sich mehrfach verschlungen hat. Derselbe war von 1818 bis 1821 bei mir als Gehülfe gestanden und uns sehr lieb geworden, kehrte nach einigen Jahren in das befreundete Haus zu meinem Sohne zurück, und übernahm von ihm käuflich 1842 das Geschäft.

Zwischen den meistens erfreulichen Verhältnissen zu meinem Personale fehlte es freilich mitunter auch nicht an unerquicklichen Erfahrungen. Ich erhielt einstens den Sohn eines in der Nähe wohnenden Apothekers zum Gehülfen. Er hatte einen ruhigen Charakter, und verrichtete seine Geschäfte in aller Stille fort. Er war ein guter Arbeiter und pünktlicher Receptarius. Aber er hatte eine blaße Gesichtsfarbe und matte gläserne Augen. Eben war ich in Begriff, eine kleine mineralogische Reise nach dem Baireuther Oberland anzutreten, als ich

einen Brief erhielt, worin man mir bekannt machte, daß dieser, erst seit kurzem bei mir eingetretene Gehülfe ein Opiumesser sey. Erschrocken über diese Nachricht stellte ich ihn sogleich zur Rede, worauf er mir mit aller Ruhe das reine Geständniß ablegte, er habe in Würzburg an heftigem Zahnweh gelitten, so daß nur das Opium ihm Ruhe verschaffte. Bei wiederkehrenden Schmerzen sey ihm eine Steigerung der Dosis nothwendig geworden, und nun sey es leider so weit mit ihm gekommen, daß er täglich eine Drachme (Quentchen) Opium in Substanz nehmen müsse. Bei ihm erzeuge dieses Mittel ganz andere Gefühle und Wirkungen als die, welche man sonst von ihm anzugeben pflege, und er vermöge seine Seelenkräfte nur dann zu gebrauchen und pünktlich zu arbeiten, wenn er Opium zu sich genommen habe. Uebrigens dürfe ich über die Sorgfalt in der Ausübung seiner Geschäfte und wegen meines Opium-Vorrathes außer Sorge seyn, indem er sein eigenes Opium habe. Bei meiner Abreise empfahl ich ihn der Aufmerksamkeit seines Collegen. Allein während ich noch vom Hause entfernt war, erkrankte der Unglückliche schnell und gefährlich, so daß selbst die thätige Hülfe des ausgezeichneten Arztes Professor Dr. Reich, meines alten Freundes, jetzt in Berlin, ihn nicht retten konnte. Bei meiner Rückkehr fand ich ihn nicht mehr unter den Lebenden.

Um jedem neueintretenden Gehülfen genau anzugeben, was ich von ihm erwartete, und wie ich mein Geschäft betrieben wissen wollte, ließ ich eine „Instruction für meine Gehülfen" drucken, welche Jedem sogleich beim Eintritte übergeben und zu genauer Beherzigung empfohlen wurde. Ich folgte hierin dem Beispiele zweier in Deutschland rühmlichst bekannter Pharmazeuten, des Dr. Piepenbring und des Prof. Trommsdorff in Erfurt. Manchmal konnte ich gleich an der Art, wie diese meine Hausordnung aufgenommen wurde, beurtheilen,

auf was ich mir als Principal Rechnung machen dürfte. Weil diese Vorschriften mein Verhältniß zu meinen Gehülfen bezeichnen, so glaube ich einige Sätze daraus hier einschalten zu müssen.

§. 1. „Mein Gehülfe muß ein ehrlicher Mann von strenger Treue und ein sittlich guter Mensch seyn; ich muß mich auf ihn in diesem Punkte ganz verlassen, und ihm ganz trauen können. Er muß aber auch ein thätiger Mann seyn; denn aus Liebe zur Bequemlichkeit entspringt Nachläßigkeit, und durch Nachläßigkeit kann oft mehr Schaden als durch Untreue entstehen. Er muß ferner auch mit Eifer und Lust sein Fach betreiben, und sich aus Neigung demselben gewidmet haben."

§. 2. „Von meinen Gehülfen erwarte ich ferner ein anständiges und gesittetes, aber kein kriechendes Betragen. Sie sollen mich als ihren Freund und Hausvater betrachten, und da ich sie als Glieder meiner Familie ansehe, so wünsche ich auch, daß sie mir in allen Angelegenheiten, wo sie meinen Rath nöthig zu haben glauben, ihr Vertrauen schenken. Ich liebe ein offenes und gerades Benehmen, welches ich mit Freundschaft und Herzlichkeit erwiedere. Allen Klatschereien bin ich feind. Gehen aber Dinge vor, die meinem guten Ruf oder meiner Kasse nachtheilig sind, und sie werden von meinen Gehülfen entdeckt, so erwarte ich mit Recht, daß sie mich davon benachrichtigen." — Außerdem empfahl ich ihnen besonders Friedfertigkeit und ein gutes Beispiel gegenüber den Lehrlingen.

Von allen Tugenden habe ich die Ordnungsliebe für jene gehalten, welche dem Geschäftsmanne vorzugsweise zur Seite stehen soll. Auch kann ich wohl sagen, daß die Ordnung meine Göttin gewesen ist, der ich stets zu huldigen für meine Pflicht erachtet. In jedem Hauswesen ist Ordnung die Begründerin des Wohlstandes und der häuslichen Glückseligkeit.

Darum ein bestimmtes Verhältniß des Aufwandes zu den Einkünften, eine bestimmte Benützung jeden Theils der Wohnung zu dem rechten Zwecke, eine zweckmäßige Folge und Vertheilung der häuslichen Verrichtungen unter die Glieder der Familie u. s. w. Nur mit Ordnung kann der Handel bestehn; ja ohne sie kann es überhaupt keinen brauchbaren und nützlichen Geschäftsmann geben. Auch das rechte Maaß zwischen Arbeit und Erholung wird von der gesunden Anwendung der Ordnung dictirt. Dergleichen Grundsätze allen Hausgenossen einzuflößen, liegt in der Pflicht des Hausvaters.

Bei solchen Erwägungen tritt das Bild eines Mannes vor meine Erinnerung, der viele gute Eigenschaften vereinigte, und mir deßhalb lange Jahre hindurch ein lieber Freund war, der aber niemals ganz glücklich geworden, eben weil es ihm an jener heilsamen Himmelsgabe, der Ordnung, gefehlt. Gleich bei meiner Niederlassung in Erlangen schloß ich Freundschaft mit dem Buchhändler Salomon Walther, einem Mann, der in der hiesigen Gesellschaft wegen seiner geselligen Annehmlichkeit lange Zeit eine Rolle spielte, und noch vielen meiner lieben Mitbürger im Gedächtniß seyn wird.

Man denke sich einen wohlgebauten Mann von regelmäßigen Gesichtszügen, blauen Augen, blondem Haar, einer lauten, volltönenden Stimme und einer elastischen Raschheit aller Bewegungen, so hat man den äußeren Umriß von meinem Freunde. Der geistige Kern in dieser Hülle war vor Allem eine aufrichtige Liebe zu dem ganzen menschlichen Geschlecht und eine eben so aufrichtige Neigung für sittlichen und geistigen Fortschritt. Er wollte auch nicht dem kleinsten und elendesten Geschöpfe zu nahe treten. Wenn es auf ihn angekommen wäre, er hätte die ganze Welt glücklich gemacht, alle Thränen getrocknet, und uns den Zustand paradiesischer Gleichheit und Liebe zurückgegeben, den die Welt

schon so lange verloren hat. Wenn er aber Etwas hörte, das nach seiner Meinung gegen die „Würde der Menschheit“, gegen den „Adel unserer Natur“ verstieß, da bemächtigte sich seiner ein ungeheurer Zorn, der manchmal bis an das Komische gränzte. Wie konnte er sich ereifern über das „Niedrige, das Gemeine, das Bodenlose, das Inhumane!“ Seine Reizbarkeit war so groß, daß man nur eine ferne Andeutung von dergleichen „Abweichungen von der Menschenwürde“ zu geben brauchte, und es war um seinen guten Humor geschehen. Er tritt ganz heiter und harmlos in das Zimmer seiner Freunde, — er spricht mit der liebenswürdigsten Lebhaftigkeit von irgend einer tugendhaften Handlung, die er da oder dort gehört, — er schätzt sich glücklich, Freunde zu besitzen, die eine solche Tugend würdigen können; — da erblickt er die Visitenkarte eines Mannes, den er nach seiner Weise verwerflich findet, oder ein Buch, das hier schlechterdings nicht gelesen werden sollte, und auf einmal verstummt der eben noch so gesprächige Hausfreund, ein Flor des Unmuths legt sich auf sein Gesicht, er biegt sich vor auf seinen elfenbeinernen Stockknopf, schweigt, und ist verstimmt, ist entrüstet! Was ist Ihnen, lieber Walther? fragt meine gute Frau; er aber springt plötzlich auf: „es ist entsetzlich, — o, Menschheit!“ und damit zur Thüre hinaus, und läßt uns verblüfft sitzen. Wenn er aber wieder kommt, da glänzen seine Augen, er ist entzückt, er ist außer sich, er hat eine unvergleichliche Stimme singen hören im Zauber paradiesischer Unschuld, er hat ein erhabenes Gedicht von Herder abgeschrieben, das er in Begeisterung vorliest, — er hat Schillers Lied an die Freude in der Tasche, er ist selig, und spricht: „diesen Kuß der ganzen Welt!“ — Für nichts in der Welt hatte mein idealistischer Freund größere Verehrung und mehr Worte, als für — „edle Weiblichkeit, jungfräuliche Anmuth — reine Schönheit.“ Man könnte sich wohl denken,

daß er ihr nachgieng, daß er sie aufsuchte, und daß er, der gerne den Ehestandsprocurator machte, auch selbst recht glücklich für sich gewählt hätte. Aber nein, der liebe, gute Mann ist zweimal verheurathet gewesen, und hat sich zweimal scheiden lassen. Dennoch aber blieb er bis in die späteren Jahre der reinste Verehrer „weiblicher Tugend," und obgleich er auch die „schönen Formen" liebte, so that dieß doch seinen ideellen Ansichten von „weiblicher Würde und Bestimmung" keinen Eintrag.

Walther war ein Kosmopolit. Natürlich wollte er diese allgemeine Menschenliebe auch bei seinen nächsten Nachbarn und Mitbürgern bethätigen. Er lieh Capitalien aus, und fragte kaum nach einem Schuldschein, geschweige denn nach Sicherheit für Capital und Zinsen. Er gab sich zu Bürgen her für Leute, die er kaum gesehen. Er nahm Reisende in sein gastfreies Haus auf, die sich ihm durch ihr „reinmenschliches Wesen" empfohlen hatten. Er griff bei jedem Bettler in die Tasche, der ihm zum ersten Male begegnete; aber er schäumte vor Zorn, wenn er der Muthmassung Raum geben mußte, daß es ein Betrüger, ein Tagdieb sey. Niemand konnte einen größern Abscheu haben vor Betrug und Falschheit, als er, und Niemand wurde mehr betrogen. Nur sehr allmälig und spät verringerten solche Erfahrungen seine „Liebe zur Menschheit," und er fieng an, dem Einzelnen weniger Offenheit zu zeigen um endlich im Mißtrauen das Kind mit dem Bade auszugießen. Jedoch auch dann konnte ihn ein augenblicklicher Erguß, „ein Hochgefühl", noch entschädigen für alle Schmerzen, die ihm die Einzelnen bereitet hatten. Uneigennützig bis zur Verschwendung, immer im Sturm und Drang nach bürgerlichem Wohlseyn Anderer, dabei ein deutscher Patriot: so konnte es denn auch nicht fehlen, daß die Erlanger Bürgerschaft an ihn dachte, als unter König Maximilian Joseph die Constitution und die neue städtische

Verfassung gegeben wurde. Walther ward zweiter Bürgermeister, und nachdem ich die Wählenden des Kreises, die so gütig waren, an mich zu denken, gebeten hatte, nicht auf mich zu reflectiren, auch Abgeordneter in der Ständeversammlung. Hier, vor den Augen der „Väter des Volks“ erhob er sich ein einziges Mal mit wenigen, fast verlegenen Worten, um der hohen Versammlung „die Interessen der Erlanger Strumpfwirkerzunft zu empfehlen.“ Obgleich er bei andern Gelegenheiten frisch von der Leber redete, oft mit Feuer und Ausdruck, so wollte es doch hier nicht recht gelingen. Und eben so wenig gieng es in seinem Geschäfte als Bürgermeister. Dem Einzelnen nachzugehen, Mißbräuche aufzuspüren und abzustellen, Rechnungen zurevidiren, die Noth und Armuth in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen und zu trösten: zu allem diesen war mein lieber Freund nicht zu gebrauchen. Was war es denn also, wodurch eine so gute wohlwollende Seele verhindert ward, ihre edlen Absichten angemessen auszuführen, und dazu beizutragen, daß diese sublunarische Welt auch wirklich ein „Tempel der Liebe, Unschuld und Freude“ werde. Ich will diese Frage noch weiter verfolgen; vielleicht mag sich doch Einer oder der Andere meiner Leser daraus eine Nutzanwendung nehmen. Die Hauptursache, warum so viele gute Eigenschaften, die auch mit einer gewissen Energie verbunden seyn konnten, doch keine erheblichen Früchte brachten, war, weil es dem lieben Manne gerade an dem fehlte, was für die bürgerliche Stellung eines Jeden das höchste Gut ist: an dem Sinn für Ordnung. Nur deßhalb konnte er sich in vielen Dingen aus der „ordinären Alltagswelt“ nicht zu recht finden, und gieng ihnen mit Angst aus dem Wege. Wie man gesehen, war es ein „Ueberschwänglicher,“ d. h. ein Mann, der den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht. Immer beschäftigt mit den „höchsten Interessen der Menschheit“ vergaß er die eigene Nahrung und Nothdurft.

Das schöne und einträgliche Buchhändlergeschäft, das er zugleich mit einem hübschen Capitalvermögen von seinem Vater ererbt hatte, ward ihm zur Last. Er gab es am Ende käuflich ab, um ein Landgütchen einzuthun, und beschränkte sich auf den Verlag einiger großer, naturhistorischer Werke (von Schreber, Esper u. dgl.), hielt aber darin die gehörige Ordnung nicht, worüber sich die Autoren und die Abnehmer zu beklagen hatten. So hatte er auch manche Verluste zu ertragen, und zog sich endlich aus einer glänzenden Geselligkeit zu einer einfachen Suppe in eine verbitterte Einsamkeit zurück, wo ihn nur wenige der alten Freunde besuchten. An diesem verhängnißvollen Lebensgang eines von der Natur mit schönen Eigenschaften des Kopfes und Herzens ausgerüsteten Mannes kann man recht erkennen, was es um den Segen der Ordnungsliebe sey. Freilich kann ihm allein dieß nicht aufgebürdet werden, sondern zum Theil auch den verkehrten Erziehungsgrundsätzen, die auf seine Jugend eingewirkt haben; denn ehe sich sein Charakter ausgebildet, war er, der einzige Sohn, beim Anfang der französischen Revolution nach Strasburg geschickt, und den Illusionen der revolutionären Ideen ausgesetzt worden. Dergleichen Ideen haben aber gar manchen deutschen Jüngling aus seiner gesunden Bahn geworfen.

Die Hausgenossen und Freunde.

Mein Haus hatte Raum, um einige Studierende zu beherbergen. Sowohl diese, als andere waren es, welche an meiner frugalen aber kräftigen Hausmannskost Theil nahmen, meistens solche junge Männer, die mir von ihren Aeltern und Vormündern waren empfohlen worden. Die Zahl solcher Kostgänger belief sich manchmal bis auf sechs, einmal sogar auf neun. Schweizer, Tyroler, Franken, Westphalen, Preußen,

Liefländer und Russen saßen im traulichen Familienkreise neben einander. Jeder brachte seine eigene Art und Weise, seine Lebenserinnerungen und Ansichten und seinen Provinzial-Dialekt mit. So gewährte unser Mittagsmahl die mannigfaltigste und stets sehr lebhafte Unterhaltung. Während meines ganzen Hausstandes habe ich von 1796 bis 1824 nicht weniger als 110 jüngere Männer in meinem Hause als Miethsleute, oder an meinem Tische als Kostgänger gesehen. Es waren vorzüglich solche junge Männer, mit deren Familien oder Freunden ich selbst bekannt geworden war, und die sich nun einen Ersatz für die verlassenen Familiengenüsse in meinem Hause versprachen.

Der Umgang mit einer so bunten, gutgearteten Gesellschaft war mir, nach meiner heiteren und geselligen Gemüthsart, stets sehr erquicklich; überdieß aber verfehlte er auch nicht, auf meine heranwachsenden Kinder einen günstigen Einfluß auszuüben. Nichts ist bildender für die Jugend, als von verschiedenartigen, tüchtigen Menschen umgeben zu seyn, und deren Eindrücke in das noch weiche Gemüth zu empfangen.

Unter den Freunden aus der ersten Zeit meines Hausstandes muß ich als einen der anhänglichsten Salomon Walther nennen, dessen Bild ich bereits gezeichnet habe. Ein sehr lieber Freund ward uns ferner Fried. Aug. Müller aus Wien, der Dichter des Alfonso, des Adalbert des Wilden und Richard Löwenherz. Er gehörte zu den edelsten, wärmsten, liebenswürdigsten Menschen, die mir in diesem Leben vorgekommen sind. Seine Poesieen beurkunden einen milden, für alles Gute empfänglichen Geist, und eine warme Empfindung. Sicherlich würde er sich noch einen ehrenvollen Platz im deutschen Dichterwalde erworben haben, wenn er nicht durch einen frühen Tod, in Folge einer Hirnerschütterung von einem Stoße, uns wäre entrissen worden. Ich bewahre noch mehrere

Gedichte von ihm auf, die nicht veröffentlicht sind, und von denen ein Sonett hier eine Stelle finden mag.

Opfergebet.

Noch herrscht im Hain das feierliche Schweigen,
Noch deckt den See des Nebels grauer Flor;
Der Morgenwind durchirrt das Uferrohr,
Und alle Sänger schlummern auf den Zweigen.

Das Opfer fällt; die reinen Flammen steigen
Mit süßem Duft zum Wolkensitz empor;
O wolle du dein allgefällig Ohr,
Unendlicher, zu meiner Bitte neigen!

Erhalte mir der Freiheit hehres Gut,
Und heilige dem Wahren und dem Schönen
Des Jünglings Herz. Zu seines Geistes Gluth
Gieb ihm die Huld der griechischen Kamönen,
Und für das Glück und Unglück einen Freund,
Der einst um ihn gerechte Thränen weint.

In jenen unvergeßlichen Kreis liebwerther jüngerer Männer gehörte ferner ein edles Brüderpaar aus Regensburg: Heinrich Lang, jetzt Med. Dr. und fürstlicher taxischer Hofrath daselbst, und Jac. Lang, den wir leider 1844 in Erlangen als fürstlich-taxischen Rechtsconsulenten haben sterben sehen. Mit ihnen kamen von Regensburg mein treuer Hoppe, und von Baireuth die Brüder Theodor und Friedrich Fischer in mein Haus. Der Letzte von ihnen erkannte meine Schwägerin Christiane für das, was sie war, für schön und liebenswürdig, und wurde demnach später auch mein Schwager. Er starb leider schon jung als Oberpostmeister in Baireuth, wo er den Ruhm eines ungemein thätigen und geschickten Geschäftsmannes von ehrenhafter Gesinnung zurückgelassen hat. Gleichzeitig war da sein Freund Karl August von Wangenheim, einer der lebendigsten, frohsten und ungezwungensten Musensöhne, ein deutscher Biedermann und Freund des Fortschrittes,

dessen öffentliche Thätigkeit in die Geschichte der Würtembergischen Landstände gehört, und der jetzt in Coburg privatisirt. Sein und unser Freund war der feingebildete Gottlieb Christian Kocher aus dem Elsaß, der jetzt als quiescirter churhessischer Minister in München wohnt. Haberle, ein biederer Südpreuße, ist als Professor der Botanik in Pesth von einem ungerathenen Studenten meuchlerisch ermordet worden. Hagenbach aber, der biedere Freund aus Basel, lebt noch in seiner Vaterstadt, und ruht auf seinen Lorbeeren als berühmter Arzt. Die botanische Professur hat er aufgegeben, und seine Söhne sind hochgeachtete Mitglieder der Universität*) oder der Bürgerschaft, so daß ich ihn als einen glücklichen Hausvater preisen kann. Aus der Schweiz hatten wir damals viele ausgezeichnete junge Männer in Erlangen. Meinem Hause sehr befreundet waren die edelgebildeten Brüder Johann Friedrich und Johann Baptist von Tscharner aus Chur, mit denen ich bis zum Tode des Ersteren (er starb als Gerichts-Präsident) im brieflichem Verkehre geblieben bin.

Durch Walther wurde Joh. Bapt. Bertram aus Cöln in mein Haus eingeführt, derselbe, der sich später, in Verbindung mit den Gebrüdern Boisserée, große Verdienste um die Anerkennung der altdeutschen Malerei, und als Mitbesitzer der berühmten Bilder zahlreiche Bekanntschaften in ganz Deutschland erworben hat. Einen liebenswürdigern Schalk kann man sich nicht denken, als damals Bertram war. Tausend lustige Einfälle kreuzten sich in seinem schäumenden Gehirne, und voll Laune und Munterkeit war er bereit sie auszuführen. Einstmals setzte er dem steinernen Herrn Churfürsten im Schloßgarten die rothe Jacobinermütze auf, und sah mit heimlichem Entzücken zu, wie das Publikum über den revolutionären Schmuck der ehrwürdigen Allongeperücke staunte, und endlich die Polizei eine Leiter anlegte, um jene Kopfbe-

*) K. R. Hagenbach, der berühmte Kirchenhistoriker! (1801–74)

deckung, zu der Churfürst Friedrich Wilhelm, der Türkenbesieger, ein gar ernsthaftes Gesicht machte, abzuziehn. Ein andermal vertückte er, als erster Petit-Maitre der Musenstadt, allen Nebenbuhlern das Concept durch die sonderbaren und barocken Moden von eigener Invention: Schuhe mit langen silbernen Schnäbeln, wunderliche Manschetten und Halskrausen, Kleider von absonderlichem Schnitt, worin er plötzlich erschien. Ein so lustiger Kamerad, der lachend thut, was Gott und die Welt verdrießt, und dabei mit vollen Händen giebt, der überall vorne daran ist, wo es Händel, aber auch da, wo es etwas Gutes zu thun giebt, mußte wohl ein Liebling der ganzen Stadt seyn. Selbst die Schaarwächter, die er manche Nacht mit seinem „Schnurren'raus!“ incommodirte und mit ihren auf dem Pflaster klappernden Springstöcken hinter sich her in Bewegung setzte, ließen zu einer andern Zeit den lieben „lustigen Kauz“, der die Trinkgelder nicht sparte, aus der kupfernen Bierkanne in der „Schnurren-Bastei“ hochleben. Bei einem großen Maskenzuge (1798), welcher den Untergang des römischen Reiches darstellte, hatte er auch eine bedeutende Rolle übernommen. Damals aber wäre ihm der Spaß fast übel bekommen; denn als die siegenden teutonischen Barbaren bei diesem Aufzug den altrömischen Adler verbrannten, fiel es einigen Mißgünstigen ein, es sey damit der preußische gemeint gewesen, und es gab eine Untersuchung, in die auch Freund Bertram verflochten wurde. Nach vielen Jahren (1825) sah ich ihn bei Gelegenheit einer Rheinreise zu Stuttgart wieder, wo er mir und meiner Frau vor seinen Gemälden mit vielen salbungsreichen Worten die Geschichte von dem großen heiligen Christophorus explicirte, und noch später in München, wo er uns in seinem Hühnerhofe herumführte. Aber da war sein Humor sehr verkrüppelt, und manche körperliche Leiden und damit zusammenhängende seltsame Angewöhnungen hatten den liebenswürdigen, gutmüthi-

gen und äußerst wohlthätigen Mann verstimmt. Auch Doctor Marc, der vor einiger Zeit in Paris als Leibarzt des Königs von Frankreich gestorben ist, und dessen Aeltern hier privatisirten, gehörte unserm geselligen Kreise an.

In einer Universitätsstadt findet von Jahr zu Jahr ein Wechsel der Menschen statt. So giengen die älteren Freunde, und neue traten an ihre Stelle. Es war darunter der biedere, treuherzige Pfälzer Dr. Lemke, der uns Hebels alemannische Gedichte mit unvergleichlicher Wahrheit vorlas, und Gottlieb von Houwald, Bruder des Dichters Ernst, aus der Lausitz, früher K. Sächsischer Cavallerie-Offizier, ein wahrer Edelmann, im schönsten Sinne des Worts, dessen Tod ich leider auch schon beklagen muß. Dann kamen mehrere fein gebildete, lebensfrohe Märker: Friedrich Wilhelm Meyer, und die Söhne zweier berühmter Schriftsteller: Abbt und Büsching, von denen der zweite als Professor der altdeutschen Literatur in Breslau gestorben ist. In Bonn leben als Zeugen jener heiteren Zirkel noch drei würdige Professoren, die Herrn Geheimräthe Harleß, Goldfuß und Gustav Bischof, und in Stade Herr von Reichmeister, Director der dortigen Königlich Hannöverschen Justiz-Canzlei, welcher mich schon wieder durch seine braven Söhne hat besuchen lassen, und eine freundliche Korrespondenz bis auf den heutigen Tag mit uns unterhält. Ueberhaupt ist mir die Erinnerung an das heitere und ungezwungene Zusammenleben mit so vielen trefflichen Jünglingen durch Beweise von dankbarer Anhänglichkeit an mein Haus öfter aufgefrischt worden, welche meinem und meiner Frau Herzen sehr wohl thun mußten. Und allerdings bildeten wir alle eigentlich eine große Familie, deren Glieder sich nicht blos für die kurze akademische Zeit verbunden hatten.

Nicht selten waren wir zu Spatziergängen um die Stadt oder zu weiteren Landpartieen vereinigt, denen sich befreun-

dete Familien anschlossen. Oft wurde die romantische Gegend von Rathsberg, Marloffstein, Adlitz u. s. w. besucht, wenn im Frühling die Berge voll weißer Kirschblüthen standen, oder im Sommer die reichen Obstgärten mit ihren saftigen Corallen geziert waren. Scherz und muntere Laune begleiteten uns über die Wiesen und durch die Föhrenwäldchen der Anhöhen. Mit kindlicher Fröhlichkeit lagerte sich die Gesellschaft auf den grünen Rasen und tractirte sich mit süßer Milch, oder sie belagerte einen hohen Kirschbaum, von dem der gewandteste Steiger die Kirschen herabholte. Bisweilen fand man Musik; da war alle Müdigkeit vergessen, und Jung und Alt zogen sich zum munteren Walzer auf. Selbst während des mörderischen Revolutionskriegs hatten wir solche glückliche Stunden. Woher kommt es, daß man jetzt so ernsthaft wird, und sich nicht mehr zu gleicher Fröhlichkeit versteht? War man mit weniger zufrieden? Oder geschah es, weil die Jungen dem Tabak weniger huldigten? Das ist gewiß, daß man die moderne Sitte der Cigarren noch nicht kannte, und sich scheute dem Frauenzimmer so viel blauen Dunst vorzumachen. Dieses aber war eben darum zutraulicher und munterer; die beiden Geschlechter standen sich ohne Aengstlichkeit und mit dem Anstand der Unschuld gegenüber. Man schlenderte stundenlang neben einander her, man plauderte und lachte; oft gelangte man erst in später Nacht, bei Sternen- oder Mondenschein, nach Hause. Den alten Leuten wird nachgesagt, daß sie immer nur verflossene Zeiten loben. Ich will es dahin gestellt sein lassen, ob es in der Rücksicht vor fünfzig und vierzig Jahren nicht besser gewesen, denn jetzt! Auch die Alten nahmen noch bis zu späteren Jahren nicht selten an den Lustbarkeiten der Jugend Theil, als wenn sie mehr Lebenskraft besessen hätten. Mein lieber Schwiegervater mischte sich, schon ein ehrwürdiger Greis mit weißem Haar, unter die schäkernde Gesellschaft und erheiterte sie durch seine launigen Ein-

fälle. Nachdem er (1802, 15. Juni) seine wackere Hausfrau verloren, blieb er bis 1809 unter der Pflege einer treuen Haushälterin in dem Hause, wohin er sich bei der Abgabe des Geschäftes an mich zurückgezogen. Bei zunehmender Gebrechlichkeit aber kam er in den Schoos der ihn liebenden Familie zurück, und wohnte in meinem Hause bis an seinen Tod (1820, 5. Febr.), als das Haupt und der Stolz unserer patriarchalischen Glückseligkeit.

Auf der westlichen Seite der Stadt, unmittelbar an der Stadtmauer, besaß ich einen Garten, von dessen Terrassen man eine saftige grüne Wiese, von Fluß und Wald begrenzt, erblickte. Auch dahin lud ich manchmal meine jungen Freunde bald zum Frühstück, bald zum Abendbrod. Ein Paar kleine Kanonen, aus denen ich unserer Fröhlichkeit Luft machte, oder ein Feuerwerk, das ich aus Liebhaberei mit einem alten preußischen Grenadier verfertigte, waren die Belustigungen, mit denen wir unsere eigenen Geburtstage feierten, wenn kein Königsfest im Kalender stand. Jetzt hat sich auch dieses gar wesentlich verändert. Die ebene Wiese ist von zwei frischbegrünten Wällen, parallel neben einander, durchzogen, und auf dem einen braust der Eisenbahnzug von Nürnberg nach Bamberg vorbei; der andere bildet einen Theil des Ludwigs-Donau-Main-Canals, und läßt ohne Sang und Klang Regensburger Schiffe vorüberziehn. Das hätte ich freilich Anno 1789 zu Regensburg nicht ahnen können, daß die dortigen Wienerschiffe sich nach fünfundfünfzig Jahren in den fränkischen Sand verirren, ja daß Schiffe von Amsterdam für Wien geladen hier vorbeikommen würden. Als ich im Jahre 1844 auf dem neu aufgeworfenen Wall des Canals hinspazierte, hat mir der Anblick dieser neuen Werke folgende Parabel eingegeben.

„Schon Kaiser Carolus Magnus hatte den Gedanken gehabt, aus der gelblichen Donau und dem blonden Main ein

Paar zu machen; die Ausführung aber blieb dem kunstsinnigen Ludwig I. von Bayern vorbehalten. Viele Schwierigkeiten mußten dabei mit Millionen besiegt werden. Die eigentliche Vermählung beider Flüsse hat indessen gleichwohl noch nicht stattgefunden, indem die Jungfer Donau als Braut, nach der Sitte des weiblichen Geschlechts, mit ihrer Ausfertigung so lange Zeit braucht, und sie noch nicht zu Stande gebracht hat. Dem Main als Bräutigam wird aber die Zeit bis zur projectirten Verbindung zu lange, um sich mit der ihm vom König angekuppelten Braut in das ersehnte nasse Ehebett legen zu können. Daher suchte er bei einigen Fräuleins aus der fränkischen Nachbarschaft, nämlich bei der Rednitz und Schwabach, Eingang zu finden, und seine Kräfte einzuüben, was auch so glücklich ausfiel, daß er mit deren Hülfe schon seit 1843 viele Frachtschiffe nach Fürth, Nürnberg, Erlangen, Vorchheim und Bamberg trägt. Wann aber die eigentliche Braut von ihrer Mutter, der alten Donau aus Kehlheim entlassen wird, ist noch immer nicht zu bestimmen. Auf jeden Fall scheint jedoch ihre nachgeborene Zwillingsschwester, die Eisenbahn, ihr in vollem Triumph den Rang abzulaufen." Inzwischen ist nun die Mariage auch glücklich vollzogen worden, wovon ich weiter unten zu reden Veranlassung haben werde.

An den Winterabenden vereinigte sich nicht selten eine Auswahl von jungen Männern in meinem Wohnzimmer, wo wir uns mit deutscher Lectüre unterhielten. Mir war immer die Auswahl von Reisebeschreibungen am willkommensten; aber das jüngere Volk stimmte oft für Poesieen, wo dann Schiller, Seume, Göthe oder Lafontaines Romane an die Reihe kamen. Das Amt des Vorlesers blieb demjenigen, welcher sich durch die vollste Stimme und das lebhafteste declamatorische Talent hervorthat. Die Redekunst aus dem Stegreife mußte bisweilen durch eine Mantelpredigt beurkundet wer-

den, wobei die Gesellschaft das Thema angab. Meister in diesem Vergnügen war Karl Christ. Rebmann aus Erlangen, Verfasser eines Romans, Heinrich von Neideck, welcher die benachbarten Gegenden des Streitberger-Thales zur Unterlage hat. Der geistreiche und lebhafte Rebmann starb in Mainz als Tribunal-Präsident. Er instruirte den Prozeß des berüchtigten Schinderhannes. Daß es übrigens auch in der Stadt an geselliger Unterhaltung nicht fehlte, brauche ich wohl nicht zu bemerken; denn Erlangen ist, nach der heiteren und offenen Gemüthsart der Franken, immer ein lebensfroher Ort gewesen. Inzwischen hatten freilich die gesellschaftlichen Unterhaltungen jener Zeit, als ich mich in Erlangen niederließ, einen Charakter von Einfachheit und Frugalität, welcher gegenwärtig immer seltner wird. Als der Herr Prof. Klüber, welcher als Großherzoglich Badischer Geheimerath 1837 in Frankfurt a. M. gestorben ist, 1788 den sogenannten Clubb, die erste derartige Gesellschaft in Erlangen, zusammenbrachte, feierte sie ihren Zusammentritt durch ein Mittagessen, das Couvert zu 24 Kr., wozu jedes Mitglied den Wein, wenn es welchen trinken wollte, selbst mitbrachte. Der Clubb wurde im Altensteinischen Haus gestiftet, erst später in dem von ihm erkauften Hause mit anderm Namen belegt, und ein Traiteur und Diener darauf angestellt. Jetzt kennt man wohl keine so wohlfeilen Gesellschaftsmahle; man kann fast nie den theueren Champagner entbehren, und nur Wenige fordern statt des französischen einen deutschen moussirenden (s. g. Schaum-Wein), der zu den neuen Erfindungen gehört. Von sogenannten „Zweck-Essen," mit langen Expectorationen, war damals auch nicht die Rede. Die erwähnte Gesellschaft amüsirte sich durch Gespräch, Karten-, Billard- und Kegelspiel und vereinigte sich später mit der s. g. musikalischen Gesellschaft zu Concerten, die während des Wintersemesters an den Freitagen unter Mitwirkung der Liebhaber gehalten wur-

den. Nachdem die „Clubbs" im Gefolge der französischen Revolution politische Vereine wurden, vertauschte der hiesige den Namen mit dem der „Mittwochsgesellschaft," und nachdem die 1808 vom Geheimenhofrath Harleß angeregte literarische Gesellschaft, „Museum" genannt, damit verschmolzen ward, nahm man den Namen „Harmonie" an. Unter dieser Benennung blüht die Gesellschaft noch. Auch Bälle und andere Abendunterhaltungen wurden und werden noch in mannigfaltiger Abwechselung gegeben. Der „Bürgerverein" ist eine ähnliche neuere Erscheinung, doch ohne literarische Richtung. In noch späterer Zeit kam die „Liedertafel" dazu, dergleichen durch ganz Deutschland gar viele entstanden und nicht ohne Wirkung auf die Belebung patriotischer Gesinnung geblieben sind.

Während der Kriegsstürme und der französischen Occupation. 1800—1810.

Schon oben habe ich angeführt, daß Erlangen, in Folge des Basler Friedens, von den Kriegsübeln, welche einen großen Theil des deutschen Vaterlandes gleich mit Anfang der französischen Revolution heimsuchten, nur wenig zu leiden hatte. In unserer Stadt konnte man sich noch den Belustigungen des Friedens überlassen, während hie und da die Kriegsfurie los war. So wurde denn in der Neujahrszeit 1800 eine große Redoute gehalten, welche eines der glänzendsten Feste war, so Erlangen jemals gesehen hatte. Es wurden das Abschied nehmende alte und das neue Jahrhundert in einem Maskenaufzuge von mehr als hundert Personen dargestellt, wobei einige der schönsten Damen der Stadt und mehrere angenehme, reiche Herrn von der Universität die Hauptrollen spielten. Man tanzte und war vergnügt bis spät in die Nacht, obgleich Jedermann wußte, daß er eine solche Sylvesternacht nicht mehr

feiern werde. Aus der Nachbarschaft waren zahlreiche Gäste hereingekommen, um sich auf dem neutralen Boden des Erlanger weitläufigen Redoutensaales zu vergnügen.

Diese Neutralität war auch die Ursache, daß die Universität sich fortwährend ziemlich großer Frequenz erfreute, und daß hier den Musen manches günstige Opfer gebracht werden konnte. Die preußische Regierung verfehlte nicht, in den nun folgenden Jahren alles Mögliche zu thun, um die Blüthe der Universität zu vermehren. So wurden der berühmte Theolog von Ammon, später Marheineke, der große Philosoph Fichte und der ausgezeichnete Kliniker Horn, Männer, welche später theilweise nach Preußen zurückgingen, vocirt.

Es erfolgte nun (1805) die dritte Coalition gegen die Franzosen, von Oesterreich, Rußland, England, Neapel und Schweden, und der Einmarsch der Oesterreicher in Bayern. Marschall Bernadotte hatte in den ersten Tagen des Octobers persönlich den Geheimenrath von Ausin, als oberste königl. preußische Stadtbehörde, davon benachrichtigt, daß ein französisches Armeecorps durch das neutrale Gebiet von Ansbach marschieren werde, und man lebte in banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Ein jeder patriotisch gesinnte Deutsche mußte die politische Spaltung des gemeinschaftlichen Vaterlandes nur mit größtem Kummer ansehen. Man hatte anfänglich die besten Hoffnungen für den Ausgang des Feldzugs, aber gar bald sah man sich durch die Nachricht von der unerwarteten Capitulation von Ulm (17. October) schwer getäuscht. Wenige Tage nachher wurde die Neutralität der fränkischen Provinzen auf's Neue verletzt, indem unter Anderm Murat den Erzherzog Ferdinand verfolgte und das preußische Territorium betrat, was schon früher durch die gewaltsamen Durchmärsche der französisch-holländischen und französisch-bayerischen Armeen geschehen war. Die Oesterreicher, welche

bei Neresheim standen, wurden über Nördlingen zurückgedrängt und Erzherzog Ferdinand sah sich genöthigt, um Böhmen zu gewinnen, sich über Nürnberg schleunigst zurückzuziehen. Bei Gräfenberg setzten sich die Oesterreicher, um den Rückzug zu decken, und wir hörten ganz deutlich das Kanonenfeuer. Da die Retirade durch das Dorf Eschenau gieng, so wurde von dem hier garnisonirenden Grenadier-Bataillon eine Abtheilung auch nach jenem Orte gesendet. Während ein Theil der Mannschaft vor dem Posthause aufgestellt war, stieß der kommandierende Lieutenant einen in Reihe und Glied stehenden Gemeinen mit dem Degenknopfe heftig auf die Brust, so daß dieser zurücktaumelte. Von den in breiten Zügen vorbei marschierenden Franzosen rief Einer, über dieses Verfahren entrüstet: „Kamerad, hast du kein Bajonet?" Dieß waren dieselben Krieger, die ein Jahr später von den Franzosen bei Jena geschlagen werden sollten.

In Folge der Unfälle, welche die Oesterreicher erlitten hatten, kamen in den letzten Tagen des Octobers gewiß an **7000** selbstranzionirte und zersprengte Oesterreicher an hiesiger Stadt vorbei. Es war ein trauriger Anblick, diese prächtigen Soldaten, lauter starke Mannschaft zwischen **25** und **40** Jahren und für jede Kriegsthat geeignet, ohne Waffen, Führer und Muth in einer so elenden Flucht vorüberziehen zu sehen. Auch meine beiden Knaben, denen ich immer Liebe zum Vaterlande eingeprägt hatte, waren von diesem schmerzhaften Anblicke ergriffen. Sie schrieben mit ihren Schulkameraden für die Flüchtigen, die man nach Böhmen durchzubringen suchte, die Reise-Routen. Die Meisten schlugen die Straße nach Eger ein. Ohne Schuhe und die nothdürftigste Bedeckung und hungernd wurden sie am Nürnberger Thore von vielen Einwohnern mit Kleidern beschenkt und mit Nahrungsmitteln erquickt, und an der Stadt vorbei auf den nächsten Weg gewiesen.

Am 29. October passirten 849 dieser Flüchtlinge das Stadtgebiet. Ein Kabinetsbefehl d. d. Berlin vom 14. October versicherte den getreuen fränkischen Unterthanen den kräftigsten Schutz; auch wurde oberhalb des Gebirgs ein beträchtliches Truppencorps zusammen gezogen. Das hier garnisonirende Grenadier-Bataillon mußte aber am 22. October die Stadt verlassen. Den Tag zuvor ereignete sich der ominöse Unfall, daß das Pulvermagazin des Bataillon's beim Eintritt des Oberfeuerwerkers in die Luft flog.

Noch hatte man sich von dem Schrecken über das plötzliche Unglück der österreichischen Waffen bei Austerlitz nicht erholt, als der Friede von Preßburg (26. Dezember 1805) geschlossen wurde, der Deutschlands Unterwürfigkeit unter Napoleon besiegelte. Bei diesen Anlässen habe ich mit tausend braven Deutschen großen Kummer getheilt; aber es war immer eine recht feste Zuversicht in mir, daß es nicht so bleiben werde!

In dem darauf folgenden Februar (1806, am 23.) ward nun das benachbarte und befreundete Fürstenthum Ansbach von den Franzosen besetzt und von Preußen an die neue Königs-Krone Bayern abgetreten, ein Ereigniß, das in unserer Stadt und in dem ganzen Fürstenthume Baireuth die größte Sensation hervorbrachte. Seit Jahrhunderten waren die beiden Fürstenthümer von Einem Fürstenhaus regiert worden. Jetzt mußten wir uns von unsern Brüdern trennen, und sie an eine andere Dynastie übergehen sehen! Die Voraussichtigen weissagten in Allem, was geschah, in den fürchterlichen Kriegsbegebenheiten von 1805, in der Besetzung Hannovers durch die Preußen, in der Vereinigung Italiens mit dem französischen Kaiserreiche, in der englischen Kriegserklärung gegen Preußen, in der Stiftung des Rheinbundes und der Auflösung des ehrwürdigen heiligen römischen Reiches deutscher Nation (1. Aug. 1806) neues und größeres Unheil. Dieses sollte denn auch

nicht lange ausbleiben. Die k. preußischen Truppen zogen sich aus dem Baireuther Unterlande gegen die sächsische Grenze. Wir sahen die Husaren von Neustadt a. d. A. bei Erlangen vorübermarschieren, und uns von dem befreundeten Garnisons-Bataillon verlassen. Eine schwere Ahnung, schmerzliche Befürchtungen lagen auf dem Lande. Die Regierung selbst sah wohl voraus, daß das Fürstenthum Baireuth Schauplatz des Kriegs werden könnte, und ermahnte die Universität, wenn stürmische Zeiten eintreten sollten, das Beste des Instituts niemals aus dem Auge zu lassen. Diese Ermahnung, welche natürlich auch in der Stadt verlautete, konnte nicht verfehlen, einen kummervollen Eindruck in der Bevölkerung hervorzubringen. Anfangs Octobers marschierten fünf Tage lang zuerst die Division Drouet und dann die ganzen Corps von Bernadotte und Davoust durch Erlangen. Bald darauf traf uns die Nachricht von dem unglücklichen Gefechte bei Saalfeld, von dem Tode des tapfern und genialen Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen und von der Schlacht bei Jena. Alle großen Erwartungen von Sieg und Triumph der deutschen Sache schwanden, und machten einer dumpfen Muthlosigkeit Platz. Einzelne Flüchtlinge, die von jener unglücklichen Schlacht zu uns zurückkamen, und ein schmerzhaftes Bild von dem Mangel an Rath und von der allgemeinen Auflösung entwickelten, brachten die patriotischen und loyalen Unterthanen in den kummervollsten Gemüthszustand. Die Schlacht von Jena entschied über das Schicksal des Fürstenthums Baireuth und der Stadt Erlangen, welche Stadt damals noch zu jener Provinz gehörte, und erst unter bayerischer Regierung von dort abgelöst und dem Rezatkreise (jetzt Mittelfranken) einverleibt worden ist. Damals nämlich erklärte der französische Divisions-General Le Grand Baireuth als eine eroberte, nun unmittelbar von dem Kaiserreiche abhängige Provinz, und Tournon übernahm als

General=Intendant die Verwaltung. Das waren denn freilich schwere Zeiten, die jedem Freunde des Vaterlandes unsägliches Herzeleid bereiten mußten. Zwar stellte die Landes=Verwaltung der Universität Erlangen alsbald einen Schutzbrief aus, und es kann nicht geläugnet werden, daß die Stadt und ihre gelehrten Institute mit einem gewissen Wohlwollen ist behandelt worden (es erfolgte in jener Zeit sogar die Berufung des ehrwürdigen Kirchenraths Dr. Vogel aus Altdorf in die theologische Facultät), was besonders die kluge Haltung und der Patriotismus des akademischen Senats bewirkte. Inzwischen fühlte doch jeder Unterthan die allgemeine Calamität im tiefsten Herzen. Dabei nahm die Theuerung aller Lebensbedürfnisse zu; die Besoldungen der Professoren und übrigen Staatsdiener wurden nur höchst unregelmäßig bezahlt; namentlich hörten die Einnahmen der Universität aus dem Ansbachischen auf zu fließen, sobald dieß Fürstenthum an die Krone Bayern übergegangen war. Alle jene neuen Einrichtungen und Bauten, welche Preußen unter dem liberalen Minister v. Hardenberg in's Leben gerufen hatte, so viele wohlthätige Unternehmungen, für die Blüthe der Universität und der Stadt berechnet, und für welche die Bürgerschaft dem hohen Curatorio zu Berlin in einer besonderen Adresse, — die ich angeregt, und für die ich die Unterschrift der angesehensten Bürger persönlich gesammelt hatte, — ihren Dank ausgesprochen, waren nun plötzlich in Stocken gerathen, und sollten theilweise wieder verfallen! Das war für jeden patriotischen Bürger ein schmerzliches Schauspiel. Die Frequenz der Universität wurde unter solchen Umständen ebenfalls geringer und bei mangelndem Verdienst, stockendem Handel, zunehmender Theuerung mancher Artikel und bei mehrfältigen Kriegslasten, Einquartierungen, Contributionen an Geld und Naturalien, Ueberlastung der Communalkassen mit unzähligen Ausgaben, nahm die Verar=

mung einer Stadt schnellen Schrittes zu, die ohnehin noch jung weder reiche Stiftungen, noch Capitalisten besaß. Der Druck von Außen näherte die Glieder der Universität und die Bewohner der Stadt; auch suchte man bei so trüben Umgebungen Trost und Freude allein in der Wissenschaft und in einem traulichen Anschlusse der Befreundeten an einander. So geschah es denn, daß sich mehrere Professoren und Freunde der Wissenschaft, zunächst auf Antrieb meines vortrefflichen Freundes, Herrn Geheimenhofrath Dr. Harleß, im Jahre 1808 verbanden, um die physikalisch-medizinische Gesellschaft zu stiften. Sie trat am 20. März in's Leben. Ihre Stifter waren von der Universität die Herrn Prof. Esper, Fleischmann, Goldfuß, Harleß, Henke, Hildebrandt, Rößling, Schreger sen., und außerdem Dr. med. Heinlein, Hohnbaum, Küttlinger, Osterhausen von Nürnberg, Schreger jun., Simon und meine Wenigkeit. Harleß führte das Directorium, nach dessen Abgange nach Bonn Henke. Die französische Intendanz legte diesem Institute keine Schwierigkeit in den Weg. In späterer Zeit wurde es zwar für einige Zeit in seinem Wirken unterbrochen, aber unter der thätigen Leitung des Herrn Prof. Leupoldt hob es sich mehr und mehr, und erfreuet sich auch jetzt eines fortdauernd blühenden Zustandes. Alle 14 Tage werden im Vereine wissenschaftliche Vorträge aus allen Zweigen des medizinischen und physikalischen Wissens gehalten. Schon in den Jahren 1810 und 1812 hat die Gesellschaft ihre literarische Thätigkeit durch Herausgabe von zwei Bänden ihrer Denkschriften beurkundet.

Mir, als einzelnem Bürger, blieb in diesen Zeiten allgemeiner Noth nichts zu thun übrig, als meinem Geschäfte mit besonderer Aufmerksamkeit nachzugehen; denn die Kriegsläufte brachten natürlich mancherlei Arbeit mit sich, die denn wohl auch nicht ohne Vortheil war. Von dem französischen Heeres-

theil, der in unserer Gegend stand, nenne ich besonders die Kürassier-Division d'Espagne, eine prächtige Truppe martialischer Kriegsleute, welche bald darauf in der mörderischen Schlacht von Aspern stark zusammen geschossen werden sollte. Ein Regimentsarzt dieser Division muthete mir zu, die Rechnungen, welche für die Kranken unter diesen Leuten gestellt wurden, nach seinem und meinem Vortheil zu stellen. Man kann sich wohl denken, daß ich diese Anmuthung mit Indignation zurückwies. Mein Symbolum war stets gewesen: Ehrlich und Redlich. Auch hatte ich schon in früheren Zeiten (1795), als eine Menge französischer Kriegsgefangene in einem Orte des benachbarten Fürstbisthums Bamberg lagen, und die Apotheker-Rechnungen für die Kranken unter ihnen der bischöflichen Regierung zu hoch und nicht redlich gestellt erschienen, auf besondere Requisition Sr. bischöflichen Gnaden diese Rechnungen und die Offizin, aus welcher sie hervorgegangen, als Special-Commissär zu prüfen und als Unpartheiischer, nicht dem Bamberger Lande Angehöriger, nach einer besonderen Verpflichtung zu revidiren. Die im Verfolge jener Untersuchung von dem Fürstbischöfl. Hofkriegsrath erhobenen Protokolle wurden mir Tag für Tag durch eine militärische Ordonnanz zugestellt. Ein solches, zwar mühsames, aber ehrenvolles Schiedsrichter-Amt hatte mir Gelegenheit genug gegeben, zu erkennen, wie auch der Apotheker in jeder Lage seine Ehrlichkeit in Frage gezogen sehen kann, und wie nöthig es ist, zumal in Zeiten bürgerlicher Prüfung, nichts zu thun, was die Ehrenhaftigkeit selbst nur dem Scheine nach beeinträchtigen könnte. Diese Arbeit brachte mir übrigens, neben einem schönen Honorar, eine sehr wohlwollende, sub sigillo majori ausgefertigte Anerkennung von Sr. Fürstbischöflichen Gnaden zu Wege.

Meine Offizin hatte, als der Jurisdiction der königlichen Universität untergeordnet, von Zeit zu Zeit eine Visitation

durch das gesammte Gremium der medizinischen Facultät zu bestehen. Inzwischen kam es deßhalb zu einem Competenz-Conflicte zwischen dem königlichen Stadtphysikate, welches ebenfalls sein Forum für eine solche Visitation geltend machen wollte, und der medizinischen Facultät. Letztere war in medico-forensibus der Medizinal-Deputation in Baireuth coordinirt (nicht subordinirt). Deßhalb erbat ich mir im Jahre 1804 eine gemischte Visitations-Commission, zu welcher der Medizinal-Rath Dr. Langermann von Baireuth und der dortige Apotheker und Medizinal-Assessor Braun, der Erlanger Stadtphysikus Dr. Fleischmann und von Seiten der Universität Hofrath Dr. Loschge, als Protokollführer aber der Universitäts-Secretär Sattler erschienen. Die Visitation dauerte drei Tage, und man war zufrieden. Seitdem die Universität ihr Forum in criminalibus und civilibus verloren, hat dieser exceptionelle Zustand aufgehört.

Der Friede zu Wien (14. October 1809) hatte zwar im deutschen Vaterlande unerwartet schnell eine äußere Ruhe hergestellt, inzwischen änderte dieß noch nichts in den Verhältnissen des Fürstenthums Baireuth, welches eben eine von Frankreich eroberte Provinz blieb. Jeder voraussichtige Bürger sah mit Aengstlichkeit in die Zukunft. Man kann sich daher wohl leicht denken, mit welchen Empfindungen man in unserem Lande die Nachricht von der Vermählung Napoleons mit der österreichischen Kaisertochter (2. April 1810) vernahm. Das 61te Linien-Regiment des Generals L'Huillier, welches damals unser Land besetzt hielt, feierte jene außerordentliche Verbindung am 6. April durch einen glänzenden Ball mit Souper, wohin auch ich nebst meiner Frau von den bei mir einquartirten Offizieren geladen war. Es fehlte diesem Feste keineswegs an äußerem Glanze, aber den deutschen Herzen konnte doch nicht wohl dabei seyn, da sie bei den

Franzosen zu Gaste saßen. Es geschah, daß mir eine ganze Straßburger Trüffelpastete präsentirt wurde, welche ich anstach, und bei der mir natürlichen Höflichkeit an die zunächst stehenden Franzosen vertheilte. Der Wohlgeruch dieses vaterländischen Gerichtes hatte aber alsbald eine solche Anziehungskraft, daß ich nicht schnell genug die dargereichten Teller bedecken konnte, und ehe ich mich dessen versah, war das köstliche Gericht bis zum letzten Bissen vertheilt, ohne daß ich, der Gast, davon hätte kosten können, wodurch meine deutsche Bescheidenheit freilich zu kurz kam, allein der Deutsche kommt stets zu kurz, wenn er beim Franzosen zu Gast sitzt.

Man kann sich wohl denken, daß es in dem occupirten, und durch starke Contributionen ausgesogenen Ländchen obendrein nicht an fremden Mäulern fehlte, die sich als Kriegsgäste, mir nichts, dir nichts, mit an den Tisch setzten. Gegen solche Einquartierung, als die allgemeine Landplage, war natürlich nichts zu machen, und das Einzige, was dem Hausvater wohl anstand, war, sich mit den Gästen im bunten Tuche gut zu vertragen. Auch kann ich nicht anders, als der Wahrheit das Zeugniß geben, daß sich die eigentlichen Franzosen immer mit Höflichkeit benahmen, wenn sie merkten, daß man sich bemühte, sie nach Stand und Würden zu empfangen. Wenn es den deutschen Waffen schlecht gieng, war es oft für mich keine leichte Sache, den Unmuth zu verbergen, und wenn die Franzosen eine Schlappe erhalten hatten, meine Freude. Ein französischer Oberwundarzt, der in meiner Seele las, war so discret, mich selbst warnen zu lassen, das deutsche Herz nicht auf der Hand zu tragen. Damals aber regierte schon nicht mehr der kriegerische Enthusiasmus der ersten Revolutionszeit, sondern nur der französische Ehrgeiz.

Wenn in der stürmischsten Periode der Kriegsunruhen von Seite der treffenden Behörden den medizinischen Pfuschereien

nur geringe Aufmerksamkeit zugewendet werden konnte, so änderte sich doch dieses Verhältniß, sobald nur einigermassen Ruhe eintrat. Im August 1809 requirirte der damalige Justizamtmann Nägelsbach in der Nürnbergischen Vorstadt Wöhrd das in Erlangen befindliche Kreis-Physikat, um mit Beiziehung eines Pharmazeuten eine widerrechtlich bestehende und amtlich versiegelte Apotheke an der Bucherstraße aufzuheben. Es war mein hochverehrter Freund, Herr Medizinalrath Küttlinger, mit dem ich dieses Geschäft vollzog. Der Besitzer, ein gewisser Herzog, vielleicht früher Feldscheerer, übte noch in dieser hellen Zeit allen Unfug der Medicasterei in unglaublicher Ausdehnung. Er curirte mit größter Dreistigkeit alle möglichen Krankheiten, und verkaufte mehrere, von ihm bereitete Geheimmittel. Ein Lebensbalsam, eine Composition von Gewürzen und aromatischen Kräutern, mit kaiserlich königlichem Privilegio versehen und gewisse, sehr drastische Pillen wurden von ihm in großer Menge abgesetzt. Als die Gerichtscommission die Localitäten besichtigte, fanden wir eine vollständig eingerichtete Apotheke, jedoch Alles in der größten Unordnung und mit Staub bedeckt. In mehreren Büchsen waren ganz andere Arzneistoffe befindlich, als die Signaturen besagten, und außerdem fanden sich eine Menge von Gläsern mit Naturkörpern mannigfaltiger Art gefüllt vor. Das schönste Stück war ein gut erhaltenes Exemplar von der sogenännten Korkcoralle, die Professor Esper in seinen Zoophyten unter dem Namen Alcyonium incrustans Tab. XV. beschrieben und abgebildet hat. In der Mitte der Coralle zeigte sich in einer Vertiefung eine kleine Figur, in welcher eine lebhafte Einbildungskraft einen menschlichen Embryo finden konnte. Unser Heilkünstler behauptete mit der größten Dreistigkeit, daß das Ganze ein Gewächs gewesen sey, welches er in Strasburg einer Frau aus der Mutter geschnitten habe, und auf unsere erhobenen Zweifel äußerte

er, dieses Prachtstück früher in Weingeist aufbewahrt zu haben, wodurch es endlich so hart und trocken geworden sey. Außerdem waren noch Abbildungen von einem menschlichen Skelete und andern anatomischen Gegenständen auf Wachstuch gemalt vorhanden, deren sich unser Pseudodoctor sonst als Aushängeschild bedient haben mag. Wer mußte nicht hierbei auf den Gedanken kommen, daß Herzog sich schon seit langer Zeit eines solchen Apparats des Charlatanismus bedient habe, um dem unwissenden und leichtgläubigen Volke einen hohen Begriff von seiner Geschicklichkeit beizubringen, und sich damit das Zutrauen auf eine betrügerische Weise zu erwerben. Beim Oeffnen der Kästen war es mir auffallend, daß wir in sehr vielen größere und kleinere Geldsummen fanden, und daß hierauf der Medicaster keinen großen Werth zu legen schien. Mir kam es vor, als wenn Herzog in Ermangelung einer versperrbaren Kassa das eingenommene Geld, besonders wenn er mit mehreren Personen zugleich zu thun hatte, ohne weiteres in die erste beste Schublade warf, wo er es schon wieder zu holen wußte, wenn er welches brauchte. Mit der gerichtlichen Aufnahme der vorhandenen Vorräthe und andern Geräthschaften hatten wir längere Zeit zu thun. Während der Untersuchung starb Herzog, und die ganze Afterapotheke, in welcher sich übrigens zum Theil sehr gute Waaren, vorzugsweise schöne Harze befanden, von welchen aber Herzog nie einen Gebrauch gemacht zu haben schien (denn alle diese rohen Waaren fanden sich noch in der kaufmännischen Emballage vor), wurde von Herrn Diehl, Spitalapotheker zum heiligen Geist in Nürnberg, käuflich übernommen.

Im Jahre 1810 fiel ein furchtbarer Blitzstrahl auf den Thurm der Neustädter Hauptkirche, in deren Nähe mein Haus stand. Diese Begebenheit veranlaßte mich, meine werthen Mitbürger in dem Erlanger Intelligenzblatt vom 23. Juli (Nr. 30.) auf die Nothwendigkeit aufmerksam zu machen, jenes Gebäude

mit einem Blitzableiter zu versehen. Ich hob hervor, daß schon im Jahre 1772 der Blitz in denselben Thurm, glücklicher Weise ebenfalls ohne zu zünden, eingeschlagen habe. Ich erinnerte an das furchtbare Hagelgewitter, welches sich im Jahre 1778 über der Stadt und Umgegend entleert, Dächer und Fenster zerschlagen, Gärten zerstört, Vögel und Wild in großer Menge getödtet und viele der benachbarten Waldungen, besonders aber das hohe Holz, Stubenlohe genannt, auf's Aeußerste ruinirt hatte. Ich machte darauf aufmerksam, daß seit jener Zeit sich der Witterungscharakter bei uns verändert, und namentlich der Frühling und Sommer kälter geworden und der Zug der Gewitter von Abend nach Morgen seinen Weg häufiger über die Stadt genommen habe. Besonders auffallend seyen die jetzt häufigeren Nachtfröste in den Frühlingsmonaten; in den Sommermonaten sey es oft kühl, der Regen falle entweder häufiger, oder mangele. Eine solche Veränderung in den Witterungsverhältnissen, welche vielleicht von der Veränderung in dem Bestande der ehemals viel höheren und dichteren Waldungen abzuleiten sey, die sich näher an der Stadt befanden, mache es dieser zur Pflicht, jenes kostbare Gebäude und damit auch die benachbarten Wohnhäuser durch die Errichtung eines Blitzableiters zu sichern u. s. w. Mein patriotischer Wunsch fand auch geeignete Berücksichtigung von Seite einer verehrten Stadtbehörde, und zu gemeinsamer Beruhigung wurde bald darauf, unter allen von der Wissenschaft gebotenen Vorsichtsmaaßregeln, der Blitzableiter gesetzt.

Mit Vergnügen erwähne ich dieses Ereignisses, weil es mir Veranlassung giebt, des Vertrauens mit Dankbarkeit zu erwähnen, welches meine Mitbürger mir bei Fällen, die eine gemeinsame Berathung und Zusammenwirkung erheischten, immer beurkundet haben. In Folge dieses Vertrauens mußte ich mich in demselben Jahre mit Herrn Buchhändler Breuning nach

Baireuth begeben, um dem Herrn Grafen Alois Franz Xaver von Rechberg=Rothenlöwen, der als königlich bayerischer Hofcommissarius bei der am 30. Juni erfolgten Uebernahme des Fürstenthums die Krone Bayern repräsentirte, die Huldigungen der Stadt Erlangen darzubringen. Wir überreichten bei dieser Gelegenheit auch zwei an Sr. königliche Majestät, unsern neuen Landesherrn, gerichtete Gedichte, elegant auf Atlas gedruckt.

Es war am 4. Juli 1810, als die königlich bayerischen Wappen an die öffentlichen Gebäude der Stadt angeheftet und das Besitzergreifungs=Patent öffentlich verlesen wurde. Groß war die Freude der Erlanger Bürgerschaft, sich nun wieder unter dem Scepter eines deutschen Fürsten zu sehen, und ich theilte sie von Herzensgrunde. Inzwischen gelangte noch in demselben Monat die Nachricht von dem Tode der Königin Louise von Preußen († 19. Juli) in unsere Stadt, und Mancher mochte wohl mit Wehmuth an das Schicksal dieser schwergeprüften, edlen, deutschen Frau denken, welche er früher als seine Landesmutter verehrt hatte. Die Bürgerschaft hatte nicht vergessen, daß die königlich preußische Regierung der Stadt Erlangen manche Beweise von väterlicher Fürsorge, besonders durch Hebung der Universität, gegeben, und überdieß erinnerte sie sich an jene schöne und huldreiche Königin. Man wußte, welche schweren Leiden und Kümmernisse ihr das Herz gebrochen, und vernahm mit Schmerz die Nachricht von ihrem standhaften und erbaulichen Hinscheiden, unter dem frommen Ausrufe: „Mein Heiland, mach' es kurz!" Auf der andern Seite gieng der königlich bayerischen Regierung der Ruf von Wohlwollen und Aufklärung voran, und so hegten denn auch die Erlanger Bürger freudige Erwartungen von dem Scepter des „guten Vater Max," wie ihn seine Altbayern nannten, und auch wir ihn nun nennen durften.

Der Befreiungskrieg und die folgenden Friedensjahre. 1812—1824.

Allmälig kam nun die Zeit der Befreiung vom französischen Joche für ganz Deutschland herbei. Erlangen ward zwar nicht unmittelbarer Schauplatz der großen Kriegsereignisse, inzwischen theilte es in gerechter Sympathie Noth, Sorge, Schmerz und Freude des Kampfes. Zuerst sahen wir die schönsten Regimenter der bayerischen Armee durch unsere Stadt ziehen, um sich den zahllosen Heermassen anzuschließen, welche Napoleon nach Rußland führte. Leider kam diese prächtige, ausgewählte Mannschaft nur in armseligen Trümmern aus den russischen Schneefeldern zurück. Es folgten nun zahlreiche Durchmärsche von Truppen des Rheinbundes und von Franzosen, die auf ihrem eiligen Zuge nur selten hier längere Zeit einquartiert wurden. Mit dem Brande von Moskau wurden die Herzen der Patrioten zu neuen Hoffnungen befeuert, und je näher uns der Kriegsschauplatz rückte, um so zuversichtlicher sah man dem Falle Napoleons entgegen. Niemand zweifelte, daß Bayern bei gegebener Gelegenheit sich an die große gemeinsame Sache anschließen werde, wie es denn auch geschah. Nach der für die Alliirten siegreichen Wendung der Dinge bemächtigte sich auch bei uns der Alten und Jungen ein unbeschreiblicher Enthusiasmus. Die Schilderung dieser denkwürdigen Periode überlasse ich geübteren Federn. Die Schlacht von Leipzig veranlasste zahlreiche Durchmärsche der Russen. Da ich die schönsten Zimmer meines Hauses seit Jahren an meinen werthen Freund, Herrn Kaufmann Luc. Custer, vermiethet hatte, so ward ich nicht mit höheren Stabsoffizieren belegt; aber es gab um so mehr Einquartierung von Lieutenants, Wundärzten und Apothekern. Unter den letztern ward mir auch der k. bayerische Oberfeld-

apotheker Dr. Pettenkofer zugetheilt, welchen ich wegen seines feinen und gefälligen Benehmens liebgewann, nicht ahnend, daß er in der Folge königlicher Leib-Apotheker, und für Lebenszeit mein werther Freund und Gönner werden würde. Nachdem jener Miethsmann mein Haus verlassen hatte, mußte ich auch russische Generale und Obersten beherbergen, darunter den Generalmajor Bognatowsky und seinen Adjutanten Fürsten Narischkin. Daß diese ungebetenen Gäste der Kosten und Unruhe gar viele veranlassten, versteht sich von selbst. Inzwischen muß ich ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sich sehr freundlich und artig betragen haben.

Als Napoleon am 1. März 1815 nochmals auf dem Kriegs-Schauplatz erschien, und sein siegreicher Eilmarsch nach Paris ganz Europa von Neuem zu erschüttern drohte, wurde in Bayern die Landwehr als permanente Reserv-Armee des Innern errichtet. Jeder Bürger bis zum sechzigsten Lebensjahre war zum Eintritt in diese Landesbewaffnung verpflichtet. So unterzog ich mich denn, trotz meiner achtundfünfzig Jahre, gern dieser erhabenen Verbindlichkeit gegen das abermals bedrohte Vaterland. Ich achtete es für eine doppelte Pflicht, ihm nicht blos meine persönlichen Dienste zu widmen, sondern auch solchen unter meinen Mitbürgern mit eifrigem Beispiel voranzugehen, die sich theilweise nur ungern dazu verstanden, und trug demnach auch noch in meinen späteren Jahren, alle Lebensarten aus eigener Erfahrung zu prüfen, den Kriegsrock. Ich machte den ganzen Dienst mit, lernte exerziren und manövriren, und wurde bei der Organisation des Landwehr-Bataillons in Erlangen zum Hauptmann ernannt. Der Dienst war damals viel beschwerlicher, als gegenwärtig. Die Landwehr hatte die Thore zu besetzen, desgleichen die Posten an der markgräflichen Residenz. Drei Jahre habe ich diesem Dienst vorgestanden, worauf ich als Hauptmann à la Suite entlassen wurde.

Kaum hatte sich mein Verhältniß zur Landwehr gelöst, so wurde ich zu einer andern Dienstleistung berufen. Um jene Zeit nämlich erschien eine Ministerial=Verfügung, welche die Pharmazeuten anhielt, zwei Jahre auf einer der drei Landes=Universitäten zu studieren, ehe sie zum Staats=Examen zugelassen würden, das ihnen die Befähigung zuerkennen sollte, einer Apotheke in Bayern vorzustehen. Die pharmazeutischen Lehrkräfte mußten demnach vermehrt werden, und ich erhielt von der Universität den ehrenvollen Antrag, Vorlesungen über Pharmazie und pharmazeutische Waarenkunde zu halten. Gerne erklärte ich mich hiezu bereit, und las später auch noch ein besonderes Collegium über die chemisch=forensische Ausmittelung der Gifte. Auf den Grund meiner früheren Leistungen, und da kein Privat=Docent den Katheder besteigen kann, wenn er nicht zuvor die Doctorwürde erlangt hat, ließ mir die philosophische Facultät ihr Diplom ad honores kostenfrei ausstellen, und durch den Decan behändigen. Die von mir 1791 bei Gelegenheit des rigorosen Examens gelieferten schriftlichen Referate hätten vielleicht einer Dissertatio inauguralis gleichgeachtet werden können; aber damals gab es noch keine Doctores Pharmaciae, und so empfieng ich denn jenes Diplom jetzt mit großer Freude und Dankbarkeit. In früheren Zeiten hätte ich freilich eine solche Ehrenerweisung nicht erwarten können, weil damals die Kenntnisse des Apothekers nicht sonderlich gewürdiget wurden, sein Stand dem des Doctor Medicinae geradezu untergeordnet war, und er zum Arzte etwa so stand, wie der Schulmeister zum Pfarrer. Eine nicht minder erfreuliche akademische Ehrenerweisung erfuhr ich 1819 von Seiten der medizinischen Facultät zu Bonn, welche mich mit dem Doctoratu medicinae et pharmaciae beschenkte.

Was aber nun die von mir zu haltenden Vorlesungen betrifft, so war es mir sehr lieb, daß sich dabei auch Mediziner

einfanden, die den Nutzen der chemischen Arzneimittellehre und Pharmakognosie für ihren Beruf würdigten. Man sollte glauben, daß der Arzt immer anerkannt habe, eine genaue Kenntniß der Arzneimittel und Materialien, die er gebraucht, sey ihm unumgänglich nothwendig; so einleuchtend dieß auch ist, so fand man doch sehr häufig Aerzte, denen eine genauere Kenntniß von der chemischen Natur der Heilstoffe und von den Bedingungen ihrer gegenseitigen Verbindung abgieng, und die sich deshalb bei vorkommenden gerichtlichen Untersuchungen am allerwenigsten helfen konnten, so daß die forensisch-chemischen Untersuchungen oft gänzlich dem Apotheker anheim gestellt wurden. Ich habe während meiner langen Laufbahn mehrere dergleichen gerichtliche chemische Untersuchungen vornehmen müssen, unter denen ich die in dem Processe der Kränzlein, Tochter eines markgräfl. Leibkutschers in Erlangen, erwähne, welche ihre eigene Mutter mit Arsenik vergiftet hatte, und 1813 durch das Schwert hingerichtet wurde.

In dem Vortrage der Materia medica ist in früheren Zeiten der pharmakognostische Theil sehr vernachlässiget worden, indem sich der Lehrer ausschließlich mit den Wirkungen der Arzneistoffe und der Art, sie zu verschreiben, dagegen nicht mit ihrer Naturgeschichte beschäftigte. Der Schüler erhielt gar keine Anschauung von den rohen Arzneistoffen, oder doch nur eine ungenügende durch abgenutzte, veraltete, verdorbene oder unvollständige Vorlagen. Um diesem Bedürfnisse auf eine würdige Weise entgegen zu kommen, suchte ich sämmtliche rohe Arzneistoffe von ihrer höchsten Vollkommenheit und Güte bis auf ihre geringste Abstufung und Verfälschung zu sammeln und in instructiven Exemplaren in Kästen oder Cylindergläsern aufzustellen. Bei der Vorlesung wurden diese und nebenbei auch noch Stücke derselben Droguen frei herumgereicht, um die Zuhörer auch mit deren Geruch, Geschmack und anderen

physischen Eigenschaften recht genau bekannt zu machen, überdieß Examinatorien und Demonstrationen von Zeit zu Zeit vorgenommen. Nach Bedürfniß führte ich meine Zuhörer auch in die chemischen Fabriken zu Nürnberg, wo ihnen durch meinen lieben Freund Trautwein und die einschlägigen Fabrikanten die Processe in der Herstellung des Phosphors, der Mineralsäuren, des blausauren Kali's, des Berliner Blau und so weiter gezeigt und erklärt wurden.

Von der Nutzbarkeit meiner Waarensammlung überzeugt, hat sie mein jüngerer Sohn, als ich ihm 1824 die Apotheke käuflich abtrat, mit übernommen und seitdem so sehr erweitert und ihr eine so geschmackvolle und zweckmäßige Einrichtung gegeben, daß sie sicherlich als eine der ersten Sammlungen dieser Art gerühmt werden darf.

Meine beiden Söhne wählten sich frühzeitig nach eigenem Antrieb ihren Beruf; der ältere,* der stets eine große Vorliebe für die Naturgeschichte gezeigt hatte, die Medizin, der jüngere die Pharmazie. Nachdem jener die Universität der Vaterstadt im Jahre 1810 bezogen, und 1814 als Doctor medicinae promovirt hatte, erhielt er eine Anstellung bei der k. Akademie der Wissenschaften zu München, wo er, nach der damaligen Einrichtung, dem bereits alternden berühmten Naturforscher von Schrank als Eleve zugetheilt, später zum Adjuncten promovirt, und im Jahre 1817 mit dem Akademiker Spix zu einer wissenschaftlichen Reise nach Brasilien abgeordnet wurde. Der Jüngere, erlernte die Pharmazie bei mir in den Jahren 1811 bis 1815, und vervollkommnete sich, nachdem er sein Finalexamen gemacht hatte, darin in mehreren Conditionen in Bamberg, Coburg und Hamburg, von wo aus er 1819 zurückkehrte, um mich im Geschäfte zu unterstützen.

In diesen Jahren der Abwesenheit meiner Söhne aus dem väterlichen Hause änderte sich darum nichts in der Haus-

*† 13. Dec. 1868 in München

ordnung. Ich war immer von mehreren jungen Männern umgeben, denen ich gerne mit Rath und That zur Seite stand. Unter ihnen waren die Söhne meines hochverehrten seligen Freundes, des Herrn Oberconsistorial-Directors von Hänlein, von denen der ältere jetzt Justizdirector in Ulm, und der zweite Oberkirchenrath in München ist, mehrerer anderer liebwerther Jünglinge nicht zu gedenken. Auch jetzt fehlte es manchmal nicht an heiteren Gesprächen und ländlichen Lustbarkeiten der Tischgenossen. So wurde in dem schön gelegenen Berggarten meines trefflichen Freundes, Herrn Prof. Goldfuß, Wallensteins Lager von Liebhabern und Liebhaberinnen aufgeführt, wobei ich mir einiges Verdienst als Feuerwerker sicherte. Am 13. Febr. 1817 feierte ich mit meiner lieben Frau, im Kreise vieler Freunde, unsere silberne Hochzeit, die unter Andern auch durch die Verlobung einer liebenswürdigen Nichte, Amalie Fischer, mit dem trefflichen Herrn Professor Dr. Rau, gegenwärtigem Geheimenrath in Heidelberg verherrlicht wurde. Es fehlte uns hiebei Niemand als mein älterer Sohn, welcher sich auf der eben angeführten Reise nach Brasilien befand.

In jene Zeit, welche im Allgemeinen nach glücklicher Beendigung des Befreiungs-Krieges, eine so friedliche und heitere war, fällt wie ein schwarzer Schlagschatten das traurige Attentat des Karl Ludwig Sand auf Kotzebue, den 23. März 1819, dem die burschenschaftlichen Aufregungen und die Untersuchungen gegen eine, wenn auch häufig überspannte, irrende und frevelhafte, doch nach dem Grunde ihrer Gesinnung mit milden Augen zu betrachtende akademische Jugend folgten.

Damals hatte ich auch die Freude, den geistvollen und gelehrten Herrn Nees von Esenbeck, mit welchem ich durch seinen Bruder schon früher in Berührung gekommen war, als Professor der Botanik und sodann als Präsidenten der kaiserlichen Akademie der Naturforscher (an von Wendt's Stelle)

in den Mauern von Erlangen zu sehen. Derselbe hielt es für angemessen, mich in die Reihe der Mitglieder der kaiserlichen Leop. Carolinischen Akademie der Naturforscher aufzunehmen, und zwar gab er mir den sehr ehrenvollen classischen Namen Democritus. Obgleich wir nicht sehr viel von jenem berühmten Philosophen wissen, so bin ich doch überzeugt, daß ich ihm an Gelehrsamkeit weit nachstehe, und nur darin mit ihm übereinstimme, daß ich mit einer Dosis Jovialität und muntern Laune ausgestattet eben so gerne als er lache. Gegenwärtig ist mir aber freilich der Sarkasmus schier ausgegangen, und ich muß mich in Acht nehmen, daß ich nicht statt dessen diejenige verdrießliche Laune aufkommen lasse, welche das gewöhnliche Erbtheil des hohen Alters ist. Leider sollten wir jenen gelehrten Präsidenten der Akademie sehr bald wiederum von Erlangen abziehen sehen und in seinem Gefolge auch die Bibliothek und die übrigen Attribute jener ältesten deutschen gelehrten Corporation. Mehrere in Bayern wohnende Mitglieder der Akademie, wie namentlich der Sohn des vorigen Präsidenten, Herr Appellationsgerichtsrath v. Wendt und Herr Geheimrath von Sömmerring, thaten Einsprache gegen die Abführung jener Besitzthümer, und demnach wurden sie auf ihrem Wege nach Bonn zu Bamberg wirklich durch die königlich bayerische Regierung mit Beschlag belegt. Der moderne Democritus mußte bei dieser Gelegenheit seinen Herrn Präsidenten nach Bamberg begleiten, um ihm daselbst einen Bürgen zu verschaffen, nach dessen Gutsagen das Eigenthum der Akademie nach Bonn weitergeschickt werden könnte. Als ich diesen in der Person meines lieben Freundes Med. Ass. Rumpf gefunden, wurde die fiscalische Verhandlung vor der Polizeibehörde der Stadt gepflogen, und zwar hatten wir hier mit einem Manne zu thun, der später eine wichtige Rolle in Griechenland und Bayern gespielt hat, mit dem nachmaligen

Herrn Minister von Abel. Derselbe legte denn auch, bei genauerer Prüfung des Thatbestandes, der freien Abfahrt jener gelehrten Güter kein weiteres Hinderniß in den Weg, und sie fuhren den Main hinab nach Bonn, um im Poppelsdorfer Schlosse aufgestellt zu werden.

Mit Sorge hatte ich den Sohn in die neue Welt hinausziehen sehen; aber ich wußte doch auch die günstige Gelegenheit wohl zu schätzen, welche sich ihm auf einer solchen Reise für seine wissenschaftliche Ausbildung darbot. So lange er und sein Reisegefährte Dr. Spix sich in den Küstenländern America's aufhielten, bekamen wir ziemlich oft Briefe von ihm, besonders über England. Als sich aber die Reisenden in's Innere des Landes vertieften, wurden die Nachrichten immer seltner. Dabei litt besonders die Mutterliebe. Mit welcher ängstlichen Spannung erwartete sie jedes Frühjahr das Aufgehen der Blumensamen, mit denen sie, unter Gebeten, seinen Namenszug im Garten ausgesät hatte! Siehe, die Blumen blieben kein Frühjahr aus, aber ohne Briefe hatte die Gute doch Kummer genug. So besonders in den Jahren 1819 und 1820, wo sich die Reisenden tief in den Wäldern am Amazonenflusse befanden, und über Jahr und Tag kein Brief erschien. Voll Angst hatte sich die Mutter von meinem alten Freunde, dem Kaufmann Labhardt, mit dem ich schon in Kaufbeuern Bekanntschaft gemacht, Adressen nach Lissabon verschafft, und dortige deutsche Kaufleute um Erkundigungen und Nachricht über die fast verschollenen Reisenden gebeten. Die Antwort, daß zwar neuerlich acht Schiffe aus Brasilien angekommen, daß aber die Vermißten sich nicht unter den Passagieren verzeichnet fänden, stürzte sie in neue Trübsal; aber fast gleichzeitig meldete der Sohn selbst seine glückliche Ankunft auf europäischem Boden, und bald darauf forderte sein Brief aus Strasburg uns glückliche Aeltern auf, ihm nach

München entgegen zu eilen; wo wir denn auch am 10. Dec. 1820 die unaussprechliche Freude hatten, den schon fast für todt Beklagten zu umarmen. Er fand alle Glieder der Familie noch am Leben bis auf meinen guten Schwiegervater, der am 5. Febr. 1820 das Zeitliche gesegnet hatte, an demselben Tage, an welchem dem so weit entfernten Enkel ein entsetzlicher Traum eine Ahnung von diesem Todesfall beigebracht hatte.

In München hatte ich auf besonderen Befehl des allverehrten Königs Maximilian Joseph sogleich am Tage nach unserer Ankunft das Glück, demselben aufwarten und meine gerührte Dankbarkeit für das meinem Sohne erwiesene Vertrauen darlegen zu können. Unvergeßlich ist mir die Leutseligkeit und Huld, womit der König mich aufnahm und seine Zufriedenheit über die Leistungen der beiden Reisenden aussprach, die sich nun seiner Unterstützung bei der Herausgabe ihrer Reisewerke zu erfreuen haben sollten. Mir aber gab er die gnädige Zusicherung, daß er hinführo sich meines Sohnes als des seinigen annehmen wolle. Als ich mit einer Thräne in dem Auge für diese königliche Huld dankte, entgegnete er in seiner menschenfreundlichen Weise: „sie dürfen wohl glauben, daß auch ich mit großer Theilnahme an die braven Leute gedacht habe, als ich sie für verloren achtete.“ Als ich dem König sagte, daß ich schon vor vielen Jahren in Strasburg das Glück gehabt hätte, von ihm in der Hecht'schen Apotheke Aufträge zu erhalten, und mehrerer Begebenheiten jener Zeit erwähnte, ward er sehr aufgeräumt und erfreut, und versicherte, daß er sich mit Vergnügen hieran erinnere. Er mochte sich wohl eine Stunde lang mit mir unterhalten haben, als er mich fragte, ob ich nicht mit meiner Frau mich seiner Familie wollte vorstellen lassen? Da ich dieses dankbar annahm, fügte er hinzu: „bringen sie auch ihren Sohn mit, ich werde sie abholen lassen,“ was auch noch an demselben Tag erfolgte. So

hatten wir denn auch bei dieser Gelegenheit uns des höchsten Wohlwollens der edlen Königin und der liebenswürdigen Prinzessinnen zu erfreuen. Man konnte keinen herzerhebenderen Anblick haben, als diese schöne wahrhaft königliche Familie, voll gegenseitiger Liebe, voll Anmuth, Geist und reiner Anerkennung alles Guten und Menschlichen.

Bekanntlich unterhält sich das Alter gerne mit der Vergangenheit. So sehe ich noch im Geist den höchstseligen König Maximilian Joseph, wie er einst, als Prinz Max von Zweibrücken und Oberst seines schönen Regiments Elsaß, dieses in Feuer exerciren ließ. Als Commandeur befand er sich zu Pferd auf dem rechten Flügel. Mit ausgestrecktem Arm, den Degen in die Höhe haltend, commandirte er ein ununterbrochenes Gewehrfeuer mit dazwischen fallenden Kanonenschüssen, wobei sich ein ungeheurer Rauch entwickelte. Dieser aber hinderte die neugierigen Zuschauer nicht, dem Prinzen näher zu kommen. Als derselbe endlich Halt kommandirte, den Degen senkte, und beim Verschwinden des Rauches die Menge der sich zudrängenden, ihn auf allen Seiten umgebenden Zuschauer übersah, rief er in sarkastischer Aufregung: „Wollt ihr nicht zurück, ihr himmelsakraments Straßburger Windbeutel." Wenn bei seinem Regiment ein Soldat, dem er besonders gewogen war, krank wurde, ließ er ihn nicht in das Militärlazareth, sondern bei einem Bürger einquartiren und verpflegen. Der Regimentsarzt Kaiser kam sodann zu uns in die Apotheke und verschrieb das Nöthige mit der Bemerkung: „da hat mir der Prinz schon wieder einen Patienten aufgehängt." Der Prinz war der schönste, stattlichste Offizier, den man sich denken konnte. Seitdem waren große Prüfungen, Erfahrungen fast beispiellos in der Weltgeschichte, an dem theuern Haupte hingegangen. Aber der Ausdruck dieses Antlitzes war noch derselbe wie damals. Eine Herzensgüte, die

kein Undank verringern kann, eine Heiterkeit der Seele, wie sie nur das gute Gewissen verleihet, eine stille Befriedigung, so viele gute Werke gethan zu haben, leuchteten aus den Zügen des geliebten Monarchen hervor. Die fröhliche, offene Art, die feine Eleganz des Prinzen hatte sich jetzt in die wahrhaft königliche Würde eines der wohlwollendsten, mildesten Männer verändert, die je auf einem Thron gesessen. Die mehr als mittelmäßige, kräftige, breite Statur, die ruhige Haltung, der feste, sichere Schritt des Monarchen, und das Gepräge von allgemeiner Menschenliebe, diese hellen, offenen, blauen Augen, die sogleich in der Seele der Menschen lesen konnten, mußten Jedermann bezaubern. Man fühlte sich diesem edlen Manne gegenüber ein Unterthan der Liebe. Kein Wunder war es daher, daß der „gute Vater Max," wo er zwischen seinen Unterthanen erschien, sich alle Herzen öffnete, und ein Vertrauen, eine Hingebung einflößte, die zu den edelsten Thaten der Vaterlandsliebe begeisterten. In der Geschichte des bayerischen Volkes während der zwei ersten Decennien dieses Jahrhunderts muß man diese Art des unvergeßlichen Königs zu wirken wohl auch in die Wagschale legen. Die Anstrengungen, welche viele Einzelne, als Bayern, oder als bayerische Staatsdiener, gemacht haben, sind vom größten Einfluße auf die so kräftige Entwickelung des jungen Königreiches gewesen; sie aber waren gar oft das unbewußte Werk der königlichen Persönlichkeit. Im Munde des bayerischen Volks leben noch unzählige Anekdoten vom König Maximilian, die es verdienten, jetzt alle gesammelt und der Nachwelt überantwortet zu werden. Besonders von seiner Herzensgüte, seiner Freigebigkeit und von der Delicatesse, womit er Wohlthaten spendete, könnten hundert Geschichten erzählt werden. Nicht selten sagte er, wenn er eine Wohlthat erwies, um den Dank abzuschneiden: „Schon gut, wir bleiben die Alten, und

ich recommandir' mich für ein andermal!" Zu geben, ohne erkannt zu werden, machte ihm ganz besondere Freude. Er hatte ein langes Gedächtniß für seine Versprechungen, und brachte oft nach Jahr und Tag, ohne äußeren Anstoß, in Erinnerung, wie er jetzt da oder dort helfen müsse. Mit gemeinen Leuten traf er gleich den rechten Ton, um ihre Lage und Bedürfnisse zu erforschen, und oft wählte er seine Wohlthaten auf eine Art, die ebenso dem Herzen des Menschen als dem feinen Urtheil des Monarchen alle Ehre bringen mußte. Eine arme Wittwe bemerkte ihm, daß ihrem stockenden Geschäfte durch nichts so gut aufzuhelfen wäre, als durch Verheirathung ihrer Tochter mit einem braven Burschen, der sey aber Soldat, „und, fiel der König ein, da muß er dem Vaterlande dienen. Losgeben kann ich ihn nicht. Schafft mir aber einen Ersatzmann, und den will ich zahlen, damit das Geschäft wieder gehe!" Einem Postillon, der ihn umgeworfen hatte, schrieb er eigenhändig das Zeugniß, wie es ohne seine Verschuldung geschehen, und empfahl dem Posthalter, daß er ihm den Unfall nicht entgelten lassen wolle. — Die zartesten Gefühle beherrschten den edlen Monarchen. Einst geht er am frühen Morgen im englischen Garten spazieren, und begegnet einem Soldaten. Es entgeht ihm nicht, daß dieser, indem er sich in Parade aufstellt, etwas verbergen möchte, das er in der linken Hand trägt. „Was hast du in der Hand?" — Der Soldat erröthet, als wenn es sich für ihn nicht schicke, und zeigt zögernd einen Blumenstrauß. „Euer Majestät, Vergißmeinnicht." Der König legt sein schönes Gefühl in das Wort; er nimmt den Strauß, theilt ihn, giebt dem Krieger die eine Hälfte zurück, und spricht: wir theilen, Vergißmeinnicht! — Der gerührte Soldat nahm den halben Strauß wie ein heiliges Unterpfand; er blutete auf manchem Schlachtfeld für seinen König, und erwarb sich von ihm die goldne

Medaille. Diese Anekdote gab Stoff zu einem Soldatenlied, das während des russischen Kriegs in der Armee gesungen wurde.

König Max mied seine Unterthanen nicht. Gerne mischte er sich in das Gedränge auf der Schranne, fragte nach Ernte und Hausstand der Bauern, und sprach freundliche, ermunternde Worte zu ihnen. Als einstens bei einem Pferdemarkte in Tölz die Ortspolizei Gasse für den König machen lassen wollte, rief er: „Weg da mit den Gerichtsdienern, lasst die Bauern her zu mir; sie wollen bei mir seyn, wie ich bei ihnen. Bauern, setzt eure Hüte auf!“ Eben so verlangte er von den Badegästen in Kreuth, unter denen er manchmal herumgieng, mit der liebenswürdigsten Leutseligkeit: „Aufgesetzt, ein für allemal, aufgesetzt, meine Herrn.“ Wo aber der König ein Unrecht, eine schlimme Fahrlässigkeit bei seinen Staatsdienern sah, da trat statt der Milde sein hohes Rechtsgefühl hervor. Er durchbohrte den Fehlenden mit erschütternden Blicken, und sein sonst so freundliches Antlitz wurde finster, so daß man zittern mußte. Auch bei Personen, die seine besondere Neigung genossen hatten, übersah er strafbares Beginnen nicht; sie verfielen der Strenge des Gesetzes. Vor der Wissenschaft hatte er große Achtung, und obgleich er sich, seiner Erziehung und seinem Lebensgange gemäß, in keinem ihrer Gebiete besonders umgesehen hatte, bemühte er sich doch, sie insgesammt zu fördern, wobei er die richtige Ansicht hatte, daß man schon in der frühesten Vorbildung helfen müsse. Darum richtete er denn gleich nach seinem Regierungsantritt das Augenmerk auf die Reorganisation der Schulen und Gymnasien. Erstaunlich viel wurde hierin selbst während der schweren Kriegsjahre geleistet. Für naturhistorische und mathematisch-physikalische Wissenschaften hatte er eine Vorliebe, und überhaupt für alle Kenntnisse, die sich praktisch nutzbar machen.

Darum legte er auch einen besondern Werth darauf, einen Reichenbach und einen Frauenhofer unter seinen Staatsdienern zu besitzen, und erinnerte sich mit Vergnügen daran, daß er selbst den letztern der Wissenschaft zugeführt hat. Es gieng damit folgendermassen zu: Im Jahre 1801 stürzten in dem sogenannten Thiereckgäßchen plötzlich zwei alte Häuser zusammen, und verschütteten mehrere ihrer Einwohner. Zu ebener Erde wohnte ein Glasschleifer, bei welchem Frauenhofer als Lehrling stand. Max Joseph, damals noch Churfürst, erschien alsbald auf dem Schauplatze des Unglücks und ermunterte zu rüstiger Hülfe. Man hörte aus dem Schutthaufen nach Hülfe rufen. Es war Frauenhofer, der zwischen Gebälk und einigen Kisten lag. Mit großer Mühe ward endlich der halbtodte Knabe hervorgezogen, und der Churfürst befahl für seine Pflege und Herstellung zu sorgen, und als er ihm vorgestellt wurde, beschenkte er ihn mit 18 Ducaten und versprach, Vaterstelle an ihm zu vertreten. Nächst dem Monarchen nahm sich besonders der geheime Rath von Utzschneider des Knaben an, und schickte ihn, auf seine Bitte, sich in Mathematik ausbilden zu dürfen, zu dem Professor Magold nach Landshut. Auf eine so wunderbare Weise ist Frauenhofer, eine Zierde der Bayern, erhalten und dem Beruf zugeführt worden, welchen er durch sein eminentes Talent verherrlicht hat. Aber leider entwickelte sich in dem jungen Manne alsbald die Knotenschwindsucht, deren Opfer er 1826 geworden ist, nachdem er die berühmte Fabrik optischer Instrumente von Utzschneider und Reichenbach zu einem welthistorischen Ruhm erhoben, und die größten Sternwarten mit seinen vortrefflichen Werkzeugen ~~erhoben~~ hatte. Utzschneider ließ ihm auf dem Münchner Kirchhofe die einfache aber beredte Inschrift setzen: Approximavit sidera. König Max trug seine Achtung vor der Wissenschaft auch auf die Männer über, die sie mit Erfolg pflegten.

Er gab ihnen keinen übergroßen, aber einen ausreichenden Gehalt, und belohnte hervorragende Verdienste durch ehrenvolle Auszeichnungen. Er konnte es aber nicht leiden, wenn sich die Gelehrten viel mit Politik einließen, und sagte: Schuster bleib' bei deinem Leisten. Man erzählt sich hierüber mancherlei hübsche Anekdoten. Besonders die sogenannten Weltverbesserer konnte er nicht leiden, und wenn ein Gelehrter einmal den bayerischen Staatsdienst verlassen hatte, so entschloß er sich sehr schwer, ihn wieder zurückzurufen, indem er sagte: „Er hat nicht einmal gewußt, was er Gutes an meinem Bayern gehabt!“ Obgleich die erste Idee von der Constitution ganz aus ihm selbst hervorgegangen, so konnte er sich doch nicht in allen Stücken in das constitutionelle System finden. Einstmals begegnete er im botanischen Garten fahrend einem berühmten Professor zu Pferde, der mit seiner Rosinante nicht zurecht kam, und nicht gehörig paradiren konnte. Ha, Professor, rief er lächelnd hinaus: „Sie ein Reiter, und ich ein Redner!“ Ueberhaupt aber stunden ihm heitere Reden und wohlwollende Scherze stets zu Gebote, weil das Herz des gütigen Monarchen immer froh und dankbar gestimmt war. Wenn er so eine heitere Begegnung gehabt, oder einen Spaß erfahren hatte, so gieng er gleich, ihn der Königin, seiner „lieben Caroline“ zu erzählen, und die edle Frau nahm die heitere Geschichte mit der ihr eigenen Anmuth und weiblichen Würde auf. König Max war frei von jedem Aberglauben. Finsterniß, Sectirerei, religiöser Fanatismus waren seiner Seele ganz fremd. Es galt vollkommenste Toleranz in seinem Reiche.

Unter den nahmhaften Gelehrten, die ich bei meinem ersten Besuche zu München kennen lernte, muß ich des Herrn Friedr. von Schlichtegroll, General-Sekretärs der Akademie der Wissenschaften und Direktors der Hof- und Staats-Bibliothek, erwähnen, dessen wackere Herrn Söhne manchmal auch

mein Haus frequentirten, oder an meinem Tische Theil nahmen. Es war ein überaus freundlicher, wohlwollender Mann, dem es zu einer Herzensfreude wurde, wenn er Jemandem besonders in literarischen Dingen dienen konnte. Die Angelegenheiten seines Berufs erfüllten ihn ganz und gar. Täglich fand man ihn von 9 bis 1 Uhr und von 3 bis 5 Uhr auf seinen Geschäftszimmern, wo er arbeitete oder die wissenschaftlichen Fremden empfieng, denen er, nach den damaligen Zuständen in München, ganz vorzüglich die Honneurs machte. Von dem Eifer, womit er die akademischen Geschäfte zu betreiben suchte, und von seiner Liebe für den Ruhm des Instituts legen die zahlreichen Briefe und Billete Zeugniß ab, die Herr Baron von Moll in den Mittheilungen aus seinem Briefwechsel (4 Bände 1829—1835 in 50 Exemplaren als Manuscript gedruckt) bekannt gegeben hat. Man findet in dieser Briefsammlung viele merkwürdige Notizen, zumal über die Literar-Geschichte von Bayern, unter Anderem auch viele Briefe von Sömmerring, der damals München wieder verlassen, und sich nach Frankfurt gezogen hatte.

Mit Karl Ehrenbert Freiherrn von Moll war ich schon früher in einigem Briefwechsel gestanden, und freute mich nun, den berühmten und thätigen Gelehrten persönlich kennen zu lernen. Er war von ganz anderem Korn als sein Freund von Schlichtegroll. Dieser war ein kleiner, breiter, schwarzaugiger Mann von viel Beweglichkeit in Stimme und Gebehrde. Moll dagegen war ein stattlicher, gesetzter, ernster Mann, der den Kammerdirektor (dieß war er im Fürstenthum Salzburg vor seinem Uebertritt in den bayerischen Staatsdienst gewesen, und er hatte dort die Finanzen fast in oberster Instanz verwaltet) nicht verleugnen konnte. Alles an ihm hatte das Gepräge eines ernsthaften Geschäftsmannes, was man jetzt einen Bureaukraten zu nennen pflegt. Er besaß die mannigfaltigsten Kennt=

nisse in der Naturgeschichte und in den technischen Fächern, und nahm sich in späteren Jahren besonders sehr um Bücherkunde an, in welcher Angelegenheit ich auch Gelegenheit hatte, ihm öfter zu dienen, da er es an Briefen und Geld nicht fehlen ließ, um die Bücher herbeizuschaffen, auf die es ihm gerade ankam. Da er mit sehr vielen interessanten Personen verkehrt und ein sehr gutes Gedächtniß hatte, so gab er im Gespräch oft recht unterhaltende Anekdoten zum Besten, wobei er denn wohl auch seine kalte Gravität vergaß und munter und sarkastisch wurde. Endlich des Amtirens müde, zog er sich auf ein Gartenhaus in Dachau, das er Mollheim nannte, woselbst ich ihn zum letzten Male sah, zurück, um die letzten Tage zwischen seinen „gedruckten Freunden" in einer großen Bibliothek zu leben. Von diesen Büchern pflegte er zu sagen: sie seyen das einzige Gedrückte in dieser Welt, was nicht wieder drücken wolle. Auch mit dem ehrwürdigen geheimen geistlichen Rath von Schrank brachte mich mein Aufenthalt zu München in angenehme Berührung, und wir erneuerten mit einander die Erinnerungen jüngerer Jahre, als ich von Regensburg aus dem berühmten Manne das Ehrendiplom der botanischen Gesellschaft überschickt hatte. Schrank war sicherlich einer der größten Gelehrten, die Bayern hervorgebracht hat, und dabei war er von einer so kindlich guten Gemüthsart, daß man bei ihm niemals an den „Jesuiten" dachte, und doch war er ein Rest dieses Ordens, ließ sich auch im Jesuitenhabit begraben. In jüngeren Jahren war er freilich sehr feurig, und hätte Jedem, der sich seinen Meinungen entgegengestellt, die Stirne geboten. Der Einzige, mit dem er sich, auch noch bei guten Kräften, nicht einlassen wollte, war sein Nachfolger auf dem Katheder in Landshut, Hofrath Schultes, der ein Stachelschwein im Siegel führte, mit der Umschrift: qui s'y frotte, s'y pique. Mein Sohn Carl, früher Schranks Schüler, dann

sein Collega, stand immer im besten Vernehmen mit diesem, und hat ihm auch die akademische Gedächtnißrede gehalten. Schrank war am 21. August 1747 geboren und starb am 23. Dezember 1835. Segen der Asche des biedern, vielseitig wirksamen Mannes!

Der gute König Max hatte im Jahre 1818 seinem Volke aus eigenem Antrieb die Verfassung gegeben. Im Verfolge dieser neuen Einrichtung ward ich im Herbst 1819 von der Stadt Erlangen nebst vier anderen Bürgern nach Ansbach abgeordnet, wo unter der Leitung des Herrn Kreiscommissärs und Regierungs-Präsidenten Grafen v. Drechsel aus allen Deputirten des Kreises die Wahl der Städteabgeordneten zur ersten Ständeversammlung vorgenommen wurde. Jener ausgezeichnete Staatsbeamte behandelte die Abgeordneten mit großer Auszeichnung und legte ihnen die Pflichten ihrer Wahl mit eindringlichen Worten an's Herz. Alle Zuhörer waren von seiner Rede ergriffen, und theilten mit dem ganzen Volke die Ueberzeugung von der Wichtigkeit und dem hohen Segen des Verfassungswerkes, welches, aus den Händen des besten Königes dem Volke dargeboten, eine neue Ordnung der Dinge herbeiführte und dem ganzen Deutschlande voranleuchtete. Als Wahlmann nach Ansbach einberufen, ward ich von vielen Seiten aufgefordert, die Wahl eines Abgeordneten zur Ständeversammlung anzunehmen; allein die Abwesenheit meines zweiten Sohnes, welcher sich damals in Hamburg befand, und der Gedanke, daß meine Einsicht einem bei seiner Neuheit doppelt schwierigen Berufe nicht gewachsen sey, mußten mich billig zu der Bitte bestimmen, das wohlwollende Vertrauen der Wahlmänner nicht auf mich fallen zu lassen. Ich wurde zum Ersatzmann gewählt.

Alle die Ehrenmänner, welche mit mir an jenem ersten constitutionellen Acte Theil genommen haben, und deren Glä-

ser bei dem köstlichen Bankette des königlichen Regierungs-Präsidenten in frohen Hoffnungen zusammenklangen, während ein Fackelzug die Straßen Ansbachs beleuchtete, sind schon jetzt zum größten Theile dem edlen Geber der Verfassung in eine bessere Welt nachgefolgt; aber das geistige Werk des Königs steht unerschütterlicher als alle Monumente von Menschenhänden gemacht, und verheißt mit zunehmendem Alter und in stetiger Vervollkommnung, wie ein alter Wein, immer segensreichere Wirkungen.

Der Abend der Ruhe. Seit 1824.

Am 1. Januar 1824 übergab ich meinem zweiten Sohne Theodor käuflich mein Geschäft, und zog mich mit meiner Frau in einen Theil des Hauses zurück, um die letzten Lebensjahre als stiller Betrachter ruhig zu verleben. Mit besonderer Freude und als Belohnung meiner treuen Vatersorgen konnte ich das günstige Resultat bei meines Sohnes schriftlichen und mündlichen Examen und dreier, von ihm vor dem gesammten akademischen Senate gehaltenen Probevorlesungen betrachten, wodurch er sich die Rechte und Würde eines Privat-Docenten an der Universität für dieselben Fächer erwarb, welche ich bisher vorgetragen hatte. Mit dieser Periode schließt denn also mein äußeres Leben ab, und ich könnte diese meine autobiographischen Erinnerungen hier ebenfalls endigen lassen. Da mir jedoch der Himmel vergönnt hat, eine große Strecke weiter in das Greisen-Alter hineinzuleben, so bleibt mir doch noch Manches aus diesen letzten Decennien zu sagen, gleichsam wie eine Verzierung an dem Tagewerk meines Lebens. Manches schlimme und unangenehme Begegniß wurde sanfter abgehandelt, als es dasselbe wohl verdient hätte, und über diejenigen Personen, mit welchen ich die früheren Jahre meines Lebens

zugebracht, habe ich das Ungünstige zu sagen vermieden; um so mehr sind die Mitlebenden jetzt davor sicher. Ohnehin bringt es ein hohes Alter mit sich, daß man immer nachsichtiger gegen Andere wird, weil man mehr und mehr seine eigenen Fehler einsieht. Dazu kommt, daß es gar schlimm wäre, wenn die Vorsehung uns nicht so eingerichtet hätte, daß wir in denjenigen Jahren, wo wir von Mühe und Arbeit ausruhen sollen, Alles um uns her in einem freundlichen und liebevollen Lichte erblicken könnten.

Weil ich denn nun in der That jene Unabhängigkeit und Freiheit vom Geschäfte erhalten hatte, welche alle Menschen für ihre letzten Lebensjahre so gerne erwerben möchten, so beschloß ich, mich deren zu bedienen und nochmals als ein Siebenziger mit meiner Frau und deren Schwester, der verwittweten Oberpostmeisterin Fischer zu Baireuth, welche während der Zusammenstellung dieser Bogen leider auch schon uns in das ewige Jenseits vorangegangen ist, eine Reise an den Rhein zu unternehmen. Der Gedanke, jene Gegenden, wo ich einen Theil meiner kräftigsten Jugend zugebracht, nach so langen Jahren und unter den Segnungen des Friedens wiederzusehen, hatte für mich viel lockendes, und die Ausführung unseres Planes gewährte mir große Freude. Unsere Reise machten wir im Sommer 1825. Sie gieng über Ansbach, wo wir bei unserm Verwandten, Herrn Kreisrath, nachmaligem Oberappellationsrath, Brater einige höchst angenehme Tage zubrachten, nach Stuttgart. Hier besuchten wir den berühmten Bildhauer Dannecker, der uns mit vieler Gefälligkeit das Modell von seinem Christus zeigte, den er für 30,000 Gulden für die Kaiserin von Rußland gefertigt hatte. Nach diesem arbeitete er gegenwärtig an einem zweiten. Bei der aufgefaßten Idee, dieses Werk zu verfertigen, soll der Künstler seine Geisteskräfte so angestrengt haben, daß ihm im Schlafe die Figur des Welterlösers so vorschwebte, wie er

sie in Marmor ausführte. In Heidelberg wurden wir bei dem theuern Schwiegersohne meiner Schwägerin, dem jetzigen Herrn Geheimenrath Rau und seiner Gattin, liebend aufgenommen. In jener paradiesischen Gegend verlebten wir acht selige Tage. Nun gieng es nach Mainz. Hier hoffte ich noch manchen alten Freund und Bekannten wieder zu finden. Aber wie bitter hatte ich mich getäuscht; Niemand von ihnen war mehr zu finden. In dem Locale der ehemaligen Hofapotheke hatte sich eine Tapetenhandlung etablirt, und nach wem ich fragte, der war gestorben oder verschollen. — Eine für uns interessante und neue Erscheinung war das Assissengericht, das wir in seiner Wirksamkeit sahen, wobei wir den Präsidenten von Aul als einen ausgezeichneten und sehr gewandten Redner bewundern mußten. Es stand eben ein Dieb vor Gericht, der das Pfandhaus in Mainz, in welches er sich hatte einsperren lassen, bestohlen. Gegen vierzig Zeugen waren zur Vernehmung anwesend. — Den andern Tag setzten wir unsere Reise zu Wasser fort, wo wir den alten Vater Rhein in seiner Größe zu schauen Gelegenheit hatten, und im Vorbeisegeln den Johannisberg als den Thron des deutschen Bacchus begrüßten. In Bingen entschlossen wir uns, einen Tag zu verweilen und uns in der schönen Gegend recht umzusehen. Nach dem Essen ließen wir uns über den Rhein setzen, stiegen bei Asmanshausen den Berg hinauf, wo wir in dem den Grafen von Bassenheim gehörigen Schlößchen eine vortreffliche Aussicht genoßen, und eine Flasche Asmanshäuser uns schmecken ließen, der neben dem Markobrunner, Scharlachberger und Johannisberger für den besten in der Gegend gehalten wird. Der Sohn des Försters führte uns nun durch die verschiedenen Anlagen in den köstlichen Laubwald, und so kamen wir endlich zwischen Weinbergen nach Rüdesheim herunter und besahen noch das dem Grafen von Ingelheim gehörige alterthümliche Schloß mit seiner schö-

nen antiken Einrichtung, wodurch wir für unsere mühevolle Wanderung reichlich belohnt wurden. Ein Nachen brachte uns endlich bei herrlichem Mondenscheine nach Bingen zurück. Des anderen Tags landeten wir Abends in Coblenz. Am darauffolgenden Morgen besuchten wir einen alten lieben Bekannten, den Herrn Major von Beust, der uns mit großer Gefälligkeit herumführte und die Erlaubniß erwirkte, uns nach der Festung Ehrenbreitstein zu führen, deren Besuch, da sie im Wiederaufbaue begriffen, den Fremden versagt war. Tags darauf trafen wir in Bonn ein; und von da machten wir den kurzen Weg nach Poppelsdorf zu Fuß, wo uns die liebevollste Aufnahme von der Familie Goldfuß wurde. Hier und in Bonn waren es die theuern alten Freunde Harleß, Gebrüder Nees von Esenbeck und Bischof, lauter Männer, die jetzt in hohen Ehren stehen, und in Erlangen als Lehrer an der Universität ein schätzbares Andenken zurückgelassen hatten, welche uns während acht unvergeßlicher Tage mit dankenswerthester Aufmerksamkeit und Liebe behandelten. In Begleitung des jüngeren Nees fuhren wir nach Cöln, wo uns die herrliche Aussicht über den Rhein sehr erfreute. Wir besahen den Dom, dessen Bau und Umfang als ein Riesenwerk uns in Verwunderung setzte. Seine gänzliche Vollendung ist aber einer zukünftigen Zeit vorbehalten. Die irdischen Ueberreste der heiligen drei Könige konnten wir auch auf wiederholtes Ersuchen nicht zu sehen bekommen; wahrscheinlich erschienen wir den Aufsehern zu profan. Von hieraus führte man uns nach der Kirche St. Petri, wo wir eines der höhern Meisterstücke Rubens, die Kreuzigung Petri, zu sehen und zu bewundern Gelegenheit hatten, welches der unsterbliche Künstler der Kirche zum Geschenk gemacht hatte. Auch der Hafen mit seinen vielen Schiffen wurde besucht, und nachdem wir uns in mehreren zum Theil engen Gassen herumgetrieben

+ In Bonn traf Martius damals auch mit v. Yelin zusammen. (Molls Mittheilungen IV, 1032.)

hatten, machte man uns zuletzt an einem Hause auf zwei marmorne Tafeln aufmerksam, welche die Anzeige enthielten, daß in demselben 1576 Rubens geboren und 1642 Maria von Medicis gestorben sey. Dankerfüllten Herzens verließen wir unsere gütigen Wirthe und übrigen Freunde, und machten unsere Rückreise über Neuwied; unser Logis nahmen wir in dem dortigen Bruderhause. Wir besahen die ganze schöne Einrichtung in den beiden großen Gebäuden der Brüder und Schwestern, kauften Einiges von ihren schönen Arbeiten, und besahen das reiche Naturaliencabinet des Prinzen Max von Neuwied, in welchem uns sein Jäger, der den Prinzen nach Brasilien begleitet hatte, herumführte und alles mit vieler Gefälligkeit zeigte. Des anderen Tages fuhren wir eine Zeitlang bergauf und dann durch gesegnete Fluren, die ununterbrochen mit den schönsten Obstbaumpartien abwechseln, bis nach dem Dorfe Engers, wo man wieder herab nach dem schönen Dorfe Vallendar kommt, sich dem Thal Ehrenbreitstein nähert und den herrlichen Anblick von Coblenz gegenüber noch einmal genießt. — Als wir uns Ems näherten, kündigte sich dies Bad durch eine wildromantische Natur an. In dem Curhause befinden sich 234 wohl eingerichtete Zimmer. Wir hatten in der Lilie Quartier gefunden, und speisten an einer Tafel von mehr als 100 Personen. Obgleich nun das Bad schon vielfach beschrieben und seine Bestandtheile durch die chemische Analyse auch hinlänglich ermittelt worden sind, so hat doch auch ein alter Poet seine vorzüglichen Heilkräfte in nachstehenden Versen besungen:

Auf das Emser Bad.

Allhier auf dieser warmen Stelle
Ist die berühmte Buben-Quelle,
So Weiber fruchtbar machen soll, —
Das glaub' ich wohl.

Allein, daß diese Wirkungskraft
Durch's blose Baden wird verschafft,
Wie mancher fromme Eh'mann spricht,
Das glaub' ich nicht;
Denn es kommt wahrlich nicht vom Baden,
Was manches Weibchen aufgeladen,
Wenn sie vom Bad nach Hause fährt.
Doch ist es wohl der Frage werth,
Wie sie zu diesem Glück gekommen? —
Ein Kurgast hat es übernommen,
Und hat's gethan zum Trost der Eh'
Und zu des Bades Renommée.

Des anderen Tages reisten wir über Langenschwalbach nach Wiesbaden, wo wir uns in dem schönen Gasthof zu den vier Jahreszeiten einlogierten. Derselbe enthält in 4 Etagen 138 Zimmer und 42 Bäder. Das Curhaus mit seinen schönen Sälen, dessen mittelster mit großen Säulen von inländischem Marmor geziert ist, bietet nebst seinen freundlichen Anlagen den Badegästen alle Annehmlichkeit dar. Die heiße Quelle, die im Jahre 1786 noch mit einer einfachen viereckigen Mauer von Brockensteinen umgeben war, ist jetzt mit einer schönen, runden, tempelartigen Einfassung versehen. Auch konnte ich bemerken, daß nicht nur die Quelle seit dieser Zeit eine größere Berühmtheit erhalten, sondern auch die Stadt sich zu einem größeren Wohlstand erhoben hatte. — In Frankfurt besuchten wir auch den Bethmann'schen Garten. In dem daselbst befindlichen Museum der Antiken bewunderten wir, als die Krone desselben, das Meisterstück Danneckers, Ariadne von einem Panther getragen, aus carariſchem Marmor. Dieses Kunstwerk befand sich in einem Zimmer, das rosenroth bekleidet war, welche Bekleidung bei eingetretenem Sonnenscheine auch den Figuren einen sanften röthlichen Schimmer gab. Von dem Katharinenthurm aus besahen wir noch die herrlichen Umgebungen der Stadt mit dem befreundeten Main, und fuhren

sodann nach Hanau. Hier wurde dem Herrn Hofapotheker Gärtner ein Besuch gemacht, dessen Sohn mir früher in meinem Geschäfte zur Seite gestanden hatte, und der uns das Schlachtfeld zeigte, auf welchem sich 1813 die Bayern mit den Franzosen geschlagen hatten. — Am andern Morgen gieng es nach Aschaffenburg. Ich suchte den Herrn Hofkammerrath Bauer auf, den ich als den einzigen noch lebenden Bekannten von meinem früheren Aufenthalte in Mainz her, als einen Hausfreund der Vahlkampf'schen Familie kannte. Eine sehr freundliche Aufnahme wurde mir zu Theil. Er rieth mir, meine Frau nach dem Oekonomiehof des Baron von Mergenbaum zu führen, wo wir manches Merkwürdige sehen würden. Wir fuhren dahin. Der Besitzer nahm uns mit großer Artigkeit auf. Er genießt hier in stiller Abgezogenheit und Verehrung der Künste die Früchte eines viel bewegten Lebens. Welche herrliche Gemälde aus allen Schulen sahen wir hier! Noch steht nach langen Jahren vor meiner Seele ein Bild, gemalt von Boudon. Es stellt die königliche Gruft von St. Denis dar. Am Ende derselben ist ein Fenster angebracht, durch welches die Beleuchtung auf die Grabsteine fällt. Die ältesten Könige liegen hier nach damaliger Sitte auch in Lebensgröße auf den Sarkophagen ausgehauen, und das Licht ist so stark, daß man die kleinen Gesichtchen auf denselben deutlich erkennen konnte. Ein Engländer bot ihm 1000 Pfund. Dem Eigenthümer höchst dankbar für die Güte, mit welcher er uns seine Kunstschätze gezeigt hatte, schieden wir von ihm und eilten nach dem Schönenbusch, einem königlichen Lustschloß mit schönen Baum- und Wasserpartieen. Später zurückgekehrt, bewunderten wir in der Stiftskirche das Monument, welches von Dalberg dem letzten Churfürsten von Mainz, von Erthal, zu dessen Nachfolger er bestimmt gewesen, hatte setzen lassen. — In Würzburg besahen wir den Dom, ein prächtiges

Gotteshaus, dann das Museum, den Unterhaltungsort der gebildeten Einwohner mit seiner damals neuen brillanten Einrichtung, ferner das königliche Schloß, wo wir so glücklich waren, in der Kapelle ein vortreffliches Hochamt zu hören, das zum Dank der glücklichen Entbindung der Frau Kronprinzessin gehalten wurde. Nachmittags besuchten wir das Juliusspital und einige Bekannte und eilten hierauf unserer Heimath zu, in der wir von unseren lieben Kindern und Freunden auf das Herzlichste empfangen wurden. Wir aber dankten Gott, der uns diese längere Reise gesund und ohne alle Gefahr hatte verleben lassen.

Inzwischen hatte mein älterer Sohn Carl, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Professor der Botanik an der Universität zu München, mit meiner lieben Schwiegertochter, Franzisca, gebornen Freiin von Stengel, einen glücklichen Hausstand gegründet. Als theilnehmende Eltern besuchten wir das glückliche Ehepaar zu verschiedenen Zeiten, während welcher wir auch die Freude hatten, Großältern zu werden, und zugleich auch Gelegenheit die neuen Kunstschöpfungen des Königs zu sehen und zu bewundern.

Man kann die majestätische blaue Gebirgs-Kette der bayerischen Alpen von der Münchner Hochebene nicht betrachten, ohne eine lebhafte Sehnsucht in die Ferne zu empfinden. Sie zu besuchen, ließ ich mich denn durch meine hohen Jahre um so weniger abhalten, da meine gute Frau, welche als ausübende Liebhaberin der Malerkunst dabei in ihrem vollen Rechte war, eine solche Reise für höchst nothwendig erklärte; überdieß hatte man mir versichert, daß es kein besseres Verjüngungs-Mittel gäbe, als Alpenluft und Alpenwasser. Beide sind allerdings auch meinem alten, aber doch noch rüstigen Leibe sehr zu Gute gekommen. Ende Juni's 1830 machten wir uns von München aus auf den Weg nach Salzburg. In der fast ringsum von

dem Innstrome umgebenen Stadt Wasserburg fanden wir zum ersten Male die eigenthümliche Bauart von niedrigen Giebeln und flachen italienischen Dächern, welche viele altbayerische Städte auszeichnet. Schon ehe wir in das Alpengebirge kamen, zeigte sich uns die Verschiedenheit in der Landwirthschaft, sowohl rücksichtlich der Viehzucht, als der Aecker mit ihren breiten Beeten, worauf die sogenannte Egarten-Wirthschaft betrieben wird. Es besteht diese darin, daß sehr viele Ackergründe gar nicht, oder nur selten gedüngt, aber dazwischen längere Zeit in der Brache gelassen werden, wo sie sich denn alsbald mit einem dichten Rasen überziehen, und als Viehweide benutzt werden. Von Stallfütterung ist hier zu Lande nur wenig die Rede, und das Vieh wird während der Sommermonate auf die hohen Berge in die sogenannten „Alpen" getrieben, um sich hier seine Nahrung auf der Weide zu suchen. Viele dieser Gegenden sind dem Hagelschlage sehr ausgesetzt, und es schauert in manchen Thälern fast alle Jahre, so daß man besondere Karten für die häufigsten Schauerstriche in dem Steuerkataster entworfen hat, welche bei der Taxation der Gründe mit in Rechnung kommen. Auch in Fräbertsheim, wo wir am ersten Tage übernachteten, hatte das Wetter alle Feldfrüchte vernichtet, so daß das Rindvieh vierzehn Stunden weit in die Alpen getrieben werden mußte. Tags darauf kamen wir durch das Dorf Stein, welches von einem schönen Schloße nebst ausgedehnten Oekonomiegebäuden an dem waldigen Berge beherrscht wird, und neuerdings von J. Maj. der Herzogin von Braganza ist angekauft worden. Ueber dem neuen Schloße ragt an einer steilen Felsenwand die Ruine eines alten Baues hervor, einstens die Burg des berüchtigten Raubritters Heinz von Stein, von welchem sich die Umgegend viele schreckliche Dinge noch heut zu Tage erzählt. Unterirdische Gänge, weithin durch die Felsen gehauen, dienten dem Räuber, Ausfälle

zu machen oder sich in seine Burg zurückzuziehen, deren Kammern und Verließe wir auf mehreren steinernen Treppen und Gängen durchwanderten. Es existiren noch zwei Gänge, von welchen der eine, nach Dengling führende noch heut zu Tage $^3/_4$ Stunden weit gangbar seyn soll. Ein anderer führt nach Trostberg in das väterliche Schloß des Unholden. Die Sage von diesem Heinz von Stein hat auch Veranlassung zu einem vaterländischen Schauspiele gegeben, welches zu München bei Strobel erschienen ist. Der Wütherich hatte mit einem geraubten Mädchen einen Knaben erzeugt, den er umbringen lassen wollte; aber ein gutherziger Diener brachte ihn heimlich in eine Mühle der Nachbarschaft, wo er aufgenommen und mit des Müllers Tochter erzogen wurde. Die beiden Kinder liebten einander. Als das Mädchen zur schönen Jungfrau herangewachsen war und der alte Wüstling Kunde von ihr erhielt, raubte er sie. Der Sohn schleicht sich, um das Mädchen zu retten, in die Burg, und ersticht in dem Räuber seinen eigenen Vater. Solche Stückchen können nun in unserm civilisirten Vaterland Gottlob nicht mehr aufgeführt werden.

Am Abend in Salzburg angekommen, hatten wir die Freude, unsern Sohn zu finden, welcher, gestärkt von dem Bade Gastein zurückkehrend, uns hier ein Stelldichein gegeben hatte. An dem braven und gefälligen Apotheker und Professor Hinterhuber fanden wir den bereitwilligsten Begleiter durch die wunderschönen Umgebungen des berühmten Salzburgs. Man braucht nur auf bequemen Marmortreppen, an den Leidens-Stationen vorüber, den Kapuzinerberg bis zum Kloster hinan zu steigen, um den Einblick in die reizende Umgegend der malerischen Stadt zu erhalten. Der Gottesacker und die Kirche von St. Sebastian gehören zu den Sehenswürdigkeiten, und mich interessirte hier besonders das Grabmal des Theophrastus Paracelsus, vor dem ich von jeher einen

gewissen Respekt gehabt habe; denn obgleich man ihn auch Bombastus nennt, so muß man doch anerkennen, daß der geistreiche und für seine Zeit vielgelehrte Mann in der Medizin und Chemie neue Bahnen gebrochen hat. Ich betrachtete daher mit großer Aufmerksamkeit das Monument, welches ihm der Erzbischof, Graf von Dietrichstein, 1752 im Vorhaus jener Kirche hat errichten lassen, und schrieb mir folgende Inschrift ab:

Philippi Theophrasti Paracelsi, qui tantam orbis famam ex auro chemico adeptus est, effigies et ossa, donec rursus circumdabitur pelle.

Paracelsus starb zu Salzburg, 48 Jahre alt, am 23. September 1541. Er vermachte all' sein Vermögen, welches in einigen Fahrnissen und Kleidern, 10 Ducaten, einer Mark und 3 Loth ungemünzten Goldes, und 11 Mark 10 Loth Silbergeräthe bestand, den Armen. Seine sämmtlichen Bücher und Schriften schrieb er dem Barbier und Bürger Andreas Wendel zu. Schwerlich giebt es jetzt in Deutschland einen praktischen Arzt, der mehr Ruf besäße, als damals Theophrastus Paracelsus, aber wohl sehr viele, welche größern Reichthum hinterlassen, so daß das alte Wort „dat Galenus opes“ besser auf sie passt, als auf den famosen Alchymisten.

Meine Liebhaberei an Alterthümern fand reichliche Nahrung in dem Cabinete des Herrn Rosenegger, welcher aus seinem Garten, ehemals dem Begräbnißplatz der römischen Stadt Juvavia, eine große Menge von Lampen, Thränengefäßen, Urnen, Ringen, Waffen und viele andere Gegenstände aus Glas, Metall und Stein ausgegraben hat. — Ein Ring, den mir der wackere Mann zeigte, schließt einen Rubin, ein anderer einen künstlichen Avanturin ein. Wie die alten Römer ihre künstlichen Steine gefertigt haben, ist vielleicht gegenwärtig noch nicht vollständig ausgemittelt. — Unsere

Spaziergänge und Fahrten nach den romantischen Umgebungen von Salzburg, nach Aigen, Leopoldskron, Hellbrunn, auf den Mönchsberg, von wo aus wir an einem schönen Abend die Stadt und ihre herrliche Umgebung bewunderten, will ich hier nicht ausführlicher besprechen. Der Eindruck, welchen Salzburg bei schönem Wetter auf Jeden macht, ist mit nichts zu vergleichen. — In der ehrwürdigen Prälatur zu St. Peter fanden wir viele gelehrte Conventualen, und lernten in der Person des Herrn Prälaten Albert einen Mann kennen, dessen große Verdienste um die Förderung frommen Sinnes und der Gelehrsamkeit ich eben so gerne preise, als die Einwohner von Salzburg. In der Kirche dieses reichen Stiftes blieb ich mit großer Gemüthsbewegung vor dem Monumente von Joseph Haydn stehen, indem ich mich erinnerte, daß ich in Regensburg und Mainz gar oft von seinen schönen Kirchenmusiken war erbaut worden. Jetzt hat Salzburg auch seinem genialsten Sohne, dem unvergleichlichen Mozart, ein Denkmal gesetzt.

Von Salzburg reisten wir an den berühmten Königs- oder Bartholomäussee, den ersten Alpensee, welchen ich gesehen. Meine Freude über das Schauspiel des ruhigen, in grüner Farbe spiegelnden Sees, von majestätischen Felsgipfeln umgeben, war so groß, als sie nur in meinen besten Jugendjahren hätte seyn können. So bestiegen wir denn in hastiger Erwartung den Kahn, dergleichen auf den bayerischen Seen Schiffe genannt werden, und ließen uns von zwei Männern und zwei Mädchen nach der zwei Stunden entfernten Halbinsel St. Bartholomäi führen. Wir besuchten auf diesem Wege den pittoresken Wasserfall des Kesselbaches und die daneben liegende Einsiedelei, ergötzten uns an dem Echo, welches auf einen Pistolenschuß unseres Führers in ungeheuren Schlägen von den entfernten Felsen widerhallte, und stiegen wohlgemuth bei

dem Schlößchen aus, wo uns der Förster auf einem grünen Rasenplatze mit gebackenen Ranken (einem delicaten Alpenfisch) und die muntere Wirthin mit einer Anekdote regalirte, wie zwei benachbarte Sennerinnen die Dreistigkeit eines zudringlichen Liebhabers abgestraft hätten. — Von hier machten wir uns zu Fuße auf, um die sogenannte Eiskapelle, einen kleinen Schneegletscher, zu besehen. Es galt meine alten Knochen zwischen ungeheuren Felsengebilden aufwärts zu tragen, und noch im 75ten Jahre zwischen den schönen rothen Alpenrosen und den prachtvollen weißen Blüthen der schwarzen Nießwurz nach andern Alpenpflanzen herum zu botanisiren. Ich präsentirte meiner guten Frau in der einen Hand einen Bündel blühender Alpenrosen, in der andern einen Schneeballen; so mußte sie Jugend und Alter miteinander von mir hinnehmen; dieß war am 3ten Juli 1830, Nachmittags 4 Uhr. — Spät genug kamen wir zu dem Bartholomäusschlößchen, und von dort in den Markt Berchtesgaden zurück, wo wir in dem Leuthause gute Herberge fanden.

Das ganze Ländchen Berchtesgaden ist voll malerischer Seen, grotesker Felsengebirge und schauerlicher Schluchten. Unter den himmelanstrebenden Bergen zog besonders der colossale Untersberg, gleichsam der Gränzstein zwischen Berchtesgaden und Salzburg, unsere erstaunten Blicke auf sich. Meine Frau gewann ihn vorzüglich lieb wegen seiner malerischen Gestalten und des violetten Colorits, das er bei der Abendbeleuchtung annahm. Ich aber dachte bei seinem Anblick an meinen unvergeßlichen Freund Hoppe, welcher den pflanzenreichen Berg alljährlich für einige Zeit zum Standquartier zu nehmen pflegte, und ihn zu einem wahren Wallfahrtsort für die Botaniker gemacht hat. Auch an den von mir so hoch verehrten Alexander von Humboldt dachte ich, welcher sich den Aufenthalt in diesen Berggegenden zu einer Vorschule für seine

welthistorische Reise nach den Alpen der Tropenländer gewählt hatte.

So wie sich von unserm Fichtelgebirge zahlreiche Sagen von Berggeistern und verschlossenen Schätzen bis auf diesen Tag erhalten haben, so vernahm ich auch öfter ähnliche aus dem Munde der gesprächigen Aelpler über den Untersberg, worin Kaiser Karl Hof hält, und über die verwegenen Venediger, welche, mit dem Bösen im Bunde, die verborgenen Schätze der entlegensten Schluchten ausbeuten. —

Für meine mineralogische Liebhaberei gab das Einfahren in die berühmten Berchtesgadner Salzwerke mehrfachen, erheiternden Stoff. Wir wurden zu diesem Ende in einem reinlichen Zimmer mit weißen Bergkleidern versehen. Alles war sehr elegant, das s. v. Arschleder war mit blauem Taffent gefüttert, und die schwarze Bergmannsmütze mit blauen seidenen Bändern besetzt. Meine Frau nahm sich in diesem Anzug vortrefflich aus. Wir setzten uns auf eine Art von Wurstfuhrwerk und fuhren unter dem bergmänn'schen Zuruf „Glück auf!! in den ausgezimmerten Stollen des Salzbergs an.

Bekanntlich wird in diesen so regelmäßig gebauten Salzwerken das Salz aus s. g. Sinkwerken gewonnen, welche mit Wasser angelassen werden, bis dieses eine gewisse Quantität Salz in sich aufgelöst hat. Ein Theil der Sohle wird hier selbst versotten, ein anderer aber, wegen Unzulänglichkeit des hiesigen Holzbestandes, nach Reichenhall und Rosenheim geführt. Zu dieser großartigen Wasserleitung dient auch die berühmte Reichenbach'sche Wassersäulen-Maschine zu Ilsang, welche das Wasser 1218 Fuß hoch hebt. In Berchtesgaden wurden damals jährlich 110,000 Zentner Salz gewonnen, wozu 6000 Klafter Holz verbraucht wurden. Alle diese Merkwürdigkeiten, welche uns der kenntnißreiche Herr Salinenrath Knorr mit großer Gefälligkeit zeigte, sodann die Salzquel-

len, Gradierhäuser und Salzsiedereien zu Reichenhall und Rosenheim, und die Fläche des großartigen Chiemsees, an welchem wir während eines heftigen Sturmes vorüberkamen, waren lauter interessante Erscheinungen, welche ich, nicht ohne Dankbarkeit gegen meinen Schöpfer, noch in so späten Lebensjahren gerne einsammelte. —

Anderweitige Bekanntschaft mit dem Alpenleben und seinen eigenthümlichen Reizen machte ich in Schlehdorf in Oberbayern am Kochelsee, wo mein Sohn mit seiner Familie und der seiner Frau Schwiegermutter, der verwittweten Frau Ministerialräthin von Stengel, seine Herbstferien in dem schönen Klostergebäude zuzubringen pflegt. Auf dem Wege dahin besuchten wir das romantisch gelegene Wirthshaus von Ebenhausen, wo mein Sohn alljährlich mit seinen Zuhörern zum Gedächtniß des unsterblichen Ritters Linné das Linnäus-Fest feiert, — dann das freundliche Wolfrathshausen. Wir sahen die stattlichen Gebäude der ehemaligen Abtei Benedictbayern in dem Loisachthale, und in den benachbarten Bergen das Dorf Heilbrunn, dessen Jodine haltendes Mineral-Wasser, die Adelheids-Quelle, in neuster Zeit gegen die Kröpfe und die Unfruchtbarkeit der Frauen großen Ruf erlangt hat. —

Unser Aufenthalt in Schlehdorf ward sogleich am nächsten Tage durch einen fürchterlichen Hagelsturm signalisirt. Es warf (am 19. Juli 1830) unter Donner und Blitz Schlossen von der Größe eines kleinen Hühnereies, die sich an den Fenstern so laut anmeldeten, daß wir nichts eiliger zu thun hatten, als diese schnell aufzureißen, um den unfreundlichen Besuchern freies Entrée zu erlauben. Die Schlossen wurden sogleich abgezeichnet. In der Mitte hatten alle einen krystallisirten Kern. Während mein Sohn der Familie einen Vortrag über ihre Bildung hielt, machte ich moralische Betrachtungen darüber, daß das Unglück noch hätte viel größer seyn können, und daß

die Weisheit darin bestehe, nicht blos gute Miene zum bösen Spiel zu machen, sondern am Ende auch jeden schlimmen Zufall zur eigenen Besserung anzuwenden *).

Man kann sich nichts herrlicheres denken, als die bunten Farbenbeleuchtungen, in welche sich die Jocheralpe und die Benediktenwand beim Untergang der Sonne zu kleiden pflegen. Während die Schattenpartieen in einem blauen Violett erscheinen, brennen die Spitzen der Gebirge in purpurrother Gluth. —

Gelobt sey Gott, der Herr, der uns die Sonne sendet,
Gelobt der Herr, der uns den Morgen giebt,
Der liebevoll uns täglich Wonnen spendet,
Der uns mit heil'ger Vatertreue liebt.
Wie wundervoll hat er hier seine Welt,
Wie prächtig seine Berge hingestellt!

Aus Herzensgrund unterschreibe ich diesen Vers, zu welchem hier meine Frau inspirirt wurde.

---

*) Durch ein großes Unglück wurde das malerische Dorf Schlehdorf heimgesucht, als am 18. Oktober 1846, während der sogenannte Fönwind (Scirocco) über die Alpen wehte, im Dorfe Feuer auskam, welches in kurzer Zeit alle Häuser, bis auf das Klostergebäude, das auf der Höhe steht, in Asche legte. Inzwischen fanden die Abgebrannten von der brüderlichen Gesinnung der Bayern die werkthätigste Hülfe. Aus dem ganzen Lande strömten Nahrungsmittel, Kleider, Ackergeräthe und Geld herbei, und das Dorf wird bald schöner da stehen, als es war. König Ludwig ward von der Bedrängniß der armen Hirten und Fischer durch den Bericht eines Augenzeugen in Kenntniß gesetzt, und schon drei Stunden nachher erschien der Befehl, die große Viehheerde der Dorfgemeinde in den geräumigen Ställen der benachbarten königlichen Fohlenhöfe aufzunehmen. Der König schrieb auf das Petitum: „Erhaltet mir den schönen Viehstand im Gebirge," und so brachte der königliche Wille alsogleich Hülfe und Trost in der Noth. Diese großen vielseitigen Unterstützungen und Fürsorgen von Hohen und Niederen erkannten aber auch die Abgebrannten, indem sie ihren heißen Dank dafür wiederholt im bayerischen Landboten (Nr. 70, den 11. März 1847) niederlegten.

Schon in München hatte Herr Hofrath Oken uns auf die damals in Oberammergau aufzuführende Passionsgeschichte Jesu aufmerksam gemacht, die er auch schon angesehen, und über die er im bayerischen Volksfreunde einige Aufsätze hatte abdrucken lassen. Im Jahre 1633 war in Partenkirchen, Eschenlohe, Oberammergau und in andern Orten des bayerischen Oberlandes eine pestartige Krankheit ausgebrochen, welche in kurzer Zeit viele Menschen wegraffte. In dieser allgemeinen Noth suchte die Gemeinde Oberammergau Hülfe mit einem Gelübde, alle zehn Jahre die Leidensgeschichte zur dankbaren und erbaulichen Verehrung öffentlich darzustellen. Die Kraft des Glaubens siegte. — Nicht eine einzige Person starb mehr an dieser Krankheit, obschon noch viele angesteckt daran danieder lagen. — Im Jahre 1634 wurde, zur Erfüllung des Gelübdes, die Passionsvorstellung zum erstenmal in Oberammergau aufgeführt, und in der Folge alle zehn Jahre wiederholt, doch so, daß wegen der großen Kosten binnen der fünf Sommermonate zehn Vorstellungen stattfinden. Der Ueberschuß von der Einnahme der Einlaßgebühren wurde zu wohlthätigen Zwecken verwendet, und diente noch 1830 zur Zahlung von Kriegskosten. Eine so merkwürdige Sache zu sehen, wollte ich natürlich auch nicht verabsäumen, und die ganze Familie meines Sohnes nebst mehreren aus München hinzugekommenen Gästen, im Ganzen zehn Personen, reisten am 24. Juli nach Oberammergau ab. Wir durchschnitten die lachenden Thalgründe der Loisach bei Schwaiganger und Eschenlohe, und stiegen zu Fuß den steilen Ettaler Berg auf einer guten Fahrstrasse hinan, umgeben von zahlreichen Menschen, die in gleicher Absicht nach Oberammergau wanderten. Das wilde Waldgebirge von Ettal, durch welches mehrere Waldströme brausend herabstürzen, breitet sich oben in eine Bergwiese aus, worauf einsam und ernst Kloster Ettal, eine Stif-

tung Kaiser Ludwig des Bayern, steht. Von hier kamen wir in das freundliche Amperthal herab, und fanden beim Rosenbeck Unterkunft in dem zwar ausgedehnten, aus zweistöckigen eigenthümlich bemalten Häusern bestehenden, aber heute von zahlreichen Wallfahrern überfüllten Dorfe Oberammergau. Der Ort hat, so wie Berchtesgaden, eine eigenthümliche Industrie von Schnitzwaaren, besonders aus Holz, womit ein ausgebreiteter Handel über Deutschland hinaus getrieben wird. Die Einwohner, welche theilweise viel in der Welt herumkommen, haben kein bäuerisches Wesen, und verstehen sich gut zu benehmen, daher wissen sie auch mit besonderem Geschick die ihnen im Schauspiel aufgetragenen Rollen auszuführen. In der Wirthsstube hiengen prächtige seidene Kleider mit Gold gestickt, der Anzug des Herodes, in welcher vornehmen Person wir den Sohn unseres Hauswirthes erkennen sollten. Auf der westlichen Seite des Dorfes war die Bühne und vor derselben amphitheatralisch, wie in einem altrömischen Theater, der Schauplatz erhöht aufgeschlagen, wo 3000 Menschen im Freien Platz fanden. Die Bühne stellte die Stadt Jerusalem vor. Sie war so tief und so eigenthümlich beleuchtet, daß die im Hintergrunde erscheinenden Personen aus großer Ferne herzukommen schienen. Der mittlere Theil der Stadt Jerusalem, aus mehreren Coulissenreihen gebildet, war mit Vorhängen versehen. Die Häuser des Pilatus und des Herodes, mit ihren Altanen, worauf diese erschienen, um Urtheil zu sprechen, bildeten rechts und links die Nebengassen. —

Des andern Tags, am 25. Juli, Morgens 8 Uhr gieng die Trommel durchs Dorf, um die in den Häusern zerstreuten und frühstückenden Gäste zu rufen, dann fielen 3 Böllerschüsse, worauf die Vorstellung begann. — Die vier Eingänge in das Amphitheater führten zu den vier verschiedenen Plätzen, welche 1 fl. 12 kr. — 48 kr. — 24 kr. und 12 kr. kosteten. In

der Reihe, wo wir uns niederließen, fanden sich alsbald auch der Prinz Max in Bayern und die Fürsten von Ysenburg und Löwenstein-Werthheim ein, die sich schon seit einigen Tagen auf der Gemsjagd in dieser Gegend aufhielten.

Das Schauspiel, das wir hier zu sehen bekamen, war eine Vereinigung von Declamationen, Chorgesängen, sogenannten plastischen Gemälden und endlich des beweglichen und dialogischen Theaterspiels. Durch die ganze Aufführung laufen zwei Reihen von Darstellungen, aus dem alten Testamente und diesem entsprechende aus dem neuen. Jene, die vorbildlichen oder prophezeienden, wurden plastisch, oft von mehreren hundert Personen, in den mannigfaltigsten Costümen (vorzüglich den biblischen Bildern der altdeutschen Schule entsprechend) durch Gruppen und Stellungen ohne alle Bewegung, mit Geschmack, Anstand und Berechnung der Wirkung dargestellt, die dialogischen Vorstellungen dagegen zeigten ein Drama voll Bewegung und Leben, mit solcher Einübung in den Dialog, daß nie eine Unterbrechung vorkam. Auch hinter der Scene herrschte die vollkommenste Ruhe und der größte Anstand, obschon im Ganzen gegen dreihundert Personen beiderlei Geschlechts und jeden Alters, selbst Kinder von drei Jahren, auf das mannigfaltigste und fremdartigste gekleidet, zum Spiele versammelt waren. Am meisten hatten die Mitglieder des Chors zu thun, ein Duzend weißgekleideter Personen mit einem Herold als Vorsänger, der bei jeder Scene vortrat und in einer Declamation die folgende Darstellung anzeigte und erläuterte. Er gieng darauf ab, kam aber mit dem Chor sogleich wieder und stellte sich in das Proscenium, rechts von ihm die Mädchen, links die Jünglinge. — Der Chorus sang nun abwechselnd und kunstgemäß mehrere Strophen unter Begleitung des Orchesters, worin wieder in poetisch religiöser Weise angedeutet wurde, was auf der Bühne vorgehen sollte. Nun gieng der

Vorhang in die Höhe, und es zeigte sich die plastische Darstellung. Nach einigen Minuten fiel der Vorhang, und wenn er kurz darauf wieder aufgieng, wurde das Drama aus dem neuen Testamente, von einem Chorgesange eingeleitet, aufgeführt. — So wurde zum Beispiel in der ersten plastischen Darstellung die Scene sichtbar, wie Abraham im Begriffe steht, seinen Sohn zu opfern, als Vorbild des Versöhnungstodes Jesu. Eine andere Vorstellung, wo die Söhne Jacobs ihren Bruder Joseph verhandeln, bildete prophetisch die dramatische Scene vor, wie Judas Christum an das Synedrium verkauft. Um nun den Gang in dem Hauptheile dieser merkwürdigen Darstellung zu verfolgen, so trat, nachdem die einleitenden Gesänge und plastischen Gemälde vorüber, und der Vorhang gefallen war, der Herold auf, der den Einzug Christi in Jerusalem ankündigte; der Chor sang eine sich darauf beziehende Hymne, und als er sich zurückgezogen hatte, erschien der Heiland selbst, auf einem weißen Esel reitend, unter einem Haufen jubelnden Volkes in Jerusalem einziehend. Christus kam dann in den Tempel, wo er die Pharisäer tadelte, Käufer und Verkäufer austrieb, und mehrere Körbe umstieß, aus denen die Tauben davonflogen. So wurde nun ununterbrochen die ganze Leidensgeschichte, wie sie die Evangelisten beschrieben haben, vorgeführt. Von 11—12 Uhr wurde die Vorstellung ausgesetzt. —

Die Hauptperson des Drama, die Jesus vorstellte, war ein Mann von etlichen dreißig Jahren, der in seinem Aeußeren, in dem feinen, länglichen, blassen Gesicht mit einem kleinen Barte, und auf beiden Seiten hereingekämmten Haaren, an viele Gemälde der deutschen Kunst erinnerte, wie sie das Bild des Welterlösers darzustellen versuchten. Diesem entsprach auch die morgenländische faltenreiche Kleidung von rothen und violetten Stoffen. Der Mann hatte nicht blos seine Rolle

sehr getreu einstudiert, sondern sie übte auch einen solchen Einfluß auf sein profanes bürgerliches Leben, daß er sich durch mildes und liebevolles Benehmen die Achtung und Liebe seiner Mitbürger erworben hat. Die Wahrheit, womit er seine Rolle durchführte, riß alle Zuschauer zur Verwunderung und Mitleiden hin. Die Kreuzigung wurde auf der Erde mit einer herzzerreißenden Täuschung nachgeahmt, und sodann das Kreuz aufgerichtet. Mein Freund, Herr Hofrath Oken, welcher der ganzen Handlung mit großem Interesse gefolgt ist, tadelte nur den Stich und das Ausfließen des Blutes auf der linken Seite. Unvergeßlich wird mir und meiner Frau die Scene bleiben, da der Gekreuzigte, die Dornen-Krone auf dem Haupte, mit bleichem sterbendem Angesicht dem reuigen Schächer die Worte des Trostes und der Verheißung zuruft: „Noch heute wirst du mit mir im Paradiese seyn" — und darauf sein Haupt neigt und verscheidet. — Der Eindruck auf die große, aus allen Ständen bestehende Zuhörerschaft, war sichtbar sehr tief und ergreifend. Allgemeine Stille herrschte, viele Thränen floßen, und man glaubte stille Gebete und Vorsätze aus der Versammlung zum Himmel steigend zu vernehmen. — In dem Momente des Todes hallten, statt des Erdbebens, von welchem die Geschichte erzählt, die Donner der Kanonen, die in feierlichen Schlägen zwischen den Alpengebirgen fortrollten. Die Abnahme vom Kreuze wurde sehr geschickt und mit aller Zartheit ausgeführt. — Auch die Scene der am Grabe Wache haltenden römischen Kriegsleute war mit ergreifender Wahrheit dargestellt. Diese flohen im größten Schrecken, als sich der Erlöser unter glänzender Beleuchtung aus dem Grabe erhob. In der letzten Scene erscheinen die heiligen Frauen am Grabe, und vernehmen durch einen Engel die Kunde von der Auferstehung des Welterlösers. Die Würde und Ruhe, womit die Leidensgeschichte dargestellt war, das Interesse, welches

Tausende von Zuschauern den ganzen Tag gefesselt hielt, der tiefe Eindruck, den sie auf die meisten machte, und das fromme Gefühl einer hoffnungsreichen Befriedigung, womit Jedermann heraustrat und heimkehrte, werde ich nie vergessen.

Als wir, noch am Abend von Oberammergau abgereist, wieder bei der Klosterkirche von Ettal vorüberkamen, fanden wir Hunderte von Wallfahrern, welche hier noch ihre Andacht verrichteten. Die großartige, mit Freskomalereien von Knoller verzierte Kirche war festlich beleuchtet. Ein kleines marmornes Marienbild, welches Kaiser Ludwig aus Italien mitgebracht und hieher gestiftet hatte, war eben auf dem Hochaltare ausgestellt. Viele Landleute drängten sich hinzu, um es durch einen Kuß zu verehren und zugleich ein kleines Opfer an Geld einzulegen. Ich konnte nicht verkennen, daß das, was ich an dem heutigen Tage gesehen hatte, gar wesentlich von manchen anderen Kirchenfeierlichkeiten abstach, denen ich in den 80er und 90er Jahren beigewohnt hatte, und daß eine geläuterte Andacht hiebei werkthätig war.

Wir setzten von hieraus unsere Alpenreise in das obere Loisachthal fort und übernachteten zu Partenkirchen. Dieß ist ein sehr alter Ort, den auch schon früher die Römer kannten, und wo sie wegen der Nähe von Italien und ihres Handels eine bedeutende Waarenniederlage unterhielten. In diesem großartigen Thale ragt die Zugspitze, der höchste Berg Bayerns, hervor. Der Weg von hier nach Mittenwald, an die bayerische Gränze, zeigt die malerischen Umrisse des ungeheuren kahlen Karwendelgebirges, auch eine unvergeßliche Schönheit dieses gesegneten Alpenlandes. Groß war meine Freude in Mittenwald noch mit dem von mir so hoch verehrten schöpferischen Meister Cornelius und seinem Schüler und Freund, Professor Schlotthauer, welche eben nach Italien reisten, wo Ersterer die Cartons zur Ludwigskirche entwerfen wollte, zu-

sammenzutreffen. Wir stießen frohen Muthes unsere Gläser zusammen, um diesen werthen Männern ein frohes Wiedersehen nach glücklicher Reise zu wünschen, und wendeten uns befriedigt nach dem Walchensee zurück, einem der schwermüthigsten und einsamsten Seen des bayerischen Oberlandes, dessen stille Schönheiten wir von nun an noch auf mancherlei Ausflügen von Schlehdorf aus bewunderten. So lieblich und schön hier die Natur in Friedenstagen ist, so fürchterlich zeigt sie sich auch in den, gerade nicht seltenen, Stürmen und Donnerwettern. Oefter als einmal sah ich den Kochelsee wie ein wildes Meer bewegt, und hörte die Donner von einem Gebirgsstocke zum andern verdoppelt widerhallen; doch gieng alles glücklich vorüber und am Abend erschien der Himmel wieder versöhnt, mit leichtem Gewölke und verklärt von prächtigen Farben. Meine liebe Frau schrieb in ihre Schreibtafel:

„Nun wehet schon des Abends sanfte Kühle
„Den müden Wand'rern süße Labung zu;
„Es lagert nach des Donners banger Schwüle
„Sich auf den Erdkreis wieder süße Ruh';
„Es schweigt der See, die Nebel ziehen fern,
„Und Hoffnung leuchtet himmlisch Stern um Stern." —

Ich aber, der ich meine Empfindungen nicht in Versen wiederzugeben vermag, mußte dieses große Naturschauspiel, welches in Friede und Herrlichkeit endiget, wie eine Parabel meines eigenen vielfach bewegten Lebens betrachten, und dankbar faltete ich meine Hände.

Auch in München habe ich mit meiner guten Frau Gelegenheit gehabt, manche gar schöne und seltene Genüße im Schooße einer dankbaren und liebenden Familie, bei manchen Freunden und im Anblicke zahlreicher Kunstschönheiten zu erleben. Die Verheirathung meiner zweitältesten Enkelin Caroline mit dem vielgelehrten Herrn Professor der vergleichenden Anatomie

und Physiologie Dr. Erdl war es, was mich im Frühling 1844 das letzte Mal veranlaßte, die Hauptstadt zu besuchen. Als Reisegefährte meines theuren Freundes, des Herrn Hofrath von Schubert, auf dessen Reise in den Orient, konnte mir der neu gewonnene Enkel gar Vielerlei erzählen. Damit ich aber in den mannigfaltigen Verschlingungen meines Lebens auch an die Erhebung und Befreiung des kunstreichen Griechenlandes erinnert würde, fand ich nun in der Familie auch eine Griechin, die anmuthige und charaktervolle Gemahlin eines Schwagers meines Sohnes, des Herrn Baron von Stengel, vormaligen Cabinets-Secretärs des Königs Otto, welche uns von den Gräueln von Missolunghi, wo sie, die Tochter des Generals Baltinos, geboren, und von den Siegen und der Wiederherstellung Griechenlands in patriotischem Eifer erzählte.

Während dieses meines letzten Aufenthaltes in München entstand am Abend des ersten May der sogenannte Biertumult, nach der neuern Wörterschöpfung der Bierkrawall. Wenige Tage zuvor war der leutselige, höchst liebenswürdige und vielgeliebte königliche Prinz Luitpold mit seiner schönen jungen Gemahlin Auguste von Toscana in München eingetroffen, und an jenem Tage war die Vermählung der königlichen Prinzessin Hildegard mit dem Erzherzog Albrecht, Sohn des Helden Erzherzogs Carl, in der Hauptstadt vollzogen worden. Jener Tumult war nicht geeignet, meine Gemüthsruhe nur einen Augenblick zu stören; denn ich erinnerte mich an mehrere ähnliche Studenten-Krawalle und besonders an den Auszug nach Altdorf am 22. Februar des Jahres 1822, wobei ebenfalls viel gelärmt, geschrieen und viele Bierkrüge zerbrochen wurden. Man wird mir daher glauben, daß ich jenem Strassenlärm in etwas demokritischer, nicht demokratischer, Laune zuhörte, der im Grunde nur dazu diente,

die gute, friedfertige Gesinnung der Münchner Bürgerschaft und der braven Bayern überhaupt in das rechte Licht zu stellen.

Unter den Münchner Brauherrn, die bei diesem Krawall Scherben ins Haus bekamen, befand sich auch der Besitzer des berühmten ehemaligen Utzschneider'schen Bräuhauses, Herr von Knorr. Dieser ehrenwerthe Bürger zeigte mir, wie er andern Fremden zu thun pflegt, die seinen großartigen Keller, eine der Münchner Sehenswürdigkeiten (eine der sogenannten Bierfestungen), besuchen, mit patriotischem Stolze eine herrliche Camera obscura, ein Werk des genialen Fraunhofers, die in dem Belvedere des hohen Kellergebäudes aufgestellt, einen großen Kreis der Umgegend abbildet. Da bewegt sich in aller Stille eine kleine Welt vor dem Zuschauer vorbei und giebt schalkhaft den Einblick in Dinge zum Besten, die vermeintermaßen in aller Verborgenheit vor sich gehen sollten.

Am Morgen nach jenem Lärmen ward ich vom Glück sehr begünstigt, welches mich, ganz unerwartet, im botanischen Garten in die Nähe des in ganz Deutschland hochgefeierten, und auch mir sehr theuern Helden, Erzherzogs Carl führte. Nach seiner gewohnten Leutseligkeit unterhielt sich der große Mann mit mir; auch meinen Enkel Carl Alexander, den ich an der Hand hielt, sprach er liebreich an, und forderte ihn auf, recht brav zu werden. Dieser Nestor des kaiserlichen österreichischen Hauses starb am 30. April 1847; sein Ruhm stirbt nicht.

Von Zeit zu Zeit war ich auch veranlasst, das befreundete Baireuther Oberland wieder zu besuchen. Meine Tochter Wilhelmine hatte sich am 14. Sept. 1823 mit einem sehr braven Manne, Dr. Med. Georg Fikentscher, praktischem Arzte und später Landphysikus zu Wunsiedel, vermählt. Auch dieser Kinder Glück in der Nähe zu sehen, unternahmen die Aeltern mehrere Reisen dahin, wo uns der Umgang mit zahlreichen Freunden und Verwandten gleichsam verjüngte. In

dem Hause meines lieben Gegenschwähers, Wolfgang Caspar Fikentschers, Besitzers einer großen chemischen Fabrik zu Redwitz, sah ich, was man in Deutschland eben nicht häufig mehr findet, den großartigen und weitausgedehnten Geschäftsbetrieb einer Fabrik, verbunden mit der stillen und glücklichen Einfalt eines patriarchalischen Hausstandes. Wer immer in diese gute, liebenswürdige und fleißige Familie gerieth, und das Getriebe eines so großen Geschäfts in seiner systematischen Regelmäßigkeit nahe betrachtete, der mußte sich erbauen an dem Segen, den ein heller Kopf und ein kräftiger Charakter um sich zu verbreiten versteht. Fikentscher hatte die Apothekerkunst erlernt, aber schon 1788 etablirte er in Redwitz (wo er am 3. Mai 1770 geboren war) mit verhältnißmäßig geringen Mitteln eine chemische Fabrik, worin er anfänglich Phosphor, Salpeter- und Benzoë-Säure, die verschiedenen Mercurial-Präparate, später auch Schwefel- und Weinstein-Säure, Glaubersalz, Chlorkalk, Brechweinstein u. s. w. in so großer Vollkommenheit darstellte, daß sich der Ruhm seiner Fabrik weit über Deutschland hinaus verbreitete. Eine ungewöhnliche Schärfe und Klarheit des Verstandes und eine eindringliche Beurtheilungskraft war in diesem Manne mit Ruhe und Festigkeit des Charakters verbunden. Bedachtsam prüfte er, eh' er begann. Dieß Alles ließ seine Unternehmungen zu guten Früchten kommen. Unterstützt von einer sanften aber entschlossenen Hausfrau regierte er das große Geschäft so, daß alle Räder wie an einem unsichtbaren Schnürchen zu laufen schienen, und dieß war die Ordnung. Auch der große Dichter Göthe war von dieser musterhaften Haushaltung bezaubert, und gerne weilte er, aus Carlsbad herübergekommen, in dem gastfreien Hause, wo er mit den wissenschaftlich hochgebildeten Söhnen optische und chemische Versuche anstellte. Das Lob Fikentschers findet sich mit einer wahren Schilderung seines Wesens in dem Kunst-

und Gewerbeblatt für Bayern 1837 S. 458 ff. Ich erwähne hier nur noch, daß er auch in mehreren Ständeversammlungen eine segensreiche Rolle gespielt, indem er, ein Feind aller Extreme, anrieth, das rechte Maaß zu halten.

Aehnliche Vortrefflichkeiten lernte ich in Redwitz auch an Joh. Barth. Trommsdorff kennen, der mir hier als Verwandter des Hauses zum ersten Mal begegnete. Dieser Mann, ebenfalls von einem hellen Geist, einer bewunderns-werthen Thätigkeit und einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit in allen Zweigen der Chemie, Pharmazie und Technik, bildet ein theoretisches Gegenstück zu dem praktischen Fikentscher. Er ist ohne Widerrede der fruchtbarste Schriftsteller auf dem oben erwähnten Gebiete in Deutschland gewesen. Ueber 160 Bände hat er veröffentlicht, die zahlreichen neuen Auflagen ungerechnet, und sein Einfluß auf die geistige Emancipation des deutschen Apothekerstandes aus früherer Dunkelheit und Pedanterie ist so groß, daß die Geschichte der Wissenschaft es übernehmen wird, ausführlich von dem vortrefflichen Manne zu handeln. Bereits hat mein werther Freund, Herr Hofrath Buchner (in seinem Repertorium für die Pharmazie 1837 B. 59 S. 127) seinen Nekrolog bekannt gemacht.

In der äußern Erscheinung waren die beiden Freunde einander sehr ungleich. Fikentscher war ein breit und knochicht gebauter Mann. Eine Adlernase, scharfe graue Augen, unter einer breiten hochgewölbten Stirn, feste ausgeprägte Züge, um den Mund ein Schatten von Ironie, dazu ruhige Bewegungen und die derbe, lautfröhliche Sprache des Oberländer Dialektes: Alles bezeichnete den Mann der besonnenen That, der vor keiner Schwierigkeit zurücktritt, sobald er seine Kräfte gemessen hat. Trommsdorff dagegen war feiner, ja schlank gebaut. Er hatte ein ovales, blasses Antlitz, mit bestimmten, aber minder großen, beweglichen Zügen eines fleißigen, sanften

Gelehrten. Seine hellblauen glänzenden Augen und seine reine, anmuthige Sprache belebten sich in der Unterhaltung. Mit großer Freude erinnere ich mich der Reisen, die ich mit beiden Freunden nach den böhmischen Bädern unternommen, und ihres Aufenthaltes in meinem Hause. Fast in Einer Stunde, zwischen dem 7. und 8. März 1837, haben diese einander befreundeten Geister die Erde verlassen, beide voll der Gewißheit, im Jenseits die Früchte ihres preiswürdigen Lebens zu ernten. Das Vergnügen, das ich in ihrem Umgange genoß, kann ich nur vergleichen mit jenem, als ich 1843 die persönliche Bekanntschaft mit dem vortrefflichen Heinrich Zschokke machte, der mit meinem ältern Sohne von Kissingen zurückkehrend mich und meine Frau besuchte. Seine „Stunden der Andacht" hatten mir schon längst eine große Befriedigung der Seele verschafft. Man kann sich daher wohl denken, wie gerne ich den berühmten Mann an meinem Heerde sah, wo wir ihn wie Philemon und Baucis bewirtheten, und er erklärte, daß er gerne den Jupiter mache.

In Erlangen selbst, wo mein zweiter Sohn uns durch seine Verheirathung am 26. April 1824 mit Christine, der Tochter des schon verstorbenen Commerzienrathes Hüttlinger in Schwabach, eine würdige, liebe Schwiegertochter und sechs Enkel gegeben, — war es mir beschieden, ausser den häuslichen Freuden auch noch in späten Jahren Zeuge mehrerer frohen Ereignisse, segensreicher Früchte des Weltfriedens, zu seyn. Eine ganz eigenthümliche und höchst erfolgreiche Erscheinung in der Gegenwart sind die, jetzt immer mehr überhand nehmenden Vereinigungen, die zuerst, auf des genialen Okens Betrieb, unter den Naturforschern und Aerzten, dann unter den Philologen, Landwirthen, Baukünstlern, Gewerbsleuten, Sängern u. s. w. zusammentraten. So fanden sich denn auch auf eine von meinem Sohne Theodor (der von jeher ein war-

mer Vertreter pharmazeutischer Angelegenheiten war) ausgehende Anregung, nach erhaltener Regierungs-Bewilligung, am 29. und 30. Mai 1838 die Apotheker Bayerns hier in Erlangen in den Localitäten der Harmonie-Gesellschaft zusammen, um die gewerblichen und wissenschaftlichen Interessen ihres Standes zu berathen. Es waren nicht weniger als 67 etablirte Pharmazeuten, die sich hier vereinigten. Sie beschäftigten sich zunächst mit den Maaßregeln, die zu ergreifen wären, um manche auf dem Apothekerstande lastende Uebel zu entfernen. Sehr angenehm war es mir, das, was Noth that, von so vielen intelligenten Pharmazeuten und braven Bürgern besprechen zu hören. Die Vorschläge und Anträge waren großentheils aus der gewandten Feder meines geistvollen Freundes Trautwein in Nürnberg geflossen. Wenn ich die Vermuthung ausspreche, daß die damals gefassten und der höchsten Regierungsbehörde vorgelegten Beschlüsse wesentlich Ursache gewesen sind, daß eine für Bayern neue und viel zweckmäßigere Apotheken-Ordnung und die so heilsame Gremial-Einrichtung, analog den Handelskammern, ins Leben trat, so glaube ich nicht zu irren. Da mehrere jener geehrten Standesgenossen ihre Familien mitgebracht hatten, so befanden sich bei dem Festmahle im Wallfische 104 Personen anwesend, bei welcher Gelegenheit meinem Sohne Theodor ein trefflich gearbeiteter silberner Ehrenbecher von seinen Collegen verehrt wurde. Als Senior unter der Gesellschaft hatte ich die Ehre, den Toast auf S. M. den König und das königliche Haus auszubringen. Die Universität war ersucht worden, ihre Institute den Anwesenden zu öffnen, was mit größter Liberalität erfolgte und dankbar anerkannt wurde. In der Aula befanden sich viele dem Pharmazeuten interessante Geräthschaften und Anderes aufgestellt. Der Nachmittag war zu einem Ausflug in den schönen Fleischmann'schen Berggarten bestimmt, und der

Abend vereinigte die Gesellschaft mit vielen Honoratioren der Stadt in dem geschmackvoll decorirten Schießhause, unter Musik, Vorträgen der Liedertafel und Feuerwerk. Eine heilsame Frucht jener Vereinbarung bayerischer Apotheker, die viel enger und wirksamer war, als der bereits wieder eingegangene „pharmazeutische Verein in Bayern" ist unter Anderm auch das „pharmazeutische Correspondenzblatt für Süddeutschland" gewesen, wovon bereits sechs Bände in Erlangen (bei Ferdinand Enke) erschienen sind.

Wenn ich jetzt, frei von allen Berufsgeschäften, in meinem Sorgenstuhl behaglich rückwärts in die Jahre und Jahrzehnte, die hinter mir liegen, schaue, so gewahre ich vor Allem eine gewaltige Veränderung in dem, was zunächst mein Leben erfüllt hatte, in meiner Kunst und im Leben und Treiben meiner ehemaligen Standesgenossen. Deßhalb sey es mir vergönnt, noch mein letztes Wort in dieser Angelegenheit auszusprechen.

Außerordentlich ist der Umschwung, den die Pharmazie während meines langen Lebens genommen hat. Als ich sie zu meinem Beruf erkor, konnte man sie kaum eine Wissenschaft nennen. Altes Herkommen regierte in dem chemischen Laboratorium und hinter dem Receptirtische; und es wäre schwer gewesen, dasselbe immer und überall auf wissenschaftliche Principien zurückzuführen. Die Apotheker aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts waren nur höchst selten strenge Anhänger irgend einer der früheren Theorieen, sondern sie gehörten, wenn man so sagen darf, dem eklektischen Systeme an, oder vielmehr, sie hielten sich großentheils an ihre Vorschriften, die Chemikalien und Arzneien zu bereiten, ohne sich um irgend ein System zur Erklärung der Erscheinungen zu bekümmern. Recht gut habe ich noch manche alte Pharmazeuten gekannt, die nicht mit dem alten Aristoteles vier Elemente, sondern

drei Principien (die „hypostatischen Principien") Salz, Schwefel und Mercurius in allen chemischen Processen annahmen. Andere concentrirten ihre ganze chemische Wissenschaft in die Lehre vom Acidum und Lixivium und ihr Katechismus war Nicolaus Lémery, der bekanntlich zuerst die Alkalien in mineralisches, vegetabilisches und flüchtiges Laugensalz getheilt hat. Diejenigen, welche in der Wissenschaft noch weiter giengen, bekannten sich zu der Theorie von Becher und Stahl, und waren also sogenannte Phlogistiker. Die Entdeckung der dephlogistisirten Luft (des Sauerstoffs) durch Priestley und der dephlogistisirten Salzsäure (des Chlors) durch Scheele, in den Siebziger Jahren, hatten eben so wenig, als die frühere der sogenannten fixen Luft (Kohlensäure) durch Black und der brennbaren Luft (des Hydrogens) durch Cavendish zur Organisation eines abgeschlossenen chemischen Systems geführt; und so blieben denn die deutschen Apotheker auf die angedeuteten früheren, großentheils hypothetischen, durch keine Thatsachen begründeten Theorieen angewiesen, ohne einen inneren Zusammenhang in allen chemischen Erscheinungen anzuerkennen. Erst mit Lavoisiers großen Entdeckungen über das Verbrennen oder Oxydiren der Körper, welche den Thron des eingebildeten Phlogiston umstürzten, mit allen den schönen und merkwürdigen Versuchen der pneumatischen Chemie und mit der französischen Methode einer neuen chemischen Nomenclatur (durch Guyton de Morveau) bekam die Chemie wissenschaftliche Gestalt, und wurde die Pharmazie, ihre Tochter, mit Inhalt und Methode ausgerüstet. Die späteren Entdeckungen und die ganz außerordentlichen Veränderungen, die von Lavoisier bis in die neueste Zeit stattgefunden, haben denn auch der Pharmazie Rechnung getragen, und immer mehr hat sie sich als wissenschaftliches und künstlerisches Gewerbe ausgebildet.

Inzwischen möchte ich fast glauben, daß sie als Gewerbe bereits ihren Höhepunkt erreicht hat, und daß es, was ihren gewerblichen Charakter betrifft, damit jetzt schon wieder abwärts gehe. In meiner ruhigen Zurückgezogenheit fand sich manche Veranlassung, den früheren Zustand der Pharmazie mit dem gegenwärtigen zu vergleichen, und wenn ich dabei auf das eben erwähnte, nicht gerade angenehme, Resultat gekommen bin, so mag es mir erlaubt seyn, die Gründe für diese Ansicht etwas genauer auseinander zu setzen.

In der Mitte und bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts bildete der Apotheker mit seiner Familie einen geschlossenen, ruhigen Hausstand, worin das Arbeits-Personale so mit begriffen war, als wenn es wirklich zur Familie gehörte. An manchen Geschäften, z. B. dem Verfertigen von Räucherkerzchen, dem Füttern von Schachteln, dem Kapselmachen u. dgl., nahmen damals wohl auch Glieder der Familie in den Abendstunden Antheil. Es war eine concentrirte, innerliche Häuslichkeit, worin man lebte. Jede Familie hatte mehr oder weniger ein eigenthümliches Gepräge, das besonders von der Gesinnung und dem Naturell des Hausherrn ausgieng, überdieß aber von der Oertlichkeit, von dem Grade des Wohlstands und der Bildung der Familie abhieng. Weil man mehr im Haus lebte, weniger mit der Aussenwelt verkehrte als jetzt, so erhielt sich Alles länger und gleichförmiger in den alten Geleisen. Der Principal hatte seine Kenntnisse und Erfahrungen über den Beruf nur sehr selten durch Studien auf der Universität erweitert; ein regelmäßiger akademischer Unterricht wurde von den Gehülfen niemals gefordert. Auch die Reisen und das lange Conditioniren von denjenigen Pharmazeuten, welche ein väterliches Geschäft übernehmen konnten, waren seltner; denn die Alten zogen sich entweder bei Zeiten vom Geschäft zurück, oder nahmen den Sohn dazu auf. Bei den Gehülfen

liebte man den Wechsel nicht; man hielt darauf, ältere und erfahrne, mit den Bedürfnissen des Publicums vertraute Gehülfen zu besitzen. So traten denn keine sehr mannichfaltigen Ansichten und Vorstellungen von der Welt und von ihrem Treiben mit einander in Reibung. Alles dieß trug dazu bei, das Leben in einem pharmazeutischen Hausstande stille, einfach und anspruchslos zu machen. Auch das Geschäft selbst, das häufige Entfernung vom Hause nicht gestattete, und der Charakter der Wissenschaft, welche man zu pflegen hatte, wirkte auf Zurückgezogenheit und Vereinzelung hin. Wenn auch gar viele meiner ehrenwerthen Standesgenossen keine Adepten waren, und sich nicht darum von der Welt absonderten, so brachte doch der Umgang mit den chemischen Stoffen und Elementen, deren geheimnißvolle Wirkungen auf einander noch gar nicht so erkannt waren wie jetzt, eine ernste und ruhige Stimmung im Geiste des Pharmazeuten hervor. Man hat schon öfter die Bemerkung gemacht, daß unter ihnen Leute von tiefer Neigung zur Grübelei und von ganz absonderlicher philosophischer Ueberzeugung zu finden gewesen wären, und ich kann dieß aus eigener Erfahrung bestätigen. Ein Mann z. B., mit dem ich viele Jahre in collegialischen Verhältnissen gestanden bin, behauptete im größten Ernste, daß er schon einmal unter einer andern Menschenform auf dieser Erde gelebt habe. Zu diesen Ursachen des einsamen Stilllebens in gar vielen Familien von Pharmazeuten kam endlich auch noch ihre Stellung zu andern Gewerbtreibenden und zu denjenigen, welche in feierlicher Promotion einen rothen oder violetten Doctorhut aufgesetzt erhalten hatten. Gegen die Erstern hielt sich der Apotheker gar oft als aus besserem Holze geschnitzt, während er von den Andern nicht als ebenbürtig anerkannt wurde. Alle diese Umstände kamen denn nicht blos einer gewissen Isolirung, sondern auch einer frugalen Lebensweise und der Oekonomie zu

Statten, und in der Zeit, von welcher ich spreche, ist es wohl nicht selten geschehen, daß die Apotheker in der Lage waren, ihren Erben ein hübsches Vermögen zu hinterlassen. Damals nannte man die Apotheker „Neun und Neunziger," und die Apotheken „Goldgruben," indem man auf die großen Procente anspielte, die das Geschäft abwerfe.

In wie weit diese Ansicht eine richtige war, muß ich dahin gestellt seyn lassen; daß in der jetzigen Zeit die Apotheken keine Goldgruben mehr sind, glaube ich jedoch mit Bestimmtheit sagen zu können. Allerdings konnte in der frühern Zeit der Apotheker im Verhältniß mehr verdienen als jetzt. Eine große Anzahl von Arzneistoffen bot ihm jährlich die gütige Natur unmittelbar in seiner nächsten Umgebung; und hatte ihn deren Sammlung, Trocknung oder sonstige Zubereitung mehrere Wochen des Jahres hindurch beschäftigt, so besaß er dann Materiale genug zum Verkaufe für die übrige Zeit des Jahres hindurch. Welche weit wichtigere Rolle spielten auch früher die destillirten Wasser, die Tincturen, Essenzen, die Extracte und viele andere im Ganzen leicht und einfach darzustellende Präparate! In welchen Quantitäten und wie häufig wurde in jener Zeit auch verschrieben! Ein Pulver, eine Mixtur, ein Thee und ein kräftiger Spiritus zum Einreiben bildeten heute die Ordinationen, die schon morgen bei Seite gestellt und durch ein wo möglich noch kräftigeres Recept ersetzt wurden. Welche hohe Taxe stand ausserdem dem Apotheker bei der Berechnung der Recepte zur Seite! Ueberdieß war es eine Ehrensache, den Apotheker sogleich, oder wenigstens in den ersten 8 Tagen eines neuen Jahres zu bezahlen. Wie ganz anders sind jetzt die Verhältnisse, welcher Wechsel in dem System der Medizin, wie einfach die Verschreibung. Salpeter, Salmiak, Süßholzsaft, Brechweinstein, Brunnenwasser, oder höchstens ein einfaches destillirtes Wasser. Freilich kommen dazu die Alkaloide,

die das Ergebniß der neuesten chemischen Entdeckungen sind. Aber gerade sie werden in der Hand des Arztes ein Schwert, indem sie diesen in den Stand setzen, gar oft die Stunde zu bestimmen, in welcher die Krankheit gehoben seyn wird. Ich erinnere nur an die China und das Chinin. Wie viel Unzen Chinarinde mußte sonst ein armer Fieberkranker verschlucken, während jetzt mit einigen Scrupeln Chinin die Sache abgethan ist.

Oben habe ich gesagt, man nenne die Apotheken Goldgruben, und wahr ist es, daß diese Ansicht bei einem großen Theil des Publicums forterhalten werden muß, wenn es von den hohen Verkaufspreisen Kenntniß erlangt, welche in den letzten Jahren für einzelne Apotheken bezahlt wurden. Keineswegs will ich verkennen, daß in großen reichen Städten, wo überhaupt mehr medizinirt und gewöhnlich baar bezahlt wird, der Apotheker immer noch einen größeren Umsatz, und deßwegen auch einen größeren Verdienst haben wird, als der Apotheker in einer kleinen Stadt. Die Güte der Heilmittel, sowie die Eleganz bei der Zubereitung sind bei beiden ganz gleich. Allein ein Unterschied liegt darinnen, daß ein Gehülfe in einer großen Stadt im Verhältniß nicht viel besser, als jener in einer kleinen Stadt bezahlt wird, und die Unterhaltungskosten wohl ganz gleich sind. Denn während der Erstere täglich 40 und 50 Rezepte anfertigt, fallen dem Gehülfen in einer kleineren Apotheke 15 bis 20 zu, und bei gleichen allgemeinen Geschäftsunkosten, stellt sich der Umsatz wie 1 zu 2 oder gar zu $2^1/_2$ heraus, und so ist es ganz einleuchtend, daß auch der Gewinn in demselben Verhältniß steigen oder fallen muß. Dazu kommt ferner noch das Borgen, dem ein Apotheker auf flachem Lande gar nicht ausweichen kann, während der Apotheker in einer Stadt, wo sich mehrere Geschäfte befinden, diesem Uebelstande ohne Verletzung seiner Pflichten theilweise be-

gegnen kann. Darum berücksichtigt mancher junge, kenntnißvolle, tüchtige Apotheker bei dem Kauf eines Geschäftes eine Mehrausgabe von einigen tausend Gulden nicht, um endlich zur Begründung des eigenen Heerdes an einem größerem Ort zu gelangen. Sehr häufig wird in der jüngsten Zeit der jährliche Umsatz eines Apotheken-Geschäftes zum Maasstabe der Kaufssumme genommen, und zwar in der Art, daß bei Geschäften in kleineren Orten das 5fache, bei Apotheken in kleinern Städten das 6fache und bei Apotheken in großen Städten das 7fache des jährlichen Umsatzes die Kaufsumme bestimmt. Allein ich zweifle, ob dieser Maßstab ein vollkommen richtiger sey; und daß bei Befolgung dieses Verhältnisses häufig Täuschungen und mitunter sehr große vorkommen, lehrt die Erfahrung. Wie mancher geschäftsgewandte Apotheker ist, wenn ihm nicht von vorneherein einiges Vermögen zur Disposition stand, kaum im Stande, selbst mit der größten Anstrengung und bei Versagungen mannigfaltiger Art die jährlichen Zinsen zu erschwingen? Gewiß ist es übrigens auch, daß mancher mit Glücksgütern gesegnete Apotheker sich damit begnügt, wenn er für sein Capital 2 oder 2½ Procent Zinsen erhält. Was soll er in einer Zeit, wo der Zinsfuß so gedrückt ist, mit seinen Capitalien thun? Soll er sie einem Landmanne darleihen, der ihm keine Zinsen zahlt und in der nächsten Zeit nach America auswandert, oder soll er in Staatspapieren speculiren, oder seine Capitalien in Eisenbahnactien anlegen? Mancher reiche Vater kauft seiner Tochter lieber ein theures Apotheker-Geschäft, als daß er ihr äusserliches Glück einem jungen Kaufmanne vertraut, der vielleicht in einer einzigen unglücklichen Speculation die mühsam errungene Mitgift verliert. Der Apotheker ist durchaus mit seinem Geschäftsbetrieb an die localen Verhältnisse gebunden; er kann als Apotheker nicht speculiren und deßwegen wird er wohl selten falliren, wenn nicht die größte

Gewissenlosigkeit und Unaufmerksamkeit ihn von der rechten Bahn abbringt. Dieß scheinen mir Verhältnisse, die von Wenigen gekannt, von der Masse nicht berücksichtiget werden, und die ganz bestimmt einen großen Einfluß auf den dermaligen hohen Preis der Apotheken ausüben.

An vielen Orten hatten die Klöster, die Spitäler und andere fromme Stiftungen oder auch die fürstlichen Hofhaltungen eigene Apotheken; jene wurden von irgend einem Laienbruder oder Ordensgeistlichen, diese von einem approbirten Pharmazeuten mit oder ohne besonderen Titel administrirt. Apotheken standen in einem ähnlichen Verhältnisse, wie die Kloster-, die Spital- oder Hof-Bräuhäuser. Das Publicum war oft der Meinung, daß es hier ganz besonders gut bedient werde, und dieses vorwaltende Vertrauen kam denn auch der Kasse des Geschäftes zu Gute. Als die Klöster in Bayern aufgehoben und die ihnen zugehörigen Apotheken für Staatsrechnung verkauft wurden, kamen diese oft zu verhältnißmäßig sehr billigen Preisen in Privathände; denn damals war es Mode, alle solche Gewerbe, welche milden Stiftungen angehört hatten, als unverträglich mit der Natur der Stiftungen, zu unterschätzen. In dieser Weise sind manche sehr glückliche Capitalanlagen von unternehmenden Käufern gemacht worden.

Von einem Unterschied zwischen realer und personeller Apotheke wußte man jenesmal gar nichts, und wie schneidend und nachtheilig hat in einigen Ländern des Vaterlandes das Hervorheben dieses Verhältnisses gewirkt? Vorzüglich in Apotheken der Stiftungen, hie und da aber auch in andern, welche stets Privateigenthum gewesen waren, herrschte in früheren Jahren die Gewohnheit, daß die Offizin oder ein benachbartes Stübchen zu gewissen Tagesstunden von den Herrn Doctoren und vielleicht auch von noch einigen auserwählten Honoratioren des Ortes regelmäßig besucht wurde. Man wußte in der

Stadt: die und die Herrn sind um 10 Uhr in der Löwen-Apotheke, oder wie sie eben heißen mochte, zu finden. Hier pflegte denn die Gesellschaft zu discuriren, zu politisiren, eine oder die andere der deutschen Zeitungen auf grauem Druckpapier, die Frankfurter oder Augsburger Postamtszeitung, oder die Erlanger, welche namentlich zur Zeit des siebenjährigen Kriegs großen Ruf hatte, oder den Kriegs- und Friedens-Courier zu lesen. Der Herr Apotheker mußte die Erweiterung seines Tempels der Hygieia als eine Ehre ansehen. Auch wurde ein Gläschen Aquavitä oder feinen Liqueurs, oder alter Burgunder und Ofner regelmäßig kredenzt, oder stand, eben so wie Magen-Morsellen, Mandeln und Rosinen, zur Disposition der verehrten Gäste. Dafür ward aber auch der Herr Principal gewürdigt, von allerlei Gedanken, Maßnahmen und Beschlüssen der „Facultät“ Kenntniß zu erhalten, die ihn, als Vertrauten der Herrn Doctores, beim Publicum in Credit setzten. Dieß war denn allerdings auch die Zeit, in welcher die Apothekerei am allermeisten florirte.

Allmählig aber veränderten sich auch diese Verhältnisse. Aus der stillen Beschränkung, wie sie in Deutschland nach dem siebenjährigen Kriege die Familien beherrschte, wurde man zuerst durch die französische Revolution, dann durch die darauf folgenden Kriege aufgeschüttelt. Was hätte es dem Apotheker geholfen, wenn er mit aller Obstination eines Adepten hätte festhalten wollen an der alten Hausordnung, der steifen und manchmal philisterhaften, kleinstädtischen Gewohnheit des früheren Lebens? Gewaltsam sind wir ja alle in die Strudel großer Umwälzungen gerissen worden. Ohne Zweifel fängt mit der französischen Revolution auch die Veränderung in unserem Hausstande an, in der wir noch immer begriffen weiter fortschreiten. Zuerst ist eine Entfremdung des dienenden Personals, dann auch der lernenden Jugend in unsere Familienverhältnisse eingetreten.

Der Vater hat jetzt kaum mehr so viel Macht über seine Söhne, die die öffentlichen Schulen besuchen, als ehedem über erwachsene. Vor den mannichfaltigen Einflüssen der sogenannten „Zeit-Ideen," der ausgedehnten Zeitungsleserei, des Raisonnirens über Politik u. dgl. kann er nicht einmal die eigenen Kinder bewahren, geschweige denn die übrigen Glieder seines Hausstandes. Die Art Freiheit, die jetzt die meisten jungen Leute für sich in Anspruch nehmen, war noch zu meiner Zeit dem Hausvater und Lehrherrn ein Gräuel. Sonst hieß es ganz anders Ordre pariren als jetzt, und der Lehrling mußte, er wollte oder wollte nicht, sich streng an die Ordnung des Hauses gewöhnen, in welchem er geradezu die Rolle des Dienenden spielte. Gewöhnlich blieb der Lehrling nach der Auslernung noch einige Zeit im Hause seines Lehrherrn, und während dieses Aufenthaltes erhielt sein Charakter einen bestimmten Eindruck von dem Charakter der Familie, worin er erzogen wurde. Gegenwärtig ist eine solche Einwirkung auf den Lehrling schwächer, weil dieser schon mit einer Dosis Selbstvertrauen eintritt, und von eigentlicher Erziehung in der Lehre nicht mehr die Rede ist. Andrerseits ist auch das Verhältniß des Principals zu dem jungen Menschen, wenigstens in vielen Fällen, ein ganz anderes geworden. Man beschäftigt sich viel weniger mit seinem Lehrling, als sonst. Die Unterweisung ist mehr praktischer als theoretischer Natur. Manches nämlich, was der Lehrherr ehemals seinem Schüler beigebracht hat, wird vorausgesetzt, als habe dieser es schon auf der Schule erworben; Anderes aber verspart man auf den akademischen Unterricht, welchen der Pharmazeut gegenwärtig fast in allen deutschen Ländern verordnungsmäßig erhalten muß, um sich für die Staats-Prüfung und für die Uebernahme eines Geschäftes zu befähigen.

Ich will nicht sagen, daß diese neuere Anordnung nicht sehr große Vortheile mit sich brächte. Sie stellt ohne Zweifel

den Apothekerstand höher in seiner wissenschaftlichen Würde, und verbürgt seinen Angehörigen die Möglichkeit, viele nützliche, ja nothwendige Kenntnisse nach einer guten Methode zu erlernen. Andrerseits bringt sie aber auch gar manchen Nachtheil mit sich, besonders wenn die Apotheker für die Universität nicht gründlich genug vorgebildet sind. Das Lernen bei einem wackern Lehrherrn war sonst ein gründliches Lernen, weil es für das Leben berechnet war. Der Lehrherr mußte auch dafür Sorge tragen, daß eine gewisse theoretische Vorbildung erlangt werde; Theorie und Praxis giengen mit einander Hand in Hand. Gegenwärtig aber macht man gar oft die Erfahrung, daß der junge Mensch während der Lehre von theoretischen Kenntnissen in der Chemie und Botanik gar zu wenig erwirbt, weil sich der Lehrherr die Mühe nicht nimmt, seinen Schüler damit bekannt zu machen, und dieser die irrige Meinung hat, daß er dieß theoretische Wissen am besten auf der Universität nachholen könne. Obgleich die Gesetze bestimmen, daß die Pharmazeuten erst dann zum Universitätsstudium übergehen sollen, wenn sie einige Jahre conditionirt haben, so dürfte es doch im Allgemeinen angenommen werden, daß viele dieser jungen Leute jetzt in der Zeit, wo sie die Universität beziehen, weniger Kenntnisse in ihrem Fache besitzen, als ehemals bei gleichem Alter. Hieran hat sicherlich der Mangel an regelmäßigem Unterricht während der Lehrzeit Antheil. Außerdem ist aber wohl auch in Rechnung zu bringen, daß selbst der Schulunterricht vor dem Eintritt in die Lehre dem wahren Bedürfnisse eines Apothekers nicht immer entspricht. Das Gymnasial-Studium durchgemacht zu haben, wird von dem pharmazeutischen Lehrlinge nicht gefordert. Es wäre darum sehr wünschenswerth, wenn hierüber eine durchgreifende, wohldurchdachte Gesetzgebung ins Leben träte. Wie die Sachen jetzt stehen, verbürgen sie keineswegs jene gründliche Bildung, welche

der Apotheker nach der Wichtigkeit und Schwierigkeit seines Berufs erlangen sollte.

Daß der junge Mann, der gegenwärtig nicht mehr die strenge, pedantische Ordnung, die abgeschlossene Familien-Ruhe kennen lernt, die ehemals die Lehrzeit beherrschte, auf der Universität auch allerlei Lockungen ausgesetzt ist, will ich der Einrichtung nicht zum Vorwurfe machen; denn im Allgemeinen kann man wohl nicht über die Moralität der studierenden Pharmazeuten klagen. Allein den Meisten bleibt doch wohl immer, wenigstens in der ersten Zeit, etwas Burschikoses ankleben. Daher kommt es auch, daß vielen älteren Principalen Gehülfen, welche kurz vorher die Universität verlassen haben, und denen das Commerçiren noch im Kopf steckt, oder die mit Sporen hinter dem Receptirtisch stehen, nicht angenehm sind. In Andere ist ein so vornehmer Geist gefahren, daß sie klüger zu seyn als der Brodherr, alles besser zu wissen wähnen, und daß ihnen gar oft das ins Kleine gehende Apothekergeschäft nicht mehr zusagt. Das sind Dinge, die der Zeitgeist einmal mit sich gebracht hat, und wogegen jetzt schwerlich mehr eine gründliche Abhülfe zu finden seyn dürfte. Darum ziehen manche Principale den Gehülfen vor, der das Universitäts-Leben noch gar nicht gekostet hat, oder jenen, der schon so alt geworden, daß er seine Reize und Lockungen bereits wieder vergessen; inzwischen glaube ich, daß man den Aufenthalt des jungen Pharmazeuten auf der Universität durch gesetzliche Bestimmungen allerdings so einrichten könne, daß er für ihn wie für die Interessen des Standes sicheren Nutzen brächte. Es wäre dazu vor Allem eine gute Beaufsichtigung und Controle der studierenden Apotheker durch irgend eine Facultät nöthig.

Doch, ich will mich nicht weiter auf diese Angelegenheit einlassen, — welche zu besprechen mich das lebendige Interesse für meinen Stand verführte, — sondern zu der Thesis zurück-

kommen: daß die Blüthezeit des Apothekerstandes, als die eines bürgerlichen und wissenschaftlichen Gewerbes, hie und da bereits vorüber zu seyn scheint. Wenn ich die Gewerbe in gegenwärtiger Zeit mit ihrem früheren Zustand vergleiche, so kommt es mir vor, als seyen sie mehr oder weniger alle in Dem gefährdet, was eben eigentlich die Wurzel eines jeden gesunden Gewerbes ist, in ihrer Ausübung als Familien-Institut. Die Gewerbe werden immer mehr von den Fabriken verdrängt. Wo sich große Capitalien in Einer Hand befinden, da arbeitet man leichter, besser und billiger. Deßhalb können sich unbemittelte Gewerbsleute gegen reiche nicht mehr halten. Sie verfallen endlich der Herrschaft der großen Unternehmer, und werden von diesen als Lieferanten und Arbeiter abhängig. Der Krieg großer Capitalien gegen kleine entscheidet sich immer mehr zu jener Gunsten, und darin liegt eine der wichtigsten Ursachen zunehmender Armuth, des sogenannten Proletariats. Der Apothekerstand hat nun auch mit demselben Uebelstand zu kämpfen. Auf der einen Seite beeinträchtigen ihn die Materialisten, von welchen sich das Publicum gar viele Artikel wohlfeiler verschaffen kann, als aus der Offizin, auf der andern die chemischen Fabriken, welche eine Menge Artikel im Großen bereiten, die sonst nur aus dem Laboratorium des Apothekers hervorgegangen sind. Die Vermehrung solcher chemischer Fabriken bringt aber noch einen andern Uebelstand mit sich: sie entfremdet den Apotheker seinem Laboratorio, sie entwöhnt ihn, gar viele Artikel, zu deren Herstellung seine besten Kenntnisse und Erfahrungen gehörten, selbst zu bereiten, und verlockt ihn, sich von dem chemischen Fabrikanten, nicht von seiner eigenen Wissenschaft abhängig zu machen. Geht es, wie wir seit einigen Decennien gesehen, mit der Anlegung solcher chemischen Fabriken immer weiter, so wird der Pharmazeut in die Lage kommen, sein Laboratorium zu schließen. Seine Oefen, Re-

torten und Schmelztiegel werden feiern, — seinen Defectarius wird er abdanken müssen, und am Receptirtische wird er immer mehr auf die Stufe des Arzneikrämers herabsinken. Dieß ist die Perspective, welche dem Apothekerstande sich eröffnet, wenn nicht durch wohlwollende Maßregeln der Regierung Bedacht genommen wird, daß ihm eine anständige, wissenschaftliche und ökonomisch-lucrative Thätigkeit gesichert bleibt. Fast scheint es aber, als wenn die Regierungen die eigenthümlichen, der Blüthe des Apothekerstandes so bedrohlichen Verhältnisse gar zu wenig ins Auge gefasst hätten. Während eine neue Wendung in der Medizin die frühere Praxis von großen und vielfach zusammengesetzten Verschreibungen beseitigt hat, dagegen die größte Einfachheit in den Verordnungen eingetreten ist, und die meisten Recepte einen verhältnißmäßig zu geringen Vortheil abwerfen, hat der Staat eine Menge von Apothekerconcessionen ertheilt, an vielen Orten den Aerzten und Wundärzten „Dispensiranstalten," d. h. kleine Apotheken ohne Gewerbssteuer, und endlich noch den Homöopathen ihre Wunderpülverchen und Streukügelchen gestattet. Die Materialhandlungen reißen einen großen Theil des s. g. Handverkaufes von vielen Arzneistoffen an sich, indem die Gesetze von den Quantitäten, in welchen sie verkaufen dürfen, umgangen werden; und so sieht sich der Apothekerstand nach jeder Seite hin im Nachtheil. Wenn man aber bedenkt, welcher Nutzen in der festen Begründung nährhafter Gewerbe ruht, die gleichsam der Grundpfeiler aller bürgerlichen Ordnung und Behaglichkeit sind, so wird man mit mir, der ich noch in meinen alten Tagen vom wärmsten Interesse für meinen Stand erfüllt bin, den Wunsch hegen, daß ein so schönes, nützliches Gewerbe in seiner früheren Würde und Bedeutung könne erhalten werden! Die Apothekerkunst steht wie ein vermittelndes Glied zwischen der Wissenschaft und den einfacheren Gewerben. Sie ist die Schule für viele der

ausgezeichnetsten Chemiker, zumal in Deutschland, gewesen. Ich erinnere nur an Scheele, Wiegleb, Bucholz, Trommsdorff, Hermbstädt, Hagen, Lowitz, Buchner, Geiger, und so viele andere Männer, die diesem ehrwürdigen Stande angehörend die Wissenschaft im Großen bereichert und der ganzen Menschheit, nicht blos ihrem Stande, gedient haben. Die Apothekerkunst hat besonders auf dem platten Lande, wo ihre Interessen noch mehr als in volkreichen Städten bedroht sind, von jeher günstige Brennpuncte für wissenschaftliche Bildung geliefert und ist im Stande, von dort aus nützliche Kenntnisse weiter unter das große Publicum zu verbreiten. Sie kann in den Händen von wohlgebildeten Männern noch gar Vieles beitragen, um die Naturgeschichte des Landes aufzuhellen, der Landwirthschaft und andern Gewerben mit Rath und That beizuspringen. Mit einem Worte, die Pharmazie, wie sie sich vorzüglich in Deutschland entwickelt hat, ist als eine der wohlthätigsten Früchte zunehmender Civilisation zu betrachten, und verdient das Loos nicht, womit sie der gegenwärtige Charakter unserer Industrie und des immer schwunghafter werdenden Handels bedroht. Deßhalb wünsche ich, daß meine werthen Standesgenossen ihrerseits eifrig dahin zusammen stehen möchten, daß ihr ehrwürdiger Stand nicht wissenschaftlich und bürgerlich von der erreichten Stufe herabsteige, vor Allem aber, daß seinem bedrohlichen Verfalle durch eine aufmerksame und wohlbemessene Gesetzgebung entgegengearbeitet werde. Dieser mein lebhafter Wunsch mag mich auch entschuldigen, daß ich ihn hier nochmals mitgetheilt, nachdem schon vor dreißig Jahren in Buchners Repertorium der Pharmazie, Band 5 S. 231, dieselben Ansichten ausführlich von mir veröffentlicht wurden.

Im September 1840 erfreute sich Erlangen der Auszeichnung, die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte

in seinen Mauern zu sehen, bei welcher angenehmen Gelegenheit ich eine Menge alter Freunde und ehemaliger Universitäts-Angehörigen wieder begrüßen konnte.

Daß die hier Anwesenden mit ihrem Aufenthalte zufrieden waren, haben die Berichte und Nachrichten in den öffentlichen Blättern dargethan. Auch im Jahre 1845 fand in Nürnberg dieselbe Versammlung statt und die früheste Bekanntschaft, welche ich bei diesem Anlaß erneuern konnte, 62 Jahre alt, war die des geheimen Raths und Professors Nebel aus Gießen, der als Knabe mich im Hause seines Vaters gesehen hatte. Diese Festlichkeiten waren auch ganz geeignet, mich zu erfreuen durch die vielfältigen Beweise von der zunehmenden Kraft des deutschen Gemeinsinnes.

Durch die besondere Gnade des Himmels wurde mir das seltene Glück beschieden, mit meiner geliebten Frau am 13. Februar 1842 die goldene Hochzeit zu feiern. Kräftig und heiter fand uns Beide der Tag, an welchem wir vor einem halben Jahrhundert uns in Liebe und Treue verbunden hatten. Zur Feier des so seltenen Familienfestes vereinigten sich achtzehn Nachkommen: zwei Söhne, eine Tochter und fünfzehn Enkel, ein Schwiegersohn und zwei Schwiegertöchter, ein Neffe mit drei Kindern, vier Nichten mit drei Kindern und einem Enkel, die Schwester der Jubelbraut mit einer Tochter und eine Base. An diesen nächsten Kreis schlossen sich mehrere andere liebe Verwandte an.

Als sich zwei Tage vor dem Feste alle diese, in wahrer Liebe einander zugehörigen Familienglieder um mich und meine liebe Frau versammelt hatten, da hatte ich wohl Ursache, Gott zu danken für Alles, was er uns in einem so langen Leben, Gutes und Böses, Ermunterung und Prüfung, zugeschickt hatte. Da gieng mir das Herz und der Mund auf. In allen Fügungen meines Lebens, besonders aber in den Begebnissen einer

fünfzigjährigen Ehe mußte ich dankbar die väterliche Führung der Vorsehung anerkennen. Laut pries ich die so reichlich erfahrene Gnade. Vorzüglich aber hielt ich es für Pflicht, meinen Kindern das hervorzuheben, was ich für den allergrößesten Segen halten muß, dessen mich Gott gewürdigt hat. Dieser Segen aber besteht in einem festen, unerschütterlichen Gottvertrauen, und in einer lebendigen Zuversicht von unserer Fortdauer nach dem Tode. Ich sagte meinen Kindern, daß ein langes Leben mit mancherlei Prüfungen die Gewißheit von einem ewigen Leben in mir gereift habe, wie eine süße Frucht am Baume, aus einer innern Nothwendigkeit. Viele Menschen sterben, ehe sie zu dieser beseligenden Gewißheit gelangen, aber bei mir ist sie immer stärker geworden; je älter ich ward, desto kräftiger meine Zuversicht. „Das ist der größte Segen," sagte ich, „den ich fünf und achtzigjähriger Greis in meinem Leben zu verehren habe; denn nicht Allen wird es so wohl auf dieser Welt. Darum bin ich aber auch so ruhig und gefasst, von hinnen abzuscheiden, daß, wenn der Herr mich noch in der künftigen Nacht, vor der goldenen Hochzeit, abrufen will, ich mit Freuden dazu bereit bin."

Aber siehe, ich sollte wirklich den herrlichen, von Gott gesegneten Tag erleben. Es war ein Sonntag, und die Einsegnung fand in der Neustädter Kirche nach dem Hauptgottesdienste Statt. Schon am frühen Morgen des klaren Wintertages weckte uns ein herzerhebender Gesang, den eine Schaar liebevoll gesinnter Mitbürger, die activen Mitglieder der Erlanger Liedertafel, vor unsern Fenstern erschallen ließen. Allmählig füllte sich das Haus mit theilnehmenden Freunden, herzlich Glückwünschenden. Die Stadt Erlangen erfreute mein Herz durch ein köstliches Diplom als Ehrenbürger, das mir die beiden Bürgermeister, Herr Dr. Lammers und Herr Kaufmann Wölfing und zwei Mitglieder

des Gemeindecollegiums, die Herrn Kindler und Pauli, behändigten. Von Seiten der Universität begrüßten mich Sr. Magnificenz Herr Prorector Höfling und Herr Procancellarius Schmidtlein mit Anreden und Glückwünschen. Die Harmonie-Gesellschaft, der ich schon seit 1791 angehörte, beschenkte mich, durch zwei der zeitigen Vorstände Herrn Geheimenrath Barth und Herrn Kaufmann de la Rue, mit dem Diplome als Ehrenmitglied. Auch von der geselligen Verbindung des sogenannten „Bürgervereins" wurde mir durch die Vorstände, Herrn Magistratsrath Bücking und Herrn Kaufmann Helm eine gleiche Auszeichnung zu Theil. Meine ehemaligen Kriegskameraden von der Landwehr, mit welchen ich bei der 1841 vorgenommenen Fahnenweihe als Hauptmann à la Suite ebenfalls einen Nagel zur Befestigung des von Ihro Majestät der Königin verehrten Standarten-Bandes eingeschlagen hatte, begrüßten mich durch eine Deputation, die Herrn Benker, Schroll und Breuning, in alter Collegialität, und weihten mir ein schönes Geschenk. Die medizinisch-physikalische Gesellschaft zu Erlangen und die physikalisch-medizinische zu Bonn übersendeten mir durch die Herrn Professor Leupoldt und Hofrath Kastner wohlwollende Beglückwünschungs-Urkunden. Die mir so liebe botanische Gesellschaft in Regensburg ließ es an einer Beglückwünschung, von dem trauten Freunde Hoppe gezeichnet, nicht fehlen; und der Herr Präsident Nees von Esenbeck in Breslau widmete dem Feste zugleich mit seinen Freunden, den Herrn von Flotow und Dr. Göppert, eine Gelegenheitsschrift über die brasilianische Rinde des Pao Pereiro (Geissospermum). Die Freimaurerloge Libanon zu den drei Cedern fügte ihren brüderlichen Glückwünschen zwei schöne Geschenke für das Jubelpaar bei. Auch das Directorium (des Bundes der Freimaurer) der großen National-Mutterloge zu den drei Weltkugeln in Berlin

erfreute mich durch ein Beglückwünschungsschreiben. Ueberhaupt aber füllte sich an jenem glücklichen Morgen meine Wohnung mit zahlreichen Gaben der Liebe aus Nah' und Fern. Wie ein junges hoffnungsvolles Brautpaar sahen wir uns von glänzenden Geschenken jeder Art umringt, und mancher liebe Freund, manche traute Freundin erquickte unser gerührtes Herz mit schönen, dichterischen Worten. Auch der edle deutsche Sänger Friedrich Rückert dachte an mich, und sang von Berlin her mir folgende Zeilen entgegen:

Die Jahre machen weiß, doch nicht auch jeden weise;
Nicht jeder kommt so weit auf seiner Lebensreise,
Wie du gekommen bist; o geh' nur immer weiter,
Der letzten Höhe zu, wie Sonn' am Abend heiter!

Im berauschenden Empfang aller dieser Liebesgaben war der Morgen verstrichen, und so verfügten wir uns denn, geleitet von der glücklichen Familie und unter der rührenden Theilnahme unserer lieben Mitbürger, in die Kirche, wo es mir vergönnt war, vor dem Altare des Herrn das Gelübde ehelicher Liebe und Treue zu wiederholen. Was damals in meinem bewegten Herzen vorgegangen, kann ich nicht aussprechen. Unser verehrter Beichtvater, Herr Decan Prof. Dr. v. Ammon verrichtete die Einsegnung. — Dieser erfreuliche Tag gehörte dem Jubelpaare und seiner glücklichen Familie, die sich zum goldenen Hochzeitmahle in demselben Locale der Harmonie-Gesellschaft vereinigte, wo wir vor fünfzig Jahren zum ersten Male waren eingesegnet worden. So wunderbar hat sich mein Leben gerundet und abgeschlossen!

Als ein Freund von Tischreden und Trinksprüchen hatt' ich es mir denn auch bei dieser Gelegenheit nicht nehmen lassen, das mir und meiner lieben Jubelbraut dargebrachte Lebehoch zu erwidern; aber ich las meinen Spruch wie folgt:

„Theure Kinder! Auf diese Gesundheit muß ich ausführlich danken, und ich brauchte dazu noch meine Redekunst aus jüngeren Jahren. Aber das Locomotiv meines Gedächtnisses kommt jetzt leicht aus den Schienen. Bilder, Phantasie, Rhetorik wollen Nachhülfe. Ich werde daher, was ich Euch bei dieser festlichen Gelegenheit zu sagen habe, im Nachfolgenden vortragen.“

„Goldne Hochzeiten gehören allerdings zu den seltenen Ergebnissen des Lebens, und ein Ehepaar, dem solches Glück zu erleben zu Theil wird, hat vor Allem Ursache, Gott dafür zu danken. Ich habe mit meiner lieben Gattin mit dem dankbarsten Herzen diese Pflicht erfüllt, wohl eingedenk, daß Gott seine Gnade an uns durch eine glückliche Ehe von einem halben Jahrhundert so schön verherrlichet, und besonders mir bei einem ungleich höheren Alter das Glück bereitet hat, ihn für diese große Güte preisen zu können.“

„Gewöhnlich sind die Ehemänner älter als ihre Frauen; bei mir ergab sich aber der merkwürdige Fall, welcher die Seltenheit unserer goldenen Hochzeit noch steigert, daß ich gerade im Jahre 1772 bei dem seligen Vater meiner Gattin, der mein Onkel war, in der Lehre stand, als diese geboren wurde. Ich war daher nicht nur Zeuge bei ihrer Taufe, sondern trug auch als ein munterer sechzehnjähriger Jüngling mein liebes Bäschen im Wickelkissen öfters auf meinen Armen. — Bei einem glücklichen und gedeihlichen Wachsthum derselben, entwickelte sich bald in den ersten Kinderjahren eine Fülle des Verstandes, welche die Aeltern zu den schönsten Hoffnungen berechtigte.“

„Die Sage und der alte Glaube, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden, schien sich auch bei mir zu bestätigen, und schon in der Morgenröthe meines Lebens sollten mir Andeutungen davon gegeben werden. Allein das

Fräulein, welches Gott für das Männlein bestimmt hatte, war noch ein Kind, und da das Männlein nach 1. Buch Mose 3, 19 im Schweiße seines Angesichts sein Brod essen sollte, so mußte es erst auch auswärts lernen, wie solches zu verdienen sey. Während dieser Zeit mußte aber auch das Fräulein, um eine gute Wirthin und Hausfrau zu werden, am mütterlichen Heerd sich fleißig üben und beschäftigen, und vor Allem lernen ein gutes Kraut zu kochen, weil ein solches dem Männlein auf dem Felde ungekocht zu essen durchaus nicht gut zu Halse gehen würde. Nach dieser Einschaltung kehre ich zurück und erzähle, daß ich nach einem Aufenthalte von sechs Jahren das Haus meines lieben Onkels verließ, um mich in der weiten Welt mehr umzusehen und meine Kenntnisse zu erweitern. Endlich im Jahre 1790, und zwar am h. Weihnachtsabend, erhielt ich einen merkwürdigen Brief, der mich auf den Stern meines Glückes aufmerksam machte, und welchem ich sogleich zu folgen beschloß, so wie die Weisen des Morgenlandes jenem Stern von Bethlehem, — auch wenn er sich etwas langsamer bewegen sollte; was auch wirklich der Fall war; denn er blieb erst das Jahr darauf zu Ostern über Erlangen stehen, und zwar gerade über der Hofapotheke, wo sich über der Thür auch ein Engel aufgestellt hatte*), der mir mit einem Palmenzweig freundlich zuwinkte in das Haus zu kommen, wohin er mich geleitete, und zu dem ehemaligen Kindlein führte, welches ich vor 19 Jahren als ein junger Simeon auf meinen Armen gewiegt hatte. Der Empfang und die Freude unseres gegenseitigen Wiedersehens läßt sich eher denken als beschreiben."

„Das frühere freundschaftliche Verhältniß im väterlichen Hause schien sich nun für mich auf eine noch schönere Weise

*) Anspielung auf eine steinerne Statue, Symbol der Apotheke „zum Engel."

zu entwickeln, indem die verehrten Aeltern unsere gegenseitige Zuneigung billigten, und durch ihr Wohlwollen gegen mich begünstigten. Es mag daher genug seyn, wenn meine sehr verehrten Zuhörer vernehmen, daß wir Beide, durch unsere verwandtschaftlichen Verhältnisse ermuntert, uns auch bald näher verstanden und ohne eine weitere sentimentale Einleitung Herzen und Ringe wechselten, worauf mir, unter Zustimmung der lieben Aeltern, das Glück bereitet wurde, die Tochter als meine Verlobte zu erklären, wornach sofort am 13. Febr. 1792 unsere eheliche Verbindung erfolgte, und zwar in demselben Locale, wo wir heute, nach fünfzig Jahren, unsere Jubelfeier begehen. Ich mußte übrigens nach den damaligen Gesetzen die Dispensation zur ehelichen Verbindung mit meinem Bäschen mit 25 fl. bezahlen."

„Die Segnungen des Himmels begleiteten nun unsere Ehe so, daß ich mit meiner lieben Regina, der Königin meines Herzens, ein halbes Säculum glücklich verlebte. Sie theilte mit mir alle Sorgen, Freuden und Leiden des häuslichen und Geschäfts-Lebens in einer zum Theil sehr bewegten, kriegerischen Zeit, wobei sie sich immer als eine kluge, umsichtige, fleißige Hausfrau bewährte. Nach der alttestamentarischen Verheißung wurde auch unsere Ehe mit Kindern gesegnet, von welchen die drei noch lebenden, zwei Söhne und eine Tochter, die Zierde und Freude ihrer Aeltern sind. Die Söhne haben sich, jeder nach seiner besondern Bestimmung, den Wissenschaften gewidmet. Der Aeltere, als Mitglied der K. Akademie der Wissenschaften, der Naturgeschichte. Seine Studien wurden durch eine im allerhöchsten Auftrage Sr. Majestät des höchstseligen Königs Maximilian Joseph ausgeführte Reise nach Brasilien gefördert, und ihnen eine bestimmte Richtung gegeben. Der Jüngere, welcher das väterliche Geschäft übernahm, widmete sich der Pharmazie und allen damit verwandten wissenschaftlichen Zwei-

gen. Beide haben sich durch ihre Leistungen in der gelehrten Welt eine ausgezeichnete Anerkennung erworben, und beide bekleiden Lehrstühle an den Landesuniversitäten. Die Tochter, welche von der Mutter in allen den Kenntnissen und Fertigkeiten des Haushalts, die dem Weibe nöthig sind, ausgebildet wurde, ist auch glücklich an einen Gatten verheirathet, der, neben seinem Amte als Landgerichtsarzt, dem Studium der Wasserheilkunde manche bedeutende Opfer gebracht hat, und dem die Herstellung der großartigen Kaltwasserheilanstalt in Alexandersbad vorzugsweise zuzuschreiben ist."

„Im Jahre 1817 wurden wir Aeltern durch die gütige Vorsehung schon dadurch beglückt, daß wir die Feier einer silbernen Hochzeit begehen konnten, die aber das Unvollkommene mit sich führte, daß unser theuerster ältester Sohn gerade um jene Zeit den vaterländischen Himmel mit dem des südlichen Kreuzes verwechselt hatte, zu dessen Erinnerung er auch ein ehrendes Zeichen durch die Gnade des Kaisers von Brasilien auf seiner Brust trägt."

„Um so erfreulicher ist uns nun seine Erscheinung an der Seite seiner lieben Gemahlin, so wie auch die unserer theuren Tochter an der Seite ihres Gatten, welche sämmtlich im Gefolge ihrer lieben Kinder nicht ermangelten, an dem goldenen Familienfeste Theil zu nehmen. Ein gleiches freundschaftliches Bestreben müssen wir auch auf das dankbarste rühmen von unserer hochverehrten gnädigen Tante (Freiin Amalie von Stengel), unserer guten Schwägerin, lieben Nichten, Neffen und werthen Verwandten, Freunden und Gönnern, indem sie uns die Ehre und das Vergnügen bereiten, als Zeugen unserer Jubelfeier beizuwohnen und die große Freude mit uns zu theilen, bei dem Ueberblick unserer lieben Kinder, Enkel und übrigen Anverwandten die Blüthe unserer Familie und Nachkommenschaft so schön vor uns entfaltet zu sehen."

„In der freudigen Hoffnung, daß diese Blüthen von 15 Enkeln durch eine aufmerksame Pflege der Aeltern ihrer Zeit auch gute Früchte zur Reife bringen werden, ist Aller Glück der sehnlichste Wunsch des Jubelpaars.“

„Möge unser Gebet sich segnend auch über dieselben, so wie über alle unsere Kinder und Enkel verbreiten und Gottes Güte sich an denselben verherrlichen!“

„Zur Bekräftigung meines so eben ausgesprochenen Wunsches bringt das Jubelpaar einen festlichen Toast auf das Wohl und Glück seiner Nachkommenschaft, zugleich aber auch auf das Wohl der sämmtlichen sehr verehrten Gönner und Freunde aus, welche dieser Feier beizuwohnen die Gewogenheit hatten.“ —

Man wird es nicht unlieb aufnehmen, daß ich hier ein Stück von meiner fünf und achtzigjährigen Beredtsamkeit hergesetzt habe. Es geschieht besonders darum, weil mir noch keine dergleichen gedruckte Tischrede von einem goldenen Hochzeiter zu Gesicht gekommen ist.

Am Abend dieses so erfreulichen Tages, den ich mit meiner Jubelbraut uns seit vielen Jahren in Aussicht gestellt hatte, ohne gerade zuversichtlich darauf zu rechnen, daß wir ihn noch erleben würden, erfreuten uns noch die Musensöhne, deren Commerçehaus auch meine Wohnung ist, mit einigen frohen Liedern, für welche Aufmerksamkeit ich ihnen sogleich meinen herzlichen Dank aussprach, welchen ich auch des andern Tags mit einen Toast besiegelte, wo meine Familie dem Jubelpaar zu Ehren eine Gesellschaft von zweihundert Personen versammelte, und ich um 1 Uhr mit meiner Frau den ehrwürdigen „Und als der Großvater die Großmutter nahm“ austanzte, Alles in majorem Dei gloriam.

So schloß sich denn dieses für mich, meine Familie und manchen lieben Freund erquickliche Fest, welches ich kaum geglaubt hätte noch um weitere fünf Jahre mit

meiner guten Frau überleben zu können, wofür abermals: Deo Gratias!

Eine andere Feier konnte ich im Jahre 1843 am 23., 24. und 25. August mitbegehen. Die Alma Universitas Friderico-Alexandrina feierte das 100jährige Jubelfest ihrer Stiftung. Bei dieser ergreifenden Feier, an welcher sich fast alle deutschen Universitäten durch Deputationen betheiligten, sah ich auch meinen Sohn Carl bei mir. Er war mit seinem Collegen, Herrn Professor juris Zenger, der früher hier gelehrt hatte, von der Hochschule München abgeordnet worden. Bei dieser Gelegenheit sah ich die schöne Bildsäule des Markgrafen Friedrich nach L. v. Schwanthalers kunstreichem Entwurf von Ferd. Miller, Stieglmayers Schwager und Amts-Nachfolger, in Erz gegossen enthüllen. Dieses herrliche Standbild ist ein Geschenk König Ludwigs an die Universität. Die Stadt Erlangen hatte in jenen Tagen ein äusserst bewegtes Ansehen. Schon am Vorabende wurde in dem städtischen Theater eine Festvorstellung gegeben, und am andern Tage waren alle Häußer und Strassen auf das Festlichste verziert. Seine Excellenz der Herr Präsident Freiherr v. Andrian aus Ansbach war von Sr. Majestät dem Könige als königlicher Kommissär hieher gesandt worden. Der lange Festzug bewegte sich durch die Straßen der Stadt in die Neustädter Hauptkirche, woselbst von dem Herrn Professor Thomasius eine treffliche Festpredigt gehalten wurde. Bei dem Festmahle, welches im Redoutensaale stattfand, begleiteten den Toast auf S. Majestät den König 25 Kanonenschüsse. Abends hatte die Stadt in dem Redoutensaale eine Tanzunterhaltung veranstaltet. Am andern Morgen war akademische Feierlichkeit in der Aula. Nach dieser fand die Enthüllung des Monumentes selbst statt, und Abends hielten die Studierenden einen prachtvollen Fackelzug. Am dritten Tage vereinigten sich sämmtliche Theilnehmer abermals in der Aula, woselbst

die Ehrenpromotionen vorgenommen wurden, und bei dieser Veranlassung wurde meinem Sohne Theodor die ehrende Auszeichnung, daß ihn die medizinische Facultät zum Dr. Medicinae honoris causa ernannte.

Abends hatte die Stadt in den Räumen des Schloßgartens eine Abendunterhaltung anberaumt, wobei durch 6000 Lampen das Schloß, sowie im Garten die Fontaine und die nahe liegenden Gebäude auf eine prachtvolle Weise erleuchtet waren.

Endlich war ich auch zugegen, als am 15. Juli 1846 die Vereinigung der Donau mit dem Main durch die Enthüllung des Kanalmonumentes gefeiert wurde. Dieses Denkmal wurde vom Geheimenrath von Klenze entworfen, der plastische Theil desselben von dem Ritter von Schwanthaler modellirt, und unter dessen Leitung von seinen Schülern ausgeführt. Dasselbe ruht auf einem Unterbau von Sandsteinquadern. Dieser Unterbau lehnt sich mit seinem Rücken an den Burgberg an, und auf beiden Seiten führen Treppen auf die gleich hohen Stützmauern der Straße. Auf ihm steht das eigentliche Postament des Denkmals, welches im griechischen Style mit einem Fuß- und Kranzgesimse und an den Pilaren mit Reliefs geziert ist. Das Material desselben besteht aus weißem Jura-Kalk aus den Brüchen von Oberau im Altmühlthale. Die Pilaren sind aus einem Stücke zu 374 Centner an Gewicht, und wurden zu Lande nach Erlangen transportirt. Das Postament ist 44 Fuß lang. Die an der Vorderseite der Pilaren in Rahmen angebrachten Reliefs stellen rechts ein Steuer mit einem Fichtenkranz umwunden, und links den Neptunsdreizack dar. Auf diesem Postamente ruhen in der Mitte in halb sitzender Stellung auf ihren Urnen die Statuen, rechts die der Donau und links die des Mains, sich freundlich ansehend, die rechten Hände verschlungen und jede in der Linken die Attribute

ihres Stromgebietes haltend. Die beiden Figuren haben in der angegebenen Lage 13 Fuß 5 Zoll Länge und 6 Fuß Höhe. Auf den Pilaren stehen rechts eine weibliche Figur mit dem Füllhorn und dem Merkurstab, links eine ähnliche mit dem Ruder, beide 14 Fuß hoch und allegorisch den Handel und die Schifffahrt darstellend. Sämmtliche 4 Statuen bestehen aus demselben Material wie das Postament, und sind im antiken Style ausgeführt und auf dem Kanal nach Erlangen transportirt worden. Die Aufschrift, in Bronçe und Romanschrift von Burgschmiet ausgeführt, lautet:

DONAU UND MAIN
FUER DIE SCHIFF-FAHRT VERBUNDEN,
EIN WERK VON CARL DEM GROSSEN VERSUCHT,
DURCH LUDWIG I KOENIG VON BAYERN
NEU BEGONNEN UND VOLLENDET
MDCCCXLVI.

Als die Hülle unter allgemeinem Jubel der in großer Anzahl anwesenden Zuschauer fiel, so verfehlten auch die Tags zuvor hiehergebrachten Kanonen des Nürnberger Landwehrregiments nicht, den Neuvermählten ihre donnernden Glückwünsche darzubringen.

Da wo diese eigenthümliche patriotische Festlichkeit statt hatte, auf der sogenannten Windmühle, überschaut das deutsche Auge mit Freuden nebeneinander die Fortschritte unserer Zeit: den Kanal mit seinen grosartigen Schleußen und Brücken, die Eisenbahn mit dem Tunnel, der den Sandsteinberg durchbohrt, worauf Kaiser Carls des Großen Kapelle steht, endlich die gutchaussirte Landstrasse. Im Anblick dieser wunderbaren Schöpfungen der neuesten Zeit, und im Rückblick auf die Vergangenheit, welche Verschiedenheiten, welche Aussichten in die Zukunft!

Als ich an die Schutzmauern des Kanals gelehnt das erste Schiff durch die Schleuße passiren sah, welches von Amsterdam nach Wien fuhr, konnte ich mich nicht enthalten, mein ganzes Leben wie ein zauberhaftes Bild in der Laterna magica zu erblicken. Geboren im Anfangsjahre des siebenjährigen Krieges habe ich erlebt, wie Deutschland zweimal gegen sich in den Waffen stand; — ich habe die Gründung der großen nordamerikanischen Republick erlebt, welche sich jetzt jährlich durch Tausende von deutschen Auswanderern vergrößert, als wollte die deutsche Nation jenseits des Oceans Posto fassen; — ich sah die letzte Theilung der größten europäischen Republik, Polens; — dann fiel das Haupt Königs Louis XVI. auf der Guillotine; — hierauf die Gräuel der Revolution, — die Aufhebung des ehrwürdigen alten römischen Reichs deutscher Nation, — des deutschen Vaterlandes Zerrissenheit, Demüthigung und Noth, — Napoleon, — der Brand von Moskau und die Erhebung des Vaterlandes, — Napoleon auf Sct. Helena, — Deutschland großentheils mit neuen Verfassungen, — noch eine französische Königsfamilie entthront, und Louis Philipp, — nun ein dreißigjähriger Friede, und in seinem Gefolge ganz neue unerhörte Dinge! Welche Veränderung! Kaum, daß irgend ein früheres Menschenleben so ausserordentliche Veränderungen umfassen wird. Mit Rührung und Dankbarkeit gegen die Vorsehung betrachte ich diese merkwürdigen Weltläufte. Ich segne aus Herzensgrund meine lieben Mitbürger. Möge ihnen diese Vergangenheit zur Wohlfahrt, möge sie zum Heile, zur Größe und Ehre des gesammten Vaterlandes gereichen! Was mich betrifft, so muß ich, nach so großen und tief in das Herz des einzelnen Menschen eingreifenden Erfahrungen, vor Allem bekennen, daß das Vertrauen in die Fügungen des Höchsten und meine Liebe und Freundschaft zu allen Menschen in mir von Jahr zu Jahr gewachsen ist. Dieß hier zu wiederholen,

fühle ich mich besonders gedrungen. Denn nachdem mich der Himmel so lange erhalten, nachdem er mich sogar aus der Todesgefahr gnädig errettet, als ich bei dem Säcularfeste von einem betrunkenen Kutscher überfahren mit blutendem Kopfe und bewußtlos da lag, muß ich glauben, daß Er mir noch für diese späten Lebensjahre doch irgend einen Beruf zugetheilt habe. Diesen aber kann ich nur darin erkennen, daß ich Jung und Alt zu Empfindungen der Nachsicht, der Liebe und Treue gegeneinander und zu einem recht brüderlichen Zusammenhalten in guten und schlimmen Tagen aufrufe!

Gegenwärtig in meinem 91ten Jahre stehend, habe ich freilich mit gar mancherlei Beschwerden zu kämpfen. — Senectus ipsa morbus est. — Der Winter 1845, welcher sich hie und da mit viel Schnee und großer Kälte bemerklich machte, so daß wir noch am 10.—12. März 23 Gr. minus und am 22ten 14 Gr. minus Temperatur hatten, setzte freilich meiner Constitution sehr zu. Vor allem quält mich der periodische Husten der Alten mit seinem zähen Schleime. Wenn schon ich Gott für eine große Lebenskräftigkeit danken muß, so bemerke ich doch, daß die Natur mit mir keine Ausnahme macht. — Die Sinne lassen nach, auf dem linken Auge kann ich nichts mehr sehen; Gott wolle mir nur das rechte erhalten; aber ein falscher Schein incommodirt mich bisweilen auch an diesem und veranlasst eine Unbeholfenheit, die mir ärgerlich ist, sollte es auch nur beim Anzünden einer Pfeife Tabak seyn. — Die Vergesslichkeit nimmt überhand, so daß mir die nomina propria öfters auf der Zunge verschwinden, und zu meinem Leidwesen wird es mir manchmal schwer, mich in sonst bekannten Dingen zu orientiren. Da ist es denn kein Wunder, wenn sich manchmal Mißmuth und üble Laune einstellen, deren man das Alter so oft, und nicht mit Unrecht, bezüchtiget. Ich bemühe mich zwar mit meinem von Natur mir geschenkten heitern Sinn solche

Mißstimmungen nicht aufkommen zu lassen. Dieß ist aber bei so drückenden Altersbeschwerden nicht immer leicht; darum sollte man denn auch billig seyn, dem Alten nicht alles übel anrechnen und das vermeiden, was seinen Frieden stört. Dem Greise macht Vieles Sorge und Unruhe, um das sich der Mann kaum kümmert. Der Rest der Lebenstage, die Hefe des Lebens, ist ohnehin trübe; sie führt manche körperliche und geistige Beschwerniß mit sich, die leider sogar zum Lebensüberdruß verleiten kann. — Deswegen erkenne ich es aber auch mit dem wärmsten Danke, daß die verehrlichen Mitglieder der Harmonie immer noch Nachsicht gegen mich alten Mann üben. Ich bin nämlich noch gewohnt, täglich in das mir nahe liegende Harmonielocale zu gehen, und dort ein Glas Bier zu trinken und ein Pfeifchen zu rauchen. Von jeher war ich dieser Gesellschaft mit besonderer Vorliebe zugethan. Ich habe in der Harmonie manche schöne Bekanntschaft gemacht und manche frohe und lehrreiche Stunde hingebracht. Sonst war ich in der Unterhaltung stets lebendig und theilnehmend; um so dankbarer erkenne ich es, daß die sich dort täglich versammelnden Herrn mir mein Plätzchen an ihrem Tische gönnen. Ganz besonders bin ich jedoch den verehrten Herren Geheimenrath Barth, Studienlehrer Dr. Eron, Professor Döderlein, Kreis- und Stadtgerichts-Direktor Gareis, Regierungsrath v. Herder, Pfarrer Dr. Irmischer, Geheimen Hofrath Koch, Regierungsrath Koch, Bürgermeister Lammers, Hofapotheker Dr. Lammers, Professor Leupoldt, Pfarrer Renaud, Professor Schäfer, Professor v. Staudt, und Rittergutsbesitzer v. Sturz dankbar verbunden, welche der Schwäche meiner Augen und meines Gehöres gütigst zur Hülfe kommen und mir ihr Wohlwollen durch eine nebenbei offerirte Prise bestätigen. Möchten die genannten Herren mir bis zum Schluße meines Lebens ihre so werthe Freundschaft und Liebe erhalten.

Meine liebe theure Lebensgefährtin, die allein tröstend und beruhigend mir zur Seite steht, hat auch schon mit den Gebrechen des höhern Alters zu kämpfen, erträgt sie aber mit lobenswürdiger Hingebung, wobei sie mit zarter Aufmerksamkeit für meine Pflege und mein physisches Wohl besorgt ist, wofür ich ihr nicht genug danken kann, um so mehr, da sie mit mir den Wunsch theilt, gleichzeitig von diesem Schauplatze abzutreten. Aber nach dem Gesetze der Natur soll ich der Erste seyn, der aus dieser Welt mit ihrer unruhigen Umgebung scheidet. Wie immer es aber Gottes Fügung bringt, dessen sind wir schon getröstet. Wir fahren sodann zwar nicht auf der Eisenbahn, sondern quer über dieselbe zum Brucker Thor hinaus in das große Hauptquartier, wo unsere irdischen Hüllen in unsere Familien-Gruft eingesenkt werden, während unsere geistigen Wesen, nach der Verheißung, in jene bessere Welt eingehen, wo die Gottheit thront, die uns durch jenen Frieden beseliget, dessen wir hoffen uns auf dieser Erde durch unser Wirken und Handeln wenigstens nicht unwürdig gemacht zu haben.

Die körperlichen Beschwerden, von denen ich mich, wie erwähnt, besonders über eine chronische mit Husten verbundene Brustverschleimung beklagen muß, welcher ich bereits seit längerer Zeit unterworfen bin, finde ich in der Schrift des vortrefflichen Herrn Prof. Canstatt auf das genaueste geschildert. Ich wüßte wirklich nichts zu dem ausgeführten Bilde hinzuzufügen, worin er den alternden Menschenleib abconterfeiet hat. Ich will daher von diesen Leiden, welche der Gang der Natur über uns Sterbliche verhängt, nur Veranlassung nehmen, um am Schluß dieser Blätter noch diejenige Tugend zu preisen, welche wir körperlichen Beschwernissen gegenüber vorzugsweise auszuüben lernen sollten, d. i. die Tugend der Standhaftigkeit. Mein unvergesslicher, schon verklärter Freund Hildebrandt hatte auch

genug Gelegenheit sie zu erproben. Auf seinem Sterbebette übergab mir der Edle nebst andern Papieren, welche er mir anvertraute, auch einen Aufsatz aus seiner Feder über die Standhaftigkeit. Oft habe ich mich an diesem Vermächtniße eines der vortrefflichsten Menschen, mit denen ich gelebt habe, gelabt; und darum wird es wohl auch hier eine rechte Stelle finden.

„Es ist nur Eine Tugend des Menschen, wie nur Eine Gottheit, die das Weltall, und in dieser irdischen Sphäre des Weltalls den Menschen, sich zum Bilde, schuf. Sie ist das Bestreben, der Gottheit ähnlich zu werden, obwohl dem minder gebildeten Menschen das klare Bewußtseyn dieses Bestrebens fehlt. In diesem Bestreben liegt alles, was sittlich, edel und gut ist; mit ihm erheben wir uns aus der gemeinen Menschenwelt, die am Tande hängt, und, von Thorheit befangen, stets nach üppiger Lust und eitlem Schimmer hascht; mit ihm entwinden wir uns den Fesseln der Sinnlichkeit und der Leidenschaft, um empor zu steigen in die höhere Sphäre, welche dem Ewigen näher liegt.“

„Wie aber die Eine Gottheit dem Auge des Sterblichen in vielfachen Wirkungen erkennbar wird, wie in dem Einen Weltall, das uns alle umschließt, Millionen einzelner Welten unserem Auge sich darstellen, und selbst auf der Erde, die wir bewohnen, tausendfache Gestalten ihr ganzes Leben umkleiden, so wirkt das Eine Bestreben, das wir Tugend nennen, in den vielfachen Verhältnissen, die den Menschen umgeben, in vielfach verschiedener Weise. So haben wir menschliche Tugenden. Eine der ersten aber ist die Standhaftigkeit.“

„Arm an Worten, geistige Gegenstände zu bezeichnen, reden wir von ihnen in einer Bildersprache. Standhaft im eigentlichen Sinne des Namens wäre der, welcher mit seiner Kraft auf seinem Stande haftet, obwohl eine andere Kraft ihn

umzustürzen strebt. Standhaftigkeit in diesem Sinne wäre also Beharrung in einem Raume, eine körperliche Eigenschaft, die auf materiellen Kräften beruht. Allein es ist dem Sprachgebrauch gemäß, diesen Namen im bildlichen Sinne zu nehmen, und mit ihr eine gewisse Eigenschaft des Geistes zu bezeichnen, die sich jener körperlichen vergleichen läßt."

„Standhaftigkeit in diesem Sinne ist Beharrung im Entschlusse, wider jede Kraft, welche strebt, davon abzuziehen. Der standhafte Mensch strebt unaufhaltsam zu dem Ziele, das er sich gesteckt hat, und bekämpft jede Schwierigkeit, welche ihm den Weg versperrt. Er steht fest auf dem Vorsatze, den er einmal gefasst hat; die einmal begonnene That zu vollenden, halten ihn keine sinnlichen Reize, keine Leidenschaft zurück."

„Wir unterscheiden diese Tugend von dem Muthe, als der Eigenschaft des Geistes, welche die Gefahr verachtet und ihr entgegen strebt. Es ist der Muth ein wichtiges Mittel, standhaft zu seyn; denn es ist ohne Muth nicht möglich in seinem Entschlusse zu beharren, wenn dieser Beharrung Gefahr unseres Eigenthums, unserer Ehre, unseres Lebens droht; allein der blose Muth ist noch nicht Standhaftigkeit, und der muthigste Krieger kann ohne Standhaftigkeit in seinem Entschlusse durch Einflüsse wankend gemacht werden, die nicht furchtbar, sondern gefällig und lockend sind."

„Wir unterscheiden sie von der Gleichmüthigkeit, als der Eigenschaft des Geistes, welche ihn unabhängig von äußeren Wirkungen stets in derselben Stimmung erhält, so daß er von ihnen nur die Aenderungen erleidet, die vom Leben und Bewußtseyn unzertrennlich sind. Offenbar kommt diese der Standhaftigkeit näher; und es ist dem Gleichmüthigen leichter, standhaft zu seyn, als dem, welchen ein leicht bewegliches Gemüth bald zu heftiger Freude hebt, bald in tiefe Traurigkeit

senkt. Allein auch dieser kann dennoch standhaft seyn, und ist es dann mit *größerem* Verdienste, weil er in sich selbst größere Hindernisse zu bekämpfen hat."

Diese goldenen Worte meines verklärten Freundes haben mir in meinen späten Lebensjahren Vielerlei zu denken gegeben. *Muth* habe ich in dem, Gott sey Dank, friedlichen Beschluß meines Lebens nicht mehr nöthig; denn ich habe *ja nichts mehr zu fürchten*, wogegen der Muth uns waffnet. Wohl aber brauche ich Gleichmüthigkeit und Standhaftigkeit, jene: um den mancherlei Beschwernissen, welche der alternde Leib erfährt, eine ruhige Stimmung entgegenzusetzen; diese: um von dem Wege, welchen ich während meines langen Lebens gewandelt bin, in nichts abzuweichen, weder verlockt durch die Schwachheit des Leibes, noch verirrt durch die Vertrübung des Geistes. Eine kränkliche Reizbarkeit und Verstimmung wirkt vom Körper aus auf den Geist zurück, beherrscht ihn und verursacht eine mißmuthige Aengstlichkeit. Dazu ist denn allerdings Standhaftigkeit nöthig, damit man auch in den letzten Zeiten dieses irdischen Daseyns nicht strauchle und rückwärts gehe, vielmehr, wenn auch mit schwachen Schritten, am Stabe der Hoffnung, unverrückten Blicks auf das Jenseits voranschreite, und so auch in dieser Periode seinen werthen Mitbürgern kein Aergerniß gebe, und seine Familie mit seinem Beispiele aufrichte.

Mit diesen Betrachtungen will ich denn meine autobiographischen Erinnerungen schließen. Ich muß es dahin gestellt seyn lassen, ob der geneigte Leser aus diesen Blättern meinen Charakter mag genau kennen gelernt haben. Mit Recht setzt man wohl auch bei den Selbst-Biographen voraus, daß die befangene und verwöhnte menschliche Natur sich nur zu gerne allem dem zuneige, was der Selbstliebe und Eitelkeit gefällt, andererseits aber ihre Schwachheiten und Untugenden möglichst

zu verschleiern, oder als unbedeutend zu umgehen suche. In dieser Beziehung kann ich wenigstens versichern, daß ich geflissentlich nicht die allergeringste Unwahrheit berichtet habe, und daß ich es kaum gewagt, mich schön zu machen, wenn schon vielleicht hie und da eine Verschweigung eingetreten, die aber dann mich beim Schreiben zu einem stillen „pater peccavi“ aufgefordert. Das „nosce te ipsum“ habe ich immer hoch verehrt, und weil ich dann wohl hie und da meine Schwachheit erkannte, so gieng mein Bestreben dahin, mein Inneres zu veredeln und in dem äußern Verkehre und Umgang mit den Menschen mir deren Zutrauen, Liebe und Wohlwollen zu erwerben. Manche belohnende Erfahrung, die ich in dieser Beziehung gemacht habe, verehre ich dankbar. Das Ueble, so mir begegnet, ja selbst die allerschmerzlichste Erfahrung, wenn ich für offenes Vertrauen und manches gebrachte Opfer mißtrauischen Undank geerntet, werde ich vergessen. Nach meinem Tode überlasse ich ein weiteres Urtheil über meinen moralischen Werth zunächst denjenigen, die in meiner Nähe standen, und mich genauer kannten. Sie sind allein geeignet, ein solches der Wahrheit gemäß über mich auszusprechen. Die Berufung auf sie hat für mich in diesen Abendstunden meines Lebens viel Tröstliches und Beruhigendes; — und so mit Gott befohlen! † 1849.

E n d e.

Namensverzeichniß.

Abbt, 221.
Abegg, Pfarrer 204.
Abel, v., Minister 247.
Albrecht, Dr. Med. in Coburg 23.
Albrecht, Erzherzog v. Oesterreich 281.
Albert, Prälat in Salzburg 269.
Ammon, v., Prof. Theol. 227.
Ammon, v., Prof. u. Decan 305.
Andrian, v., Regierungspräsident 311.
Andreä, Valentin, Philosoph 78.
Anschütz, Schauspieler 195.
Auguste, königliche Prinzessin v. Bayern 281.
Ausin, v., Geheimerath 227.
Baltinos, griech. General 281.
Barth, Geheimerath 304. 316.
Bauer, Hofkammerrath, Aschaffenburg 264.
Baumgärtner, Kriegsr., Baiersdorf 107.
Bayern, Luitpold k. Prinz 281.
Bayern, Maximilian Joseph König von, 72. 185. 187. 245—253.
Bayern, S. Auguste, Max Joseph, Caroline und Ludwig.
Beaumarché, Buchdrucker, Kehl 71.
Becher, Gebr., Dr. Med. und Bergrath, Dillenburg 57.
Beck, Schauspieler, Mannheim 69.
Beil, Schauspieler, Mannheim 69.
Beckerhinn, Pharmazeut 89.
Benker, Hauptmann 304.
Bernadotte, Marschall 227.
Bertram, Joh. Bapt., Kunstkenner 219.
Besenbeck, Rect. Gymn. 204.
Beust, v., Major 261.
Billing, Gebr., Jugendgenossen 5.
Bischof, Gust., Prof. in Bonn 221. 261.
Black, Chemiker 288.
Blanchard, Aëronaut 92.
Bodenschatz, Superintendent, Baiersdorf 102.
Bognatowsky, russ. General 241.
Boisserée, Gebr. 219.
Bombelles, Marqu., franz. Gesandter in Regensburg 33.

Born, Ign. v. Born, Metallurg 186.
Brater, Ober-Appellationsgerichtsrath 259.
Braun, Schauspieler 195.
Breuning, Hauptmann 304.
Buchner, Chemiker 284.
Bucholz, Chem. 37. 301.
Bücking, Magistrathsrath 304.
Brauser, Arzt in Regensburg 127.
Bray, Graf v., 120.
Buirette von Oehlefeld, Bar. 182.
Büsching, Prof. 221.
Cagliostro, Graf v. 74—77.
Canstatt, Prof. 317.
Carl, Erzherzog v. Oesterreich, mein Held 282.
Carnelli, Dentist 203.
Caroline, Königin v. Bayern 254.
Cavendish, Chemiker 288.
Christian Friedrich, Markgr. v. Brandenburg 10.
Cornelius, Peter v. 279.
Cosel, Gräfin v., Maitresse 102.
Crell, Lor. v., Prof. in Helmstädt 64.
Cron, Dr., Studienlehrer 316.
Custer, Kaufmann 240.
Dalberg, Karl Theod. Fr. v., Coadjutor 95. 99.
Dannecker, Bildhauer 259.
Delius, Heinr. Fr. v. 136—141.
Dietrichs, Hausgraf, Regensburg 120.
Diehl, Spitalapotheker, Nürnberg 237.
Döberlein, Prof. 316.
Dörrien, Kath. Helena, Dillenburg 58.
Drechsel, Graf v., Regierungs-Präsident 257.
Duval, Regensburg 120.
Enßlen, Gebr., Physiker 74.
Erdl, Prof. der Anatomie 281.
Erthal, Friedr. Karl v., Churf. v. Mainz 93.
Esper, Eug. Joh., Prof. 156—159.
Eßlair, Schauspieler 195.
Fichte, Prof. Phil. 227.
Fikentscher, Georg, Dr. med., Schwiegersohn 282.
Fikentscher, Wolfg. Casp., in Redwitz 283.
Fischer, Fried. Oberpostm. 218.
Fischer, Theod., Justizcommissär 218.
Fleischmann, Andr., Jugendfreund 5.
Fleischmann, Dr. med., Stadtphysikus 234.
Fleischmann, Gottfr., Prof. Anat. 166.
v. Flotow, Botaniker 304.
Forster, Georg, Reisender 94.
Frank, Exjesuit 185.
Fraunhofer, Optiker 253.
Friedrich, Herzog, dann König von Würtemberg 175.
Friedrich der Leutselige, Markgr. v. Brandenburg 7. 8.
Frischmann, Apotheker in Erlangen 68.
Fritze, Dr. Med. in Dillenburg 55.
Funk, Apoth. u. Botaniker 126.
Gareis, Kreis- und Stadtgerichtsdirektor 316.
Gärtner, Hofapoth., Hanau 264.
Geiger, Chemiker 301.
Gemmingen, v., Minister 153.

Göller, Leg. Secr., Regensburg 120.
Göppert, Prof. in Breslau 304.
Görtz, Graf v., preuß. Diplomat 113.
Göthe, v., 283.
Göttling, Chem. 37.
Goldfuß, Prof. in Bonn 148. 221. 245. 261.
Großmann, Schauspieler in Mainz 69.
Guyton de Morveau, Chemiker 288.
Haberle, Prof. Bot. in Pesth 219.
Hänlein, v., Oberconsistorial-Director in München 245.
Hagen, Chem. 37. 173. 301.
Hagenbach, Prof. in Basel 219.
Hardenberg, k. preuß. Minister 137. 152. 187.
Harleß, Prof. in Bonn (56.) 221. 225. 261.
Harrer, Senator, Regensburg 113. 120.
Hecht, Apoth., Strasburg 65. 70.
Heerwagen, Rect., Culmbach 7.
Heinrich, Placidus, Prof. Phys. 36. 121.
Heinse, Dichter 93.
Held, Dr. Med. Hofr., Wetzlar 59.
Helm, Kaufm. 304.
Henke, Prof. Med. 232.
Herder, v., Regierungsrath 316.
Hermbstädt, Chem. 37. 301.
Herrmann, Prof. Botan., Strasburg 89.
Herzog, Pseudo-Apotheker 236.
Heß, Apoth. in Wetzlar 59. 114.
Heyfelder, Prof. Med. 203.
Hiepe, Apoth. in Wetzlar 55. 65.
Hildebrandt, Friedr., Prof. 154. 203. 204. 317.
Hildegard, k. Prinzessin von Bayern 281.
Hinterhuber, Prof. in Salzburg 267.
Höfling, Prof. 304.
Hofmann, Leibmedicus, Mainz 94.
Hofmann, Maler in Thurnau, Freund 4.
Hoppe, Heinr. Dav., Botaniker 117. 123. 218. 304.
Horn, Prof. Med. 227.
Hornschuch, G., Cob. Leibarzt 23.
Houwald, Gottl. Frh. v. 221.
Hüttlinger, Christine, Schwiegertochter 285.
Humboldt, Alex. v. 155.
Iffland, Schauspieler 69.
John und Rottler, Missionare in Trankebar 159.
Joseph II., deutscher Kaiser 36.
Irmischer, Dr., Pfarrer 316.
Isenflamm, Heinr. Fr., Prof. 142.
Isenflamm, Jac. Fr., Prof. 141.
Karl Alexander, Markgr. v. Brandenburg 32. 152.
Kastner, Hofrath 304.
Kettenburg, Bar. v. d., Minister 153.
Kießling, Tertius, Culmbach 7.
Kindler, Gemeindebevollm. 304.
Klaproth, Chemiker 37.
Klenze, Geheimerath v. 312.
Klinksieck, Dr. Med. 195.
Klüber, Prof., Staatsrath 135. 151. 204. 225.
Kniphof, Botaniker 38.

Knorr, Salinenrath in Berchtesgaden 271.
Koch, Regierungsrath 316.
Koch, Geheimehofrath 316.
Koch u. Leonhardi, Materialisten, Frankfurt 52. 53. 65.
Kocher, Gottl. Chr. v., Minister 219.
Köck, anatom. Zeichner 93.
Körnlein, Medailleur, Regensburg 121.
Kreitmayr, Geheimerath 185.
Kramp, Mathematiker 89.
Krieger, Buchh. in Gießen 61.
Küttlinger, Med.-Rath 236.
Labhardt, Kaufmann 247.
Lammers, Bürgermeister 303. 316.
Lammers, Dr. G. W., Hofapoth. 209. 316.
Lang, Jac., Rechtsconsulent 218.
Lang, Heinr., Med. Dr., Regensburg 120. 218.
Langermann, Med.-Rath 234.
Lavoisier, Chemiker 37. 288.
Leinker, Lor. Kanut, Apoth. in Nürnberg 69.
Leupoldt, Prof. Med. 232. 304. 316.
L'Huillier, franz. General 234.
Lindner, Spitalapoth. in Nürnberg 31.
Lippert, Prof. 198.
Lobstein, Prof., Strasburg 89.
Löhr, Archäolog, Mainz 81. 98.
Loschge, Heinr. Fr., Prof. Anat. 166. 234.
Louise, Königin v. Preußen 239.
Lowitz, Chem. 37. 301.
Ludwig, König v. Bayern 198.
Magold, Prof. Math., Landshut 253.
Maier, Mich. Alchymist 78.
Maison, Conrector, Culmbach 7.
Marheinecke, Prof. Theol. 227.
Martius, Aegid., Ururgroßvater 2.
Martius, Galeottus, Stammvater 2.
Martius, G. Sam., Großvater 2.
Martius, Joh. Kath. Antonie, Mutter des Verf. 1.
Martius, Karl v., Sohn 244.
Martius, Nicol., Urgroßvater 2.
Martius, Phil. Conr. Sam., Vater des Verf. 1.
Martius, Regina, Frau des Verf. 134. 302. 317.
Martius, Theod., Sohn 209. 286.
Martius, Wilhelmine, Tochter 282.
Maximilian Joseph, König v. Bayern 72. 185. 187. 248.
Mayer, Joh. Tob., Prof. Erlangen 111. 115.
Mayer, Pfarrh., Jugendgenosse 4.
Mayr, Schriftstecher, Regensburg 117.
Meder, Dr. Med. in Dillenburg 52.
Mergenbaum, Bar. v., in Aschaffenburg 264.
Meyer, Friedr., in Osnabrück 37.
Meyer, Hofapotheker, Stettin 149.
Meynier, Lector 204.
Moll, Erenbert Frh. v., Geheimrath, München 255.
Montgelas, Gr. v., Minister 185.
Montgolfier, Gebr., Aeronauten 63.
Müller, Joh. v. 94.
Nägelsbach, Justizamtm. 236.
Narischkin, Fürst v., ruff. Adjutant 241.
Nauheimer, Leibmed., Mainz 94.

Nebel, Prof. in Gießen 302.
Nees v. Esenbeck, Friedr., jun., Prof. 208. 261.
Nees v. Esenbeck, sen. 245. 261. 304.
Oken, Prof. 274.
Paracelsus, Theophrastus 267.
Pauli, Kaufmann, Gemeindebevollm. 304.
Pettenkofer, Dr. Leibapotheker 241.
Pflanz, Assess., Regensburg 31.
Piodaz, Kaufmann in Frankfurt 54.
Pöhlmann, Pädagog 204.
Preußen, Louise, Königin 239.
Preuschen, v., Präs. in Dillenburg 55.
Prick, Hofapotheker in Coburg 19.
Prick, Wilhelmine 22.
Priestley, Chemiker 37. 288.
Raab, Wilh., Apoth. in Baireuth 208.
Rau, Geh.-R., Heidelberg 245. 260.
Rebmann, K. Chr., Tribunal-Präsident 225.
Rechberg-Rothenlöwen, Graf von 239.
Reich, Dr. Med., Berlin 210.
Reichenbach, Bar. v. 206.
Reichmeister, v., in Stade 221.
Renaud, Pfarrer 316.
Reuter, Schauspiel-Dir. 195.
Richter, Dr. Lor., Subconrector 204.
Röser, Math., Apoth., Nürnberg 69.
Roland, Schauspieler 195.
Romanzow, Graf. v., russ. Gesandter 92.
Rosenegger in Salzburg 268.
Rosenmüller, Mag. in Leipz. 170.
Roser, Christ., Rosenkreuzer 77.
Roth, Botaniker in Vegesack 121.
Rudolph, Joh. Phil. Jul., Prof. Med. 30.
de la Rue, Kaufm. 304.
Rückert, Friedrich, Dichter 305.
Rumpf, Med. Ass., Bamberg 246.
Saint-Martin, Medailleur, Strasburg 81.
Saltzwedel, Apoth. in Frankfurt 54. 66. 92.
Sauer, Graf v. Ankenstein 121.
Schäfer, Prof. 316.
Schäffer, Superintendent, Regensburg 112. 127.
Scheele, Chemiker 37. 301.
Schlichtegroll, Fr. v., Gen. Secr. d. Akad. München 254.
Schlotthauer, Maler 279.
Schmeller, Andr., Prof. in München 36.
Schmidtlein, Prof. 304.
Schnell, Apoth. u. Rathsherr in Kaufbeuern 24.
Schrank, Fr. v. Paula, München 120. 244. 256.
Schreber, Joh. Chr. Dan. v. 143—151.
Schreger, Bernh., Prof. Chir. 163—165.
Schröder, Dr. Med. aus Wernigerode 21.
Schroll, Hauptmann 304.
Schubert, v., Prof. 281.
Schultes, Prof. Bot., Landshut 256.
Schwanthaler, Ritter v., München 311. 312.
Schweigger, Botan. Königsberg 149.

Schweigger, Prof. Theol. 151.
Seiler, Kirchenrath, Erlangen 106. 181.
Sömmerring, Anatom 93. 246.
Sophie Carol. Maria, Markgräfin v. Brandenburg 190—197.
Spielmann, Prof., Strasburg 89.
Spix, Akademiker, bras. Reisender 244. 247.
Stägmann, Schauspieler, Mainz 69.
Stallknecht, Pharmazeut 119.
Staudt, v., Prof. 316.
Steiglehner, Abt v. St. Emeran 36.
Stengel, Amalie v. 309.
Stengel, Franzisca v., Schwiegertochter 265.
Stengel, Bar. v., Stephan, griech. Cabin. Secr. 281.
Stieler, A. F., Hofmedailleur, Mainz 98.
Stillfried, Bar. v. 197.
Stobäus, Apoth. in Frankfurt 53.
Strack, Leibmedicus, Mainz 94.
Ströhlin, Frau, Regensburg 112.
Sturz, v., Rittergutsbesitzer 316.
Thomasius, Prof. 311.
Thurn u. Taxis, Karl Anselm, Fürst v. 32. 46.
Törring, Graf v., Regensburg 121.
Tournon, Inspecteur gén. 231.
Trautwein, Apoth., Nürnberg 244. 286.
Trommsdorff, Chem. 37. 284. 301.
Tscharner, Joh. Fr. u. Joh. Bapt. v., aus Chur 219.
Unzelmann, Schauspieler, Mainz 69.
Utzschneider, Geh.-R., v. 185.
Vahlkampf, Hofapoth., Mainz 93.
Vezet, Marquis de 177.
Vogel, Kirchenrath 231.
Wächter, Mineralienhändl., Bamberg 88. 141.
Wagemann, Chemiker 202.
Wagner, Andr., Prof. in München 148.
Walther, Salomon 212—215.
Wangenheim, K. A. Freih. v. 218.
Weikard, russ. Leibarzt 100.
Weinl, C. W., Hofapotheker 12. 177.
Weinl, Pfarrherr, Großvater 3.
Weißhaupt, Prof. 185.
Wendt, v., Hofrath, Erlangen 107. 160.
Werner, Mineralog, Freiberg 156. 171.
Westerholt, Al. Graf v. 121.
Westrumb, Chemiker 37.
Wiegleb, Chemiker 37. 301.
Will, Reg. Secr., Jugendgespiele 4.
Winkler, Buchdr. u. Buchhändler in Wetzlar 60.
Wölfing, Bürgermeister 303.
Wolf, Joh. Chr. Heinr., Apoth. Nördlingen 207.
Zenger, Prof. juris 311.
Zillerberg, Bar. v., Salzb. Ges. in Regensb. 55.
Zollner, Dr. Med., Leibarzt in Regensburg 53.
Zschokke, Heinrich 285.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druckfehler und Verbesserungen.

Seite	34	Zeile	18 v. u.	lies	statt	Malchushieb — Malchus Hieb.
—	69	—	15 v. o.	—	—	Ostantation — Ostentation.
—	89	—	7 v. o.	—	—	unentgeldlich — unentgeltlich.
—	92	—	9 v. o.	—	—	accredidirt — accreditirt.
—	253	—	2 v. o.	—	—	Frauenhofer — Fraunhofer.
—	—	—	4 v. u.	—	—	erhoben — versehen.
—	254	—	14 v. o.	—	—	botanischen — englischen.
—	268	—	14 v. o.	—	—	Joseph Haydn — Michael Haydn.

Werner.

Werner.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Martius, Ernst Wilhelm,

Erinnerungen aus meinem neunzigjährigen Leben

Leipzig 1847

Biogr. 743 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10064940-2